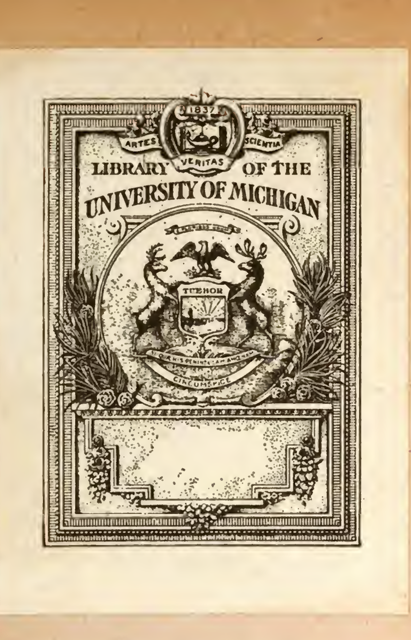
A 629290


ARTES
1837
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Grad R. R. L.
PT
2396
.A1
1886

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Vierter Band.

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage,

besorgt durch

Franz Muncker.

Vierter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1889.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.
Papier von der G. Haindl'schen Papierfabrik in Augsburg.

Digitized by Google

Vorrede.

Nach längerer Pause, deren Ursache in verschiednen äußern Umständen liegt, erscheint hiemit der vierte Band der sämtlichen Schriften Lessings, dem sich nunmehr in rascherer Folge die übrigen Bände anschließen werden. Er enthält die ersten prosaischen Arbeiten des jungen Verfassers, vorwiegend Beiträge zu Zeitschriften.

Die frühesten derselben fallen in das Jahr 1747 und sind in dem von Mylius herausgegebenen „Naturforscher" gedruckt. Daß ich in den sonstigen Zeitschriften aus jenen Jahren, welche Mylius und andre Freunde leiteten, vergebens nach Spuren von Lessings Thätigkeit suchte, habe ich schon in der Vorrede zum ersten Bande angemerkt. Von den dort aufgezählten Werken ist mir inzwischen auch das letzte, das ich damals noch nicht aus eigner Anschauung kannte, zugänglich geworden: „Der Freygeist, eine Wochenschrift auf das Jahr 1745. Leipzig, bey Johann Gottlieb Crull, 1746." (52 Blätter zu je 4 Seiten in groß 8°, die alle Montage erschienen; im ganzen 4 unpaginierte Blätter und 208 Seiten). Der Augenschein bestätigte, was ich damals nur vermuten und aus der allgemeinen Kenntnis der Lessingischen Jugendgeschichte schließen konnte: in dieser Zeitschrift, welche herauskam, während Lessing noch die Fürstenschule zu Meißen besuchte, stammt keine Zeile aus seiner Feder.

Konnte ich aber auch keine früheren litterarischen Versuche unsers Autors auffinden, die den bisherigen Herausgebern noch unbekannt gewesen, so durfte ich wenigstens gleich andern Forschern der letzten Jahre nach neuen Beiträgen Lessings zu Tagesblättern und Wochenschriften aus der Zeit seines Berliner Aufenthalts, wie ich hoffe, nicht erfolglos suchen. Meine Ausgabe fügt als Ergebnis einer sorgfältigen Durchsicht der „Berlinischen privilegirten Zeitung" von 1748 bis 1755 und der „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" von 1750 und 1751 mehrere längere und kürzere Bücherbesprechungen zu den Artikeln hinzu, welche in den letzten Jahren Redlich, B. A. Wagner, Maltzahn und Boxberger aus diesen Zeitungen als Lessings Eigentum mitgeteilt haben. Ob ich bei der Aufnahme oder Ausschließung solcher neuen Aufsätze stets das Richtige getroffen habe, weiß ich nicht; jedenfalls verfuhr ich überall mit der

101172

strengsten Vorsicht. Ich prüfte die einzelnen Artikel der beiden Zeitungen zuerst meistens, ohne daß ich die Arbeiten der genannten Forscher zur Hand hatte. Wo sich hernach erwies, daß mein Urteil mit dem ihrigen übereinstimmte, durfte ich weitern Zweifeln nicht mehr nachhängen. Wo aber Recensionen, welche Wagner oder Maltzahn und Boxberger (in der zweiten Auflage des Danzel'schen Werkes) für Lessing in Anspruch nahmen, mir unecht zu sein und andre ihm zu gehören schienen, die jene Forscher noch nicht angezeigt hatten, wiederholte ich meine Untersuchung, nicht selten drei- bis viermal, zu verschiedenen Zeiten, zwischen denen etwa vier und zwar vier der Beschäftigung mit Lessing und der gleichzeitigen Litteratur gewidmete Jahre lagen. Ich bemühte mich dabei geradezu, meine Ansichten mit jenen älteren in Einklang zu bringen; gleichwohl glaubte ich mehreres, was Boxberger und Maltzahn für Lessings Eigentum hielten, und selbst das eine und das andre, das Wagner ihm zuschrieb, wegen seines Inhaltes, seiner Tendenz oder seines Stiles schließlich noch eben so bestimmt ablehnen zu müssen als am Anfang. Damit jedoch der Leser, den meine Gründe vielleicht nicht immer überzeugen, in meiner Ausgabe nichts vermisse, was er in andern, namentlich in der neuesten, von Boxberger besorgten Spemann'schen Ausgabe (in Joseph Kürschners „Deutscher Nationallitteratur") findet, so teile ich jene meiner Meinung nach unechten Aufsätze, deren Unechtheit aber wenigstens nicht unwiderleglich bewiesen werden kann, in Anhängen hinter den einzelnen Jahrgängen der fraglichen Zeitungen mit.

Diesen Platz mußte ich besonders mehreren Aufsätzen aus der „Berlinischen Zeitung" von 1749 anweisen, die Boxberger und Maltzahn zuerst wieder abgedruckt haben. Ich vermisse an ihrem Stil wie an ihrem Inhalte das Lessingische Gepräge; dagegen scheint es mir bei vielen von ihnen unzweifelhaft, daß Mylius sie verfaßt hat. Von ihm rührt sicherlich die Anzeige des „Naturforschers" (im 15. Stück), die der „Deutschen Schaubühne zu Wien" (im 61. Stück), die des Lessingischen „Eremiten" (im 108. Stück) her; er und nicht Lessing, der nach seinen sonstigen Äußerungen über Klopstock und dessen Verehrer ganz anders von Reichels Büchlein über den „Messias" geurteilt hätte, kramte die plumpen Spöttereien darüber im 143. Stück aus. Auf seine Rechnung möchte ich auch mit W. A. Wagner die ungesalzenen Grobheiten gegen La Mettrie (im 9. Stück) und das nichtssagende Lob der Übertragungen von Frau Gottsched aus dem Englischen (im 137. Stück) setzen, das von der beißenden Schärfe, mit der Lessing die Arbeiten aus dem Gottschedischen Lager zu durchätzen pflegte, himmelweit entfernt ist, desgleichen die unfeine und zugleich witzlose Derbheit der beiden Aufsätze über den „Petit discours sur les grands bouquets à la mode" (im 145. und 155. Stück). Aber auch die Aufsätze über die „Bigarure" (im 133. und 149. Stück) scheinen mir im Stil nichts specifisch Lessingisches zu haben, und noch weniger Lessingisch dünkt mich die Ausdrucksweise in der Anzeige des „Kritischen Musikus an der Spree" (im 28. Stück), die auch nach ihrem Inhalte nicht wohl von Lessing stammen kann, und in den herzlich unbedeutenden Nachrichten über d'Alembert und Crebillon (im 92. Stück).

Aus den übrigen Jahrgängen der „Berlinischen Zeitung“ hatte ich keinen Artikel in den Anhang zu verweisen. Dagegen glaube ich die farblose kurze Bemerkung über Gottscheds „Neuen Büchersaal“ und sein „Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ im 9. Stück der „Critischen Nachrichten“ von 1751 bestimmt Lessing absprechen zu müssen. Eben so wenig Anteil scheint mir dieser an der Vorrede zum Jahrgang 1751 der „Critischen Nachrichten“ zu haben; ihr Stil und Inhalt legt die Vermutung nahe, daß Mylius, als er seine Wochenschrift schloß, sie allein verfaßte. Die Ankündigung dieses Jahrgangs hingegen, die zu Ende des Jahres 1750 erschien, halte ich für eine gemeinsame Arbeit der beiden Freunde und habe sie deshalb wie alles, was sich irgendwie als Lessings Eigentum erweisen läßt, unter seine Schriften selbst aufgenommen.

Noch teilte ich als Anhang zu den Aufsätzen aus dem „Naturforscher“ einen kurzen, erdichteten Brief mit, der in allen bisherigen Ausgaben fehlt. Die Form, in welcher dieser Brief im „Naturforscher“ gedruckt ist, erhielt er allem Anscheine nach von Mylius, wie denn auch ohne Zweifel die Antwort darauf von Mylius allein herrührt, der sich darin stets von seinem Freunde L. unterscheidet. Aber es werden hier die Vorwürfe, welche Lessing sich damals wegen seiner Anakreontischen Dichtungsversuche von seinen Eltern gefallen lassen mußte, gewissermaßen öffentlich wiederholt und vor aller Welt zurückgewiesen, und somit dürfte der, dem diese ganze Verteidigung galt, an dem Inhalte jener Scheltrede und der Antwort darauf, wenigstens des wichtigsten Satzes derselben, doch einen gewissen Anteil haben. Hingegen ist der mit Damon unterzeichnete läppische Brief im 21. Stück des „Naturforschers“, auf den Mohnike und dann wieder Maltzahn und Boxberger (in der zweiten Auflage des Danzel'schen Werkes, Bd. I, S. 96, Anm. 2) hinwiesen, auf keinen Fall von Lessing; da auch Boxberger ihn von seiner Ausgabe ausschloß, brauchte ich ihn nicht einmal im Anhang zu erwähnen.

Neu aufgenommen habe ich aus den Recensionen in der „Berlinischen Zeitung“ von 1749 und 1750 und in den „Critischen Nachrichten“ nur solche, in deren Stil oder Inhalt mir etwas geradezu auf Lessing zu deuten schien. Aufsätze hingegen, die nach ihrem allgemeinen Charakter wohl auch von ihm, aber eben so gut von Mylius oder einem Dritten geschrieben sein können, blieben ausgeschlossen, so z. B. die Anzeige des Vorspiels „Hermanns Wunsch“ im 2. Stück der „Berlinischen Zeitung“ von 1749. Die Besprechung von Wallbergens „Sammlung nützlicher Zauberkünste“ im 3. Stück desselben Jahrgangs nahm ich auf, weil die witzige Ironie der Schlußsätze entschieden Lessingisch klingt; ferner handelt es sich um ein Verlagswerk des Buchhändlers Metzler, mit dem Lessing in Verbindung stand; auch ist die Anspielung auf den Satz von der besten Welt zu beachten, die ähnlich gleich darauf in der unzweifelhaft Lessingischen Recension im 30. Stück wiederkehrt. In der Anzeige von Middletons „Germana monumenta“ (1749, Stück 49) spricht die häufige Auslassung des Hilfsverbums nach dem Participium Passivi für Lessing, den auch der Stoff dieses Werkes besonders anziehen konnte. Die spöttische Recension von Hechts „Schriftmäßiger Betrach-

tung" (Stück 50) ihm beizulegen, wurde ich durch den Ton dieses ganzen Aufsatzes, namentlich durch die satirische Wendung des Schlußgedankens bestimmt. Mit Boxberger und Maltzahn nahm ich die Fortsetzung der Besprechung des Gottschedischen „Neuen Büchersaals" (im 86. Stück) auf, obgleich B. A. Wagner ihre Echtheit bezweifelte. Denn die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die dieser Artikel verrät, sind keineswegs so tief oder so speciell, daß sie nur Mylius und nicht auch Lessing besessen haben könnte; der höhnische Ton desselben aber läßt viel eher auf den letztern schließen als auf Mylius, der die schuldige Rücksicht gegen seinen ehemaligen Lehrer Gottsched niemals so außer Acht gesetzt hat. Mit jenen beiden Herausgebern reihte ich auch die Anzeigen des „Schriftstellers nach der Mode" (im 83. Stück) und der „Lyrischen Gedichte" von Uz (im 135. Stück) unter Lessings Schriften, weil einzelne Sätze darin Lessingisch klingen; einen zwingenden Grund, die beiden Recensionen Mylius ab- und Lessing zuzusprechen, wüßte ich sonst nicht anzuführen.

Die Aufsätze des Jahrgangs 1750, die Wagner für Lessing in Anspruch genommen hat, vermehrte ich um drei. Der beißende Spott auf Cortum (im 33. Stück) erinnert im Ton und in den Worten ziemlich genau an spätere satirische Bosheiten unsers Verfassers; zur Anzeige der Abhandlung von Camenz (im 45. Stück) mochte sich Lessing durch den halb theologischen, halb philologischen Inhalt dieser Schrift, dann aber auch durch lokalpatriotische Rücksichten — Camenz stammte auch gleich ihm aus Camenz — getrieben fühlen; die Besprechung des Buchs über die Schauspielkunst von dem jüngern Riccoboni (im 88. Stück) darf man ihm um so eher zuschreiben, da er dasselbe zur gleichen Zeit in seinen „Theatralischen Beiträgen" übersetzte.

Zahlreicher sind die Aufsätze aus den „Critischen Nachrichten" vom Jahr 1751, die ich zum ersten Mal den Schriften Lessings beifügte.[1] Mehrere dieser neu aufgenommenen Recensionen betreffen Werke, die Lessing zur nämlichen Zeit in einem ähnlichen Sinn und Ton, zum Teil sogar mit übereinstimmenden Worten, auch in der „Berlinischen Zeitung" besprach, so daß von seiner Autorschaft bei der einen Kritik auf dieselbe auch bei der andern ziemlich zuverlässig geschlossen werden darf. So entsprechen in den „Critischen Nachrichten" die Anzeigen von Arnauds Gedicht auf den Tod des Marschalls von Sachsen im 15., von Gellerts „Briefen" im 25. und 26., von Naumanns „Empfindungen für die Tugend" im 31., von den „Caractères" der Frau von P*** im 43. Stück den längst als Lessingisch anerkannten Recensionen in der 31., 55., 86. und 132. Nummer der „Berlinischen Zeitung"; die Anzeige der „Allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt" im 45. Stück der „Critischen Nachrichten" hat an der Recension in der 141. Nummer der „Berlinischen Zeitung", die ich freilich ebenfalls zum

[1] Zu den von B. A. Wagner beigebrachten Beweisen, daß Mylius diesen Jahrgang herausgab, kann ich noch eine Stelle aus einem Briefe Gleims an Johann Adolf Schlegel vom 27. Februar 1751 (gedruckt im Archiv für Litteraturgeschichte IV, 12) anführen: „Habe ich Ihnen auch schon gesagt, daß Ramler die Critischen Nachrichten nicht mehr schreibt, auch Sulzer nicht mehr? Mylius ist ihr elender Skribent. Und sie sind auch seitdem recht herzlich elend."

ersten Mal unter Lessings Schriften aufgenommen habe, die Besprechung der Briefe Rousseaus im 12. Stück der „Critischen Nachrichten" an der Recension der Übersetzung dieser Briefe in der 57. Nummer der „Berlinischen Zeitung" ihr Gegenstück. Der Aufsatz ferner über die neue Ausgabe des „Dictionnaire étymologique" von Menage (im 11. Stück der „Critischen Nachrichten") wiederholt unmittelbar verschiedne Bemerkungen über Fehler, die Gottsched bei besserer Kenntnis der Etymologie hätte vermeiden können, aus Lessings Recension der Gottschedischen „Sprachkunst" in der 144. Nummer der „Berlinischen Zeitung" von 1748. Indes war diese Übereinstimmung zwischen einzelnen Beiträgen zu den beiden Zeitschriften für mich nie der einzige Grund, warum ich Lessing für den Verfasser eines solchen Beitrags erkannte. Ich nahm hier überall auch Eigentümlichkeiten seines Stiles wahr, Satzkonstruktionen und sprachliche Wendungen, die ihm besonders geläufig waren, Töne, die er auch sonst gern anschlug, Bestrebungen, die er überhaupt verfolgte. Meistens aber war schon der Stoff und Inhalt der Bücher, deren Recension ich ihm zuschrieb, der Art, daß er ihn ungleich stärker anziehen mußte als seinen Freund Mylius, oder daß wir mindestens von diesem Besprechungen in einem andern Ton erwarten müßten, als wir nunmehr vernehmen. So dürfte Mylius die „Beichte eines christlichen Komödianten" von Uhlich (Stück 44) mit heftigern Ausfällen gegen die Geistlichen und Oporins „Religion und Hoffnung im Tode" (Stück 46) mit mehr Nachsicht gegen die Freigeister angezeigt haben. Der philologische Sinn, den unter andern die Besprechungen der Schriften von Augusti und Zehner für und gegen Luthers Bibelübersetzung (Stück 2), von Chaulieus Werken (Stück 9), von Übertragungen aus dem Englischen (Stück 42) bekunden, würde es schon wahrscheinlicher machen, daß Lessing, als daß Mylius sie verfaßt habe, wenn sich auch nicht in dem einen dieser Aufsätze Worte über Luther fänden, die mit Lessings sonstigen Äußerungen über den Reformator aus jenen Jahren übereinstimmen, und in dem andern die Schilderung des echten Anakreontischen Dichters nach Inhalt und Form gleichfalls auf Lessing hinwiese. In der Anzeige der Briefe von Rousseau (Stück 12) macht sich die — echt Lessingische — Absicht geltend, den von der Welt verkannten und verlästerten Dichter zu „retten". Die Recension der Broschüre Benzins über die Nicolinischen Pantomimen (Stück 46) behandelt, um von allem andern abzusehen, einen Gegenstand, auf den sich Lessing damals mit einer gewissen Vorliebe öfters einließ. Aus ähnlichen, teils formalen, teils inhaltlichen Anzeichen glaubte ich noch die Kritiken der Altenburger „Neuen Bibliothek" und der Leichenpredigt von Lorenz und Lobrede von Fröreißen auf den Marschall von Sachsen (Stück 9 und 14) auf Lessings Rechnung setzen zu dürfen.

Nach einigermaßen veränderten Grundsätzen mußte ich bei den Recensionen in der „Berlinischen Zeitung" von 1751 verfahren. Die früheren Jahrgänge dieses Blattes und die „Critischen Nachrichten" gab Mylius heraus, Lessing beteiligte sich nur als Freund des Redakteurs, als gelegentlicher Mitarbeiter an ihnen; im Jahrgang 1751 der „Berlinischen Zeitung" aber redigierte Lessing den gelehrten Artikel und verfaßte ihn demgemäß auch nach der Sitte der Zeit zum

allergrößten Teile. Durfte ich bei jenen frühern Jahrgängen also nur die Beiträge Lessing zuschreiben, die mir ganz bestimmt das Gepräge seiner schriftstellerischen Eigenart zu tragen schienen, so hatte ich ihm jetzt auch nur die Aufsätze abzusprechen, deren Inhalt oder Form geradezu gegen seine Autorschaft zeugte. Von den übrigen Artikeln dieses Jahrgangs, die von ihm, vielleicht aber auch von einem andern verfaßt sein können, mußte ich im allgemeinen annehmen, daß sie aus seiner Feder stammten. Nach dieser Regel hat seiner Zeit schon Redlich in der Hempel'schen Ausgabe die Lessingischen Beiträge zur „Berlinischen Zeitung" von 1751 in viel größerer Anzahl gesammelt als seine Vorgänger; ich nahm noch einige auch von ihm übergangene Recensionen in meine Ausgabe auf, namentlich Anzeigen von philologischen, kulturgeschichtlichen, theologischen und moralphilosophischen Schriften, deren Stoff schon auf Lessing deutete, und Besprechungen von Büchern, die im Vossischen Verlag erschienen waren, deren Ankündigung Lessing also aus zwiefachem Grunde für seine Pflicht halten mußte. Aber auch Artikel über naturwissenschaftliche, ja selbst medicinische Schriften nahm ich unter Umständen auf, wofern sie wenigstens nur eine allgemeine Kenntnis der Disciplin, der sie angehörten, und kein fachmännisches Wissen verrieten, das sich Lessing nicht hätte aneignen können. Doch hoffe ich, daß auch hier stilistische und andere Gründe mein Vorgehen in jedem einzelnen Falle noch besonders rechtfertigen. Vielleicht bringt die Einleitung, welche V. A. Wagner vermutlich dem zweiten Teile seines kürzlich begonnenen Neudrucks aus der „Berlinischen Zeitung" (Berliner Neudrucke, Serie 1, Band 5 ff.) beigeben wird, über diese Recensionen noch einigen Aufschluß. Da es mir nicht gelang, von dem gerade über diese Dinge trefflich unterrichteten Herausgeber noch vor dem Druck etwas über den Inhalt jener Einleitung zu erfahren, so muß ich mich begnügen, die Ergebnisse derselben, die etwa von meinen Untersuchungen abweichen sollten, in einem späteren Bande nachzutragen.

„Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" druckte ich, so weit sein Inhalt nicht schon im ersten Bande mitgeteilt wurde oder erst im fünften Bande bei den „Briefen" von 1753 wiedergegeben werden soll, vollständig ab mit Ausnahme der wenigen als Kästners Eigentum nachgewiesenen Beiträge. Auch die Aufsätze des „Neuesten", die nur Übersetzungen sind, nahm ich auf. Sie gehören so notwendig zu dem Gesamtbilde dieser Monatsschrift und sind in mancher Hinsicht so bezeichnend für Lessing, daß es, zumal bei ihrer Kürze, angezeigt erschien, die strenge Regel, welche bloße Übersetzungen im allgemeinen von meiner Ausgabe ausschließt, zu ihren Gunsten hier zu mildern. Ferner druckte ich auch das von Robert Pilger angezweifelte Schreiben im Dezemberheft des „Neuesten" ab; das äußerliche Bedenken, das hier einzig und allein gegen Lessings Autorschaft spricht, der Umstand, daß der Brief unterzeichnet ist, während sonst unter Lessings eignen Aufsätzen im „Neuesten" jede Unterschrift fehlt, dünkt mich nicht beweiskräftig genug, um unserm Verfasser diesen seiner durchaus würdigen Beitrag abzusprechen, um so weniger, da wir auf die Frage, wer außer ihm den Brief geschrieben haben sollte, keinerlei befriedigende Antwort wissen.

Von Lessingischen Übersetzungen größerer Werke fällt in die Jahre, welche dieser Band umspannt, nur die der „Gefangnen“ von Plautus und der „Römischen Historie“ von Rollin. Eine sorgfältige Vergleichung des Originals mit der Übertragung ergab bei der letzteren, daß Lessing außer zwei unbedeutenden Anmerkungen, die ich in meine Ausgabe aufnahm, nichts zu seiner Vorlage hinzugesetzt hat.

Meinem Texte konnte ich überall die Originaldrucke zu Grunde legen. Handschriften kamen nirgends in Betracht; auch ließen sich keine Doppeldrucke ausfindig machen. Die textkritische Arbeit war daher einfach. Ich hielt mich in Orthographie und Interpunktion genau an jene ersten Drucke und verbesserte nur augenscheinliche Fehler derselben, an denen freilich besonders die „Berlinische Zeitung“ reich ist. Namentlich n und m ist daselbst oft verwechselt. Diese Vertauschung ist aber keineswegs in allen Fällen als bloßes Druckversehen zu erklären, sondern lag vielfach geradezu in der Absicht des Verfassers. Lessing wandte nicht nur oft die Formen der schwachen Deklination an, wo die strenge Grammatik starke Flexion erforderte, sondern er verband auch einige Präpositionen mit einem andern Casus, als wir jetzt gewohnt sind, so ohne meistens mit dem Dativ und zu in gewissen Fällen regelmäßig mit dem Accusativ. Daß wir es hier nicht mit bloßen Druckfehlern zu thun haben, beweist eine Stelle wie die auf S. 402, Z. 36 „bis zu Sie“. Diese grammatischen Eigentümlichkeiten des Schriftstellers blieben natürlich unangetastet. Die Pronomina der höflichen Anrede Sie, Ihnen, Ihr, Euch, Euer versah ich der Deutlichkeit halber wieder durchaus mit großen Anfangsbuchstaben, auch wo sie, wie regelmäßig im „Naturforscher“ und oft in der „Berlinischen Zeitung“, klein geschrieben waren. Sonst änderte ich an der alten Orthographie nur in den lateinischen Citaten das u, welches Lessing gewöhnlich, doch nicht immer statt des v in der Mitte der Wörter setzte (z. B. acquienisse). Wie schon Lachmann, unterschied ich hier überall nach der Aussprache zwischen u und v und ließ nur am Anfang der Wörter die Majuskel V statt U (z. B. Vmbria) stehen.

Den Einzeldruck der Übersetzung der Plautinischen „Gefangnen“ suchte ich und mit mir mein Verleger Monate lang vergebens, so daß ich mich zuletzt schon entschloß, das Vorwort dazu nur aus Maltzahns Ausgabe abdrucken zu lassen, wie das auch die andern neuern Herausgeber der Lessingischen Werke sämtlich gethan haben. Erst nachdem der betreffende Bogen längst rein gedruckt war, gelang es mir, die Originalausgabe jenes Sonderdrucks zu erhalten, aus der ich hier zu dem erwähnten Abdrucke (auf S. 194) Folgendes berichtigend und ergänzend nachtrage. Diese Einzelausgabe der „Gefangnen“, 72 Seiten in 8° stark, ist kein eigentlich neuer Druck, sondern beruht auf demselben Drucksatz wie die Übersetzung in den „Theatralischen Beiträgen“ und ist nur mit andern Seitenzahlen und Kustoden versehen. Wirklich neu hinzugekommen sind nur die ersten sechs Seiten, das Titelblatt nämlich und der „Vorbericht des Uebersetzers“. Das erstere lautet genau, wie auf S. 194 angegeben; nur ist Stuttgart, (nicht Stuttgard,) geschrieben. Im „Vorbericht des Uebersetzers“ stimmen die nächsten Sätze, die auf den S. 194 mitgeteilten Anfang folgen, genau mit dem

Wortlaut des Vorberichts in den „Theatralischen Beiträgen" (S. 83, Z. 24 ff.) überein; doch fehlen im dritten Satze (Z. 29) die Worte und zärtlichen. Etwas mehr weicht davon der Rest des Vorberichts in der Einzelausgabe ab (von Z. 31 an):

Sie werden mich mit Erbarmen ansehen, daß ich mir die Mühe genommen habe, die Wortspiele theils durch ähnliche Wortspiele zu übersetzen, theils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leser ja nichts von diesem Schatze verliere. Doch sie werden so gütig seyn, und mich so lange als einen Uebersetzer, welcher mit seinem Originale gewissenhaft umgehen will, ansehen, bis ich einmal meine Gedanken von dem Gebrauche der Wortspiele in den Komödien entdecke, und ihnen das Recht gebe, meinen Geschmack zu verdammen. Ich war anfangs Willens, in den Anmerkungen alle Schönheiten meines Dichters zu entwickeln; allein ich fand, daß sie zu weitläuftig würden, als daß man sie mit Vergnügen bey dem Stücke selbst, lesen könne. Sie sind also weggeblieben, sehr wenige ausgenommen, welche größtentheils nichts enthalten, als was wir zur Erklärung unsers Originals und zur Rechtfertigung unserer Uebersetzung nothwendig beybringen mußten. Findet diese Arbeit Beyfall, so wird es mich ungemein ermuntern, alles mögliche anzuwenden, daß wir einmal die sämmtlichen Lustspiele des Plautus unsern Landsleuten übersetzt vorlegen können. Könnte man etwas bessers thun, den itzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?

Zu einem andern Versäumnis, das ich hier nachholen will, wurde ich durch einen Fehler Boxbergers verleitet. Dieser reihte nämlich in der Spemann'schen Ausgabe zwei bereits von Wagner mitgeteilte Recensionen des Triller'schen „Wurmsamens" und einer Gegenschrift „Der Wurmdoktor", die im 48. Stück der „Critischen Nachrichten" von 1751 stehen, irrtümlich unter die Artikel der „Berlinischen Zeitung" aus demselben Jahre. Ich bin nicht überzeugt, daß die beiden Recensionen aus Lessings Feder stammen; denn ich kann mich nur schwer überreden, daß Lessing mit diesen beiden über allen Begriff elenden, witz- und sinnlosen Machwerken nicht noch viel gröber verfahren wäre. Ich hätte sie demungeachtet mindestens im Anhang mitgeteilt, wenn mich das Fehlen der beiden Aufsätze an der gebührenden Stelle in der Spemann'schen Ausgabe nicht stutzig gemacht und auf die Vermutung gebracht hätte, Boxberger habe bestimmte Gründe für ihre Unechtheit. Fast zu spät erkenne ich nun, daß ich mich getäuscht habe, und trage die beiden Aufsätze hier nach, obwohl ich nach wie vor bezweifle, daß Lessing sie verfaßt habe.

Frankfurt und Leipzig.[1]

Der Wurmsaamen. Ein Heldengedicht. Erster Gesang. Welchem bald noch XXIX. folgen sollen. Nach der

[1] [Acht und vierzigstes Stück. Freytags, den 26. November, 1751. S. 382—383.]

allerneuesten Mahlerischen, Schöpferischen, Heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet. Horat.

Vesanum tetigisse timent, fugiuntque poetam.
Qui sapiunt, agitant pueri incautique sequuntur.

1751. In Quart, 1 Bogen.

Wenn derjenige großmüthig genennet wird, welcher auch an seinem Feinde die Tugend lobt, so wird man es uns wenigstens vergeben, wenn wir gestehen, daß wir in diesem Bogen eine Art des Witzes bemerket haben, welcher vielleicht in der Satire sein Glück machen könnte, wenn er guten Mustern folgen wollte. Man darf es ja in diesen erleuchteten Zeiten nicht mehr beweisen, daß ein Einfall gut, obgleich nicht wahr, und eine Satire witzig, obgleich nicht gegründet seyn kan. Aber es fehlt gleichwohl dieser Satire noch viel an ihrer wahren Güte. Es scheint, als ob sie bey einer Pfeife Taback, oder bey dem Nähpult (denn wir sind wegen des Geschlechts des Verfassers sehr zweifelhaft) wäre verfertiget worden. Bald spottet der kritische Dichter, bald spielt er; bald redet die Ironie, bald die Kritik. Wir wissen, daß gewisse Kunstrichter den Milton strafen, daß sein Held der Teufel und die Haupthandlung seines Heldengedichts eine von diesem durchaus bösen Helden ausgeführte böse That sey. Der Held unsers Spötters ist

- - - ein Seraff, aller Seraffen
Oberhaupt, in den einsiedlerischen einsamen Wüsten der Scythen
Vormals gebohren, bey Zihim und Ohim, dunkel erzogen,
Wo Feldgeister und Kobolde hüpfen und springen,
Und die Rohrdommeln und Igel nisten und legen,
Mit Wind und Rauche, Nebel und Eißе ernähret ꝛc.

„Dieser böse Geist, vor welchem die Vögel verstummen, die Blumen ver„welken, das Honig zu Wermuth, das Licht zu Finsterniß und das Gold „zu Eisen wird, und welcher Raben, Eulen und Käuzlein zu Gefährden „hat, hat den Phöbus aus Deutschland vertrieben, und durch Ausstreu„ung seines edlen Wurmsamens das Vernunftlose und Abentheuerliche „in der Dichtkunst eingeführet." Was ist das anders, als ein böser Geist, ein Teufel des guten Geschmacks, welcher, nach unsers Satyrs Meynung, eine sehr böse That glücklich ausgeführet hat?

Daß diese Satire auf den Messias und einige andere neue demselben ähnliche Gedichte gehet, dürfen wir wohl unsern Lesern nicht erst sagen. Der Verfasser hat seine Leser nicht für so klug gehalten, dieses errathen zu können, indem er in den Noten den Messias und den Noah ausdrücklich nennet.

Doch wir glauben schon genug von dem Wurmsamen geredet zu haben. Wir wollen aber den Verfasser desselben noch selbst ein wenig reden lassen. So lautet der Anfang:

Von dem Wurmsaamen, der itzo so reichliche Früchte schon träget,
Daß nun die Dichtkunst der Deutschen ein anderes Wesen beginnet,
Sing ich Miltonisch, ja über Miltonisch, begeistert.
Helft mir ihr Musen, ihr neuen, gehirneten, bessern,
Dieses Vorhaben rühmlich vollbringen, und jaget
Alles natürliche, kriechende ferne von dannen,
Sylbenmaaß, Reime, Abschnitt und andere Zierden entweichen.
Daß ich nichts menschliches, oder gewöhnliches singe;
Sondern die Leser erstaunend, den Schwindel darüber bekommen,
Daß sie vor Freuden, die Köpfe an Wänden zerstossen.

Wie, wenn zwey von den folgenden Büchern von dem Hermann und dem Nimrod handelten? Sollte da die Satire nicht besser angewandt seyn?

Frankfurt und Leipzig.[1]

Der Wurm-Doctor oder glaubwürdige Lebensbeschreibung des Hrn. Verfassers vom Wurmsamen. 1751. In Oct. 1½ Bogen.

Dieses ist eine Antwort von dem Wurmsamen, von welchem wir itzo geredet haben. Wir glauben nicht, daß sie von einem Freunde des Hrn. Klopstocks oder seines gleichen herrühret. Diese werden weder eine Antwort für nöthig halten, noch ihre gute Sache so schlecht vertheidigen. Es fehlt zwar dieser Satire (denn eine Satire soll es doch wohl seyn) auch nicht an Witz und Erfindung: aber der Witz ist so gezwungen, und die Erfindungen sind so leer, daß wir besorgen, der Verfasser werde dadurch weder sich berühmt, noch seinen Gegner schamroth gemacht haben. Er dichtet, daß dieser Wurmdoctor einen Wurmdoctor zum Vater gehabt, daß er eine breite Nase, eine Frau mit einer langen Nase, einen Wurm an statt der Seele, und in seiner Jugend über ein Paar Affen die Aufsicht gehabt habe, und der Obersehraff sey genennet worden. Wozu dienet aller dieser Unrath? Doch es wird kommen. Er kauft sich von seinem mit der Wurmdocterey erworbenen Vermögen ein Bauergut mit einem Obstgarten. In diesem läßt er alle Bäume ausrotten, säet Wurmsamen hinein, und beschreibt in einem Heldengedicht diese und andere von seinen Heldenthaten. Wir wünschen, daß die Drohung dieses St. Georgenritters nicht erfüllet wird, und er nicht noch einmal die Lanze mit dem Lindwurm brechen möge.

Endlich teile ich an dieser Stelle noch eine schon von Boxberger in seine Einleitung zum „Neuesten" aufgenommene Buchhändleranzeige aus dem 33. Stück der „Berlinischen Zeitung" von 1751 mit, die vielleicht zwar nicht wörtlich von Lessing, doch aber kaum ganz ohne seine Beihilfe abgefaßt ist.

[1] [Acht und vierzigstes Stück. Freytags, den 26. November, 1751. S. 383—384.]

Nachricht.

Da[1] Se. Königl. Majestät, nach dem Tode des bisherigen Verlegers dieser Zeitungen Joh. Andreas Rüdigers, die Gnade gehabt, das Privilegium derselben auf den Buchhändler Chr. Friedr. Voß, auf ihn und seine Erben, übertragen zu lassen, so hat man für nöthig befunden, den sämtlichen Lesern hiervon Nachricht zu geben, und öffentlich zu versichern, daß man in Zukunft weder Mühe noch Kosten sparen werde, diesen Blättern, sowohl durch die Neuigkeit als Zuverlässigkeit der mitzutheilenden Nachrichten, den Beyfall des Publici zu verschaffen. Weil man nun wohl einsiehet, daß der Raum beynahe zu klein ist die gedoppelte Absicht derselben zu erreichen, so hat sich der Verleger entschlossen, sie durch eine monatliche Beylage von einem Bogen, doch ohne die geringsten ferneren Unkosten der Leser zu verstärken. Diese Beylage soll den gelehrten Neuigkeiten gewidmet seyn und zwar denen, welche diejenigen Künste und Wissenschaften betreffen, die bey den meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen. Man hat schon allzuviel wöchentliche Blätter, welche die ernsthafte Gelehrsamkeit zum Gegenstande haben; und da das ganze Feld derselben zu durchlaufen, bey gegenwärtiger Einrichtung, unmöglich ist, so glaubt man nicht übel gethan zu haben, daß man denjenigen Theil wählet, an welchem die Neugier der meisten, und auch unzähliger, welcher Hauptwerk die Studia nicht sind, Antheil nimmt. Der Titel dieser Beylage wird seyn: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, als eine Beylage zu rc. rc. und mit dem Ende des Monaths April soll der Anfang gemacht werden. Die Ausführung mag es lehren, ob man auf eine angenehme Art nützlich zu seyn weiß, und ob auch durch dieses Unternehmen die Ausbreitung des Geschmacks etwas gewinnet, welcher fast einzige gesittete Völker auf denjenigen Grad der Artigkeit bringen muß, auf welchem wir unsere Nachbarn bewundern.

Durch ihre bereitwillige Förderung meiner Arbeit haben sich auch bei diesem Bande sowohl öffentliche Bibliotheken als einzelne Freunde meiner Ausgabe Anrecht auf meinen wärmsten Dank erworben. Durch die gütige Vermittlung der Direktion der Münchner kgl. Hof- und Staatsbibliothek konnte ich zu wiederholten Malen auf längere Zeit die überaus seltnen alten Jahrgänge der „Berlinischen Zeitung" und die „Critischen Nachrichten" aus dem Besitze der königlichen Bibliothek zu Berlin in ungestörter Muße hier benützen. Das in dem Exemplar der königlichen Bibliothek fehlende Juliheft des „Neuesten" hat mein Freund Dr. Heinrich Welti nach einem Exemplar im Besitze der „Vossischen Zeitung", das mir selbst nicht hieher gesandt werden durfte, mehrmals sorgfältig verglichen. Herr Landgerichtsdirektor Robert Lessing in Berlin,

[1] [33. Stück. Donnerstag, den 18. März.]

dessen Gunst schon den früheren Bänden so reichlich zu statten kam, überließ mir sein Exemplar der ungemein seltnen Sonderausgabe der „Gefangnen" zu uneingeschränktem Gebrauche. Während der Vorbereitungen für den Druck dieses Bandes ging die Verlagshandlung in andere Hände über. Gleichwohl hat der frühere Besitzer, Herr Ferdinand Weibert, mich noch bei einem großen Teile dieses Bandes mit seinem treuen, mir stets schätzbaren Rat unterstützt, während der neue Inhaber der Göschen'schen Buchhandlung, Herr Adolf Nast in Stuttgart, sich die äußerliche Förderung der Ausgabe eifrig angelegen sein ließ.

München, im November 1889.

Franz Muncker.

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen früheren Ausgaben.)

Aus: Der Naturforscher, eine physikalische Wochenschrift auf die Jahre 1747 und 1748.

Seite

8. Stück 1
10. Stück 2
19. Stück 3

Anhang.

*19. Stück 4

Aus: Berlinische privilegirte Zeitung Auf das Jahr MDCCXLVIII.

No. 138. Catalogue d'une collection de livres 5
No. 143. Gottsched, Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 6
No. 144. Fortsetzung 7
No. 156. Geschichte des dreyssigjährigen Krieges und des Westphälischen Friedens 9

Aus: Berlinische Privilegirte Zeitung. Im Jahr 1749.

*3. Stück. Wallberg, Sammlung nützlicher Zauberkünste 11
30. Stück. Gottsched, Neuer Büchersaal. Des VIII. Bandes I. Stück . 12
32. Stück. Abhandlung von den Pantomimen 13
34. Stück. Meier, Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias . . . 14
47. Stück. Crebillon, Catilina, Tragedie 15
*49. Stück. Middleton, Germana quaedam Antiquitatis eruditae monumenta 17
*50. Stück. Hecht, Schriftmäßige Betrachtung über das Alter der Welt . 18
54. Stück. Juvenel de Carlencas, Geschichte der schönen und andern Wissenschaften 19

Seite
57. Stück. Neue Fabeln und Erzehlungen in gebundener Schreibart . . 20
64. Stück. Hudemann, Vier Bücher von der Betrachtung des Todes . 22
67. Stück. Gottsched, Gesammlete Reden 23
72. Stück. Pensées raisonnables opposées aux Pensées philosophiques . 23
81. Stück. Die Kraft der Musik 24
83. Stück. Der Schriftsteller nach der Mode 24
86. Stück. Gottsched, Neuer Büchersaal. Des VIII. Bandes 3. und 4. Stück 25
96. Stück. Christ, Fabularum aesopiarum libri duo 27
127. Stück. Cuno, Versuch einiger moralischen Briefe in gebundener Rede 28
128. Stück. [Fortsetzung] 29
130. Stück. Cuno, Creütztriumph. Ode über seinen Garten 30
135. Stück. [Uz] Lyrische Gedichte 31
138. Stück. Gottsched, Neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle . . . 32

Anhang.

9. Stück. [La Mettrie] Epitre à mon Esprit 35
15. Stück. Der Naturforscher 35
28. Stück. [Marpurg] Der Critische Musicus an der Spree 36
61. Stück. Die Deutsche Schaubühne zu Wienn 37
92. Stück. D'Alembert, Recherches sur la Precession des Equinoxes 38
108. Stück. [Lessing] Der Eremite 38
133. Stück. La Bigarure 39
137. Stück. Gottschedinn, Neue Sammlung auserlesener Stücke, aus Popens, Eachards, Newtons, und anderer Schriften, übersetzt 40
143. Stück. Reichel, Critik über den Wohlklang des Sylben Maases in dem Heldengedichte, der Messias 40
145. Stück. [Grimm] Petit Discours sur les grands Bouquets à la mode 41
149. Stück. La Bigarure, 9. Stück 42
155. Stück. Eine kleine Betrachtung über die grossen Modesträusser . . . 43

Römische Historie; aus dem Französischen des Herrn Rollins ins Deutsche übersetzt.

Vierter Theil. 1749 45
* Anmerkung 45
Fünfter Theil. 1750 45
Sechster Theil. 1752 46
* Anmerkung 46

Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. 1750.

Erstes Stück.
Vorrede 49

Seite

Abhandlung von dem Leben, und den Werken des Marcus Accius Plautus 57

Zweytes Stück.

Die Gefangnen, ein Lustspiel. Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt 83

Drittes Stück.

Critik über die Gefangnen des Plautus 131

Samuel Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauspiele, übersetzt von Gregorius 175

Viertes Stück.

Die Schauspielkunst, an die Madame *** durch den Herrn Franciscus Riccoboni, den jüngern. Vorbericht des Uebersetzers 180

Beschluß der Critik über die Gefangnen des Plautus 180

Die Gefangnen, ein Lustspiel. Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt. 1750.

Vorbericht des Uebersetzers 194

Aus: Berlinische Privilegirte Zeitung. Im Jahr 1750.

29. Stück. [Bodmer] Noah, ein Helden-Gedicht 195

*33. Stück. Cortum, Der banquerot gewordene Professor 196

*45. Stück. Camenz, De dono linguarum et eloquentiae 196

56. Stück. [Cousbruch] Poetische Erzählungen 197

*88. Stück. Riccoboni, le fils, Art du Theatre à Madame *** . 198

98. Stück. Epitre à un jeune Auteur 199

Aus: Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das Jahr 1750.

Anhang. [Ankündigung des folgenden Jahrgangs] 200

Aus: Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das Jahr 1751.

*2. Stück. Augusti, Die vertheidigte Version der Deutschen Bibel D. Martin Luthers 202

7. Stück. Gottsched, Das erhöhte Preussen 203

Cervantes, La Zingarella, tradotta da Romani . . . 204

*9. Stück. Chaulieu, Oeuvres 206

*Neue Bibliothek 208

10. Stück. Walch, Wahrhafte Geschichte der seligen Frau Catharina von Bora 209

Seite
*11. Stück. Menage, Dictionnaire Etymologique de la Langue Françoise 211
*12. Stück. Rousseau, Lettres sur différens sujets de Literature . 216
13. Stück. Gottsched, Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 218
*14. Stück. Lorenz und Fröreißen, Leichenpredigt und Lobrede auf den Marschall von Sachsen 219
15. Stück. Chaufepié, Nouveau Dictionnaire historique et critique 221
*[Arnaud] La Mort du Maréchal Comte de Saxe . . . 223
18. Stück. Freytag, Analecta Litteraria de libris rarioribus . . 224
24. Stück. Montiano, Discurso sobre las Tragedias Espagnolas . 225
*25. Stück. Gellert, Briefe 226
*26. Stück. Beschluß 227
27. Stück. [Bodmer] Jacob und Joseph 229
[Bodmer] Die Synd-Flut 231
[La Mettrie] L'Art de joüir 232
*31. Stück. Naumann, Empfindungen für die Tugend 232
Reinhard, Carmen de Leucorrhoea 233
34. Stück. [Arckenholtz] Memoires concernant Christine, Reine de Suède 234
Hentsch, Introductio plana in philosophiam 239
35. Stück. Memoires concernant Christine, Fortsetzung 241
36. Stück. Fortsetzung 246
37. Stück. Fortsetzung 253
38. Stück. Beschluß 257
*42. Stück. Mêlange de differentes pieces de vers et de prose . . . 261
*43. Stück. Madame de P***, Les Caracteres 263
44. Stück. [Alemann] Lustige Lebensgeschichte Gußmanns von Alfarache 266
44. Stück. Hentsch, Introductio plana in philosophiam, Conamen II. 269
*[Uhlich] Eines christlichen Comödianten Beichte an GOtt 269
Schreiben an die Verfasser der C. N. 270
*45. Stück. Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz- und Cameralwesens 273
*46. Stück. Benzin, Versuch einer Beurtheilung der pantomimischen Opern des Hrn. Nicolini 274
*Oporin, Die Religion und Hofnung im Tode 276
47. Stück. [Nachricht vom Tode La Mettries] 279
48. Stück. Wezel, Analecta hymnica 279
51. Stück. Klopstock, Ode an GOtt 281

Anhang.

9. Stück. Gottsched, Neuer Büchersaal, 10. Band 282
Vorrede [zum Jahrgang 1751] 283

Seite

Aus: Berlinische Privilegirte Zeitung. Im Jahr 1751.

21. Stück. Albertinus, Historie der Gelahrtheit 285
*22. Stück. Nieupoort, Rituum, qui olim apud Romanos obtinuere, succincta explicatio 286
24. Stück. Physikalische Belustigungen 288
25. Stück. [Pontoppidan] Menoza ein Asiatischer Prinz 289
28. Stück. [Oftenfelder] Die Weiberstipendien. Der Faule und die Vormünder 291
30. Stück. Geschichte der Böhmischen Prinzeßinnen 291
31. Stück. [Arnaud] La Mort du Maréchal Comte de Saxe . . . 293
32. Stück. [Toussaint] Histoire des Passions 295
33. Stück. Claville, Von dem wahren Verdienste 296
35. Stück. Hofmann, Dritte und letzte gegründete Anzeige derer Herrenhuthischen Grund-Irrthümer 298
36. Stück. Boerner, Institutiones Theologiae symbolicae 299
37. Stück. Gottsched, Gedichte 301
38. Stück. Rambach, Sammlung auserlesener Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten 302
39. Stück. Chaufepié, Nouveau Dictionaire historique et critique . 304
40. Stück. Beschluß 305
41. Stück. Le Cosmopolite 306
46. Stück. Kanz, Kurtzer Begrif des biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren 308
48. Stück. Toussaint, Historie der Leidenschaften 310
49. Stück. Simonetti, Sammlung vermischter Beiträge zum Dienste der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion 312
*54. Stück. [Köhnsen] Betrachtungen über die Sittenlehre der Vernunft 313
55. Stück. Gellert, Briefe 315
56. Stück. Briefe der Ninon von Lenclos 317
Duclos, Considerations sur les Moeurs de ce siecle . . 318
57. Stück. Rousseau, Sammlung critischer Briefe 319
58. Stück. Schauplatz der Natur 320
Hollberg, Moralische Fabeln 321
59. Stück. Vermischte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geschichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften 322
61. Stück. Lieder (bey welchen man gähnen wird) 3 324
64. Stück. [Arckenholtz] Memoires concernant Christine Reine de Suede 325
65. Stück. Janozki, Polonia litterata nostri temporis 326
69. Stück. Jöcher, Allgemeines Gelehrten Lexicon. Dritter Theil . 327
70. Stück. Belustigungen auf dem Lande, bey Hofe und in der Stadt 329

Seite
73. Stück. [Loen] Moralische Gedichte 330
74. Stück. Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in den berühmtesten Gegenden von Westphalen 331
77. Stück. Brucker, Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte 332
*80. Stück. Reinhard, Einleitung zu den Kirchengeschichten des alten Bundes 333
*83. Stück. Altmann, Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der Helvetischen Eisberge 334
86. Stück. Naumann, Empfindungen für die Tugend 335
87. Stück. Bock, Erbauliche Reden an die Gemeine 337
88. Stück. Lilienthal, Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltnen göttlichen Offenbarung 338
90. Stück. Fenelon, Kunst glücklich zu regieren 339
92. Stück. Falschheit der neuen Propheten 340
93. Stück. Le Cousin de Mahomet 340
*94. Stück. Hermann, Physiologie 341
95. Stück. Härlemann, Reise durch einige Schwedische Provinzen . 342
96. Stück. [Hagedorn] Horaz 344
98. Stück. [Huber] Oden, Lieder und Erzehlungen 345
99. Stück. Schwarz, Reise in Ostindien 346
100. Stück. Guevara, Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben 347
*102. Stück. Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz- und Cameralwesens 348
103. Stück. Dieu meriteroit-il bien qu'un homme eut pour lui des egards et du respect? 350
104. Stück. Lettres iroquoises 351
106. Stück. Schaarschmidt, Physiologie 353
107. Stück. Commentarii Altonani 354
Schubert, Lehrgedichte 354
111. Stück. [Dodsley] Le Bramine inspiré 355
112. Stück. Jakobsen, Der dänische Avanturier, übersetzt 356
*114. Stück. Behr, Medicina consultatoria 357
115. Stück. Haller, Opuscula anatomica 358
121. Stück. [Alemann] Lustige Lebensgeschichte Gußmanns von Alfarache 360
124. Stück. Bernhardi, Oden, Lieder, Erzählungen und Briefe . . 360
125. Stück. [Consbruch] Versuche in Westphälischen Gedichten . . . 362
127. Stück. Stockhausen, Sammlung vermischter Briefe 363
129. Stück. Voltaire, Kleine historische Schriften 364
131. Stück. Amusemens d'un Prisonnier 365
132. Stück. Madame de P***, Les Caracteres 366

Seite
134. Stück. Schaubert, Anweisung zur regelmäßigen Abfassung teutscher Briefe 367
135. Stück. Ahlwardt, Einleitung in die Philosophie 368
*136. Stück. Alberti, Briefe 369
138. Stück. Heumann, Erklärung des neuen Testaments 370
140. Stück. M***, Le Prince des delices des coeurs 370
*141. Stück. Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz und Cameralwesens . . 371
142. Stück. Lyttleton, Anmerkungen über die Bekehrung und das Apostelamt Pauli 372
143. Stück. Warburton, Göttliche Sendungen Mosis 373
144. Stück. Geheime Liebesgeschichte Heinrichs des IV. 374
145. Stück. [Lessing] Kleinigkeiten 375
146. Stück. Klopstock, Ode an GOtt 376
149. Stück. Bower, Unpartheyische Historie der römischen Päbste . . 376
151. Stück. Duclos, Memoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. Siecle 378
152. Stück. Cuno, Ode über seinen Garten. Zweyte Auflage . . . 379
153. Stück. Oelrichs, Commentationes Historico-Literariae 380
155. Stück. Haupt, Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der heil. Dreyeinigkeit 382

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, als eine Beylage zu den Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen. 1751.

Monat April 1751 387
Monat May 1751 399
Monat Junius 1751 413
Monat Julius 1751 427
Monat August 1751 437
Monat September 1751 449
Monat October 1751 450
Monat November 1751 462
Monat December 1751 462

Aus:

Der Naturforscher,

eine physikalische Wochenschrift

auf die Jahre 1747 und 1748.[1]

Herr Naturforscher,

Ich habe alle Ihre Blätter bishero gelesen, weil ich Ihr Freund bin. Ich kann es leicht errathen, daß Ihnen diese Ursache nicht allzuwohl gefallen wird. Schlecht genug! werden Sie sagen, daß es bloß aus Freundschaft geschehen ist. Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind. Nun gut, gut! erzürnen Sie sich nur nicht! Ich habe das letzte noch nicht geläugnet, da ich Ihnen das erste von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und schön seyn. Muß ich sie aber deswegen lesen? Ich müßte viel Zeit auf das Studiren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieser Gattung lesen wollte. Was ich lesen soll, muß mich vergnügen können. Sie wissen schon, was ich unter dem Worte vergnügen verstehe. Und in diesem Verstande, ich sage es Ihnen unter die Augen, fehlt es Ihren Blättern noch sehr an dieser, zur Erhaltung meines Beyfalls, nothwendigen Eigenschaft. Ich merke, ich bin nun ziemlich nahe bey dem Zwecke meines Briefes. Ich wollte Ihnen nämlich schreiben, Sie sollten sich gefallen lassen, mich künftighin entweder nicht mehr unter Ihre Leser zu rechnen, oder in Ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurtz, mehr von dem anzubringen, was mich und

[1] [Leipzig, bey Johann Gottlieb Crull. Lessings Teilnahme ward im achten Stücke (Sonnabends, den 19. des Augustmonats, 1747), S. 63 f. durch obigen Brief und dieses Vorwort des ungenannten Herausgebers Christlob Mylius angekündigt: „Folgendes ist mir vor wenig Tagen eingehändiget worden. Ich werde mich aller Beyträge meines anakreontischen Freundes bedienen, weil ich weis, daß ich viel anakreontische Leser habe."]

meines gleichen vergnügen kann. Sie schreiben zu trocken. Wo hat denn jemals Anakreon so geschrieben? Ich weis wohl, Anakreon war kein Naturforscher, und Sie, als Naturforscher, wollen kein Anakreon seyn. Wenn ich nun aber alle andere Scribenten, ausgenommen die anakreontischen, mit Verdruß lese: wollen Sie denn, daß ich Sie auch mit Verdruß lesen soll? Entschuldigen Sie sich nur nicht mit der Trockenheit Ihrer Materie. Wenn Sie nur wollen, sie wird Ihnen oft genug Gelegenheit geben, die feinsten Scherze von Liebe und Wein anzubringen. Gesetzt aber, dieses wäre wider Ihr physikalisches Gewissen: nun wohl! so tragen Sie es einem andern auf, dessen Gewissen nicht so zärtlich ist. Wenn Sie mir ein gut Wort geben wollten, vielleicht thäte ich es selbst, und theilte Ihnen dann und wann meine Einfälle mit. Sie möchten nun so schlecht seyn, als sie wollten: so viel würden Sie doch dadurch erlangen, daß ich einer von Ihren Lesern bliebe. Denn, es Ihnen nur im Vertrauen zu gestehen, ich lese mich selbst gar zu gern. Wollen Sie etwan eine Probe von meiner Arbeit sehen? Hier ist eine. Ihr viertes Stück hat mir den Stoff dazu gegeben. Ich bin ꝛc.

L.[1]

Mein Herr,[2]

Die Griechen und die Römer ziehen wider Sie zu Felde, wofern Sie noch mehr anakreontische Freunde zu Mitarbeitern annehmen. Der Beyfall unserer witzigen Jünglinge wird Sie nicht vor dem Zorne schützen, den Sie bey den Vertheidigern der Alten erregen. Die ersten fangen zwar an, Ihre Blätter, wie die Ebräer, von hinten zu lesen: damit ihnen die artigen Briefe Ihrer Correspondenten zuerst in die Augen fallen: allein die griechischen Gelehrten unserer Zeiten verschwören es, eine Zeile von Ihnen anzusehen, wofern Sie nicht dem Anakreon eine Ehrenerklärung thun lassen. Ist denn nun aber die Beleidigung so groß, die am Ende

[1] [Dazu von Mylius die Bemerkung: „Die Beylage folgt im nächsten Stück.“ Dort, im neunten Stück (Sonnabends, den 26. des Augustmonats, 1747), S. 71 f. stehen denn auch die Lieder Die drey Reiche der Natur und Die Wetterprophecehung (vgl. Bd. I, S. 95 und 121), beide mit L. unterzeichnet und durch diese Worte des Herausgebers eingeleitet: „Hier folgt die vor 8 Tagen zurück gebliebene Beylage. Die darauf folgende kleine Ode, und alle künftigen Gedichte, worunter der Buchstabe L stehet, kommen von meinem anakreontischen Freunde. Ich mache dieses einmal für allemal bekannt, damit ich dem verdienten Ruhme seines muntern Witzes nichts entziehen und mit fremden Schönheiten prangen zu wollen scheinen möge.“]

[2] [Zehntes Stück. Sonnabends, den 2. des Herbstmonats, 1747. Nach der kurzen Antwort steht das Lied Der Sommer; vgl. Bd. I. S. 122.]

Ihres achten Stückes diesem Dichter wiederfahren ist? Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, wenn Sie nur die Worte selbst, mit ihren Folgen, in Erwägung ziehen. Anakreon, der grundgelehrte Anakreon, den Fontenelle den größten Philosophen mit Recht an die Seite stellet, soll ein bloßer Witzling, und kein Naturforscher, gewesen seyn? Um der Musen willen! das ist zu viel. Das ist eine Lästerung wider das ganze Alterthum, die nicht ungeahndet bleiben kann. Denn, nur eins zu gedenken: wer hat wohl jemals unter allen Menschen die Natur des Weines, und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht, als dieser alte Jüngling? Und wer hätte wohl über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams, der Lotusblätter artiger und scharfsinniger philosophiren können, als er, der an Feinheit des Geschmacks, und an langer Erfahrung die stärksten Weltweisen übertraf? Soll ich noch mehr Gründe anführen, Anakreons tiefe Einsicht in die Naturlehre zu beweisen? so erinnern Sie sich nur seiner neunzehnten Ode. Darinne liegt ein ganzes Königreich von Wahrheiten verborgen. Einer von meinen Freunden verfertiget ein philologisch-critisch-historisch-philosophisches Dissertatiönchen von dreyßig neuen physikalischen Entdeckungen, die er in den Schriften dieses philosophischen Dichters gemacht hat. Von ihm, als von einem jungen Gelehrten, haben Sie eben nicht so viel zu besorgen, ob er gleich in seinen Meynungen hitzig ist. Aber wenn ich Ihnen aufrichtig rathen soll: so verderben Sie es ja nicht mit den Graubärten. Diese sind unversöhnlich; und wer den griechischen Verfassern nur eine scheele Mine macht, der verdienet wenigstens den Namen eines Ketzers. Wenn sie noch gnädig mit ihm verfahren: so verdammen sie ihn gewiß zum Feuer; und daraus ist freylich keine Erlösung zu hoffen. Lassen Sie sich also bey Zeiten warnen. Ich bin 2c.

C.

Mein Herr,

Sie haben recht. Ich bin 2c.

L.

Herr Naturforscher,[1]

Mein Mägdchen hat Ihr 17. Stück von mir zu lesen bekommen. Sie schickte mir es heute wieder zurück, und zugleich gegenwärtiges Liedchen.

[1] [Neunzehntes Stück. Sonnabends, den 4. des Wintermonats, 1747. S. 150. Auf den kurzen Brief folgt das Gedicht Die Versteinerung (vgl. Bd. I, S. 123), mit C * * * unterzeichnet.]

Ich muß es Ihnen doch mittheilen, ob es gleich nur für mich alleine ist. Sie hat zwey Lehrmeister im Singen; mich und die Liebe. Von mir lernt sie die Reime, und von der Liebe die Empfindungen. Wenn sie die letztern durch die erstern verunstaltet, so schreiben Sie es mir zu. Ich bin ꝛc.

L.

Anhang.

Mein Herr,[1]

Ich weis nicht, was Sie für närrisches Zeug machen. Was T= = wollen Sie denn mit Ihren Sauf= und Hurenliedern in Ihrem Naturforscher? Ist es nicht eine Schande, daß Sie solch abgeschmacktes Zeug mit hinein setzen! Das muß ein infamer Kerl seyn, der diese Lieder macht. Ein Erzthurer und Säufer muß er seyn. Wenn Sie seinen Narrenspossen nur noch einen quer Finger breit Platz einräumen, so werde ich Sie auch dafür halten. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Horribilicribrifax II.

---

[1] [Neunzehntes Stück. Sonnabends, den 4. des Wintermonats, 1747. S. 149. Mylius erklärt darauf, daß er die scherzhaften kleinen Gedichte des Herrn L., „welcher so ein großer Feind der angeführten Ausschweifungen ist, als der Herr Horribilicribrifax nimmermehr seyn wird, oder ehemals gewesen seyn kann,“ nebst allen vernünftigen Lesern für eine Zierde seines Blattes halte und sie daher auch ferner bringen, ja sogar seinen Freund täglich aufmuntern werde, „seinen Vorsatz, die ganze Naturlehre in anakreontischen Oden heraus zu geben, auszuführen.“]

Aus:

Berlinische privilegirte Zeitung

Auf das Jahr MDCCXLVIII.[1]

Berlin.[2] *Catalogue d'une collection de livres en Theologie, en Droit, en Medecine, en Histoire generale et particuliere, en Philosophie, Politique, Mathematique et Physique, en Poesie et en ouvrages de litterature, et de belles lettres; en Allemand, Grec, Latin, Anglois, François, Italien et Espagnol, proprement reliés, exposés en vente publique aux plus offrans, chez JEAN ANDRE RUDIGER, Marchand Libraire, le 30. Dec. MDCCXLVIII.* 15 Bogen. Dieses ansehnliche Bücherverzeichniß ist, nebst der den 30. Decemb. bevorstehenden Auction der darinnen enthaltenen Bücher, schon einigemal in diesen Zeitungen angekündiget worden. Wir können aber nicht unterlassen, wegen der vielen darinnen enthaltenen sehr raren und kostbaren Werke, nochmals Nachricht davon zu geben. Es befindet sich z. E. darunter, Casp. Schwenkfelds gesamte Schriften, *Magna Bibliotheca Patrum veterum etc.* Aldrovands sämtliche Werke, *J. G. Graevii Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae, J. A. Thuani Historia sui temporis, Polydori Vergilii historia Angliae,* und viele noch grössere und seltenere Werke. Dabey sind fast alle diese Bücher sehr sauber und prächtig eingebunden. Wie oft werden rare Bücher in vielen Ländern vergeblich aufgesucht, oder mit übermäßigen Kosten bezahlt? Hier aber hat das Glück die besten Werke versammlet, so, daß ein Bücherliebhaber sehr unbillig gegen sein Ver-

[1] [BERLIN, Zu finden bey Johann Andreas Rüdiger und allen Post-Aemtern. 157 Nummern von durchschnittlich 4 Blättern 8°. — Christlob Mylius leitete den gelehrten Artikel der Berlinischen Zeitung seit dem 6. November 1748; um dieselbe Zeit siedelte Lessing von Wittenberg nach Berlin über und ordnete dort zunächst die Büchersammlung des Buchhändlers Rüdiger. Vor der Mitte des November lieferte er deshalb sicherlich keine Beiträge zu jener Zeitung.]

[2] [No. 138. Sonnabend, den 16. November.]

gnügen handeln würde, wenn er diese Auction ohne seine Gegenwart oder Ordre wolte vorbey gehen lassen. Der Catalogus ist noch bey Herr Rüdigern, dem ältern, umsonst zu haben. Ein jeder wird aus selbigem sehen, daß wir noch nicht genug zum Lobe dieser Sammlung gesagt haben.

Leipzig.[1] Bernhard Christoph Breitkopf hat verwichne Michaelsmesse geliefert: Grundlegung einer deutschen Sprachkunst; nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset von **Johann Christoph Gottscheden.** 8. 1½ Alphabet. Endlich erscheinet die so lange versprochne deutsche Sprachlehre des Hrn. Prof. Gottscheds in Leipzig, von welcher wir itzo einige Nachricht geben wollen. Er hat sie den deutschen Gesellschaften in Königsberg und Göttingen zugeschrieben. Fast gleich zu Anfange meldet der Hr. Professor der gelehrten Welt, daß er 48 Jahr alt ist, und, daß er 24 Jahre über seiner Sprachlehre gearbeitet, daß er im 18. Jahre seines Alters rein deutsch zu schreiben angefangen, und daß ihm dieses Buch unter allen seinen Büchern die meiste Mühe gekostet hat. Vielleicht ist es auch das beste unter allen seinen Büchern. Wir merken aus der Vorrede nur noch an, daß er einem fränkischen Sadduçäer das Maul stopfet, welcher sich träumen lassen, niemand, als ein gebohrner Franke, könne gut deutsch reden. Wir erinnern uns, daß vor einiger Zeit der Hr. Prof. Christ in Leipzig, ein gebohrner Franke, in einem recht altfränkisch geschriebenen deutschen Werkchen, dergleichen vorgegeben. Der Hr. Prof. Gottscheb beantwortet dieses Vorgeben hauptsächlich durch Anführung vieler guter deutscher Scribenten aus andern deutschen Provinzen; wiewohl verschiedene davon hätten weg bleiben können. Diese Sprachlehre besteht aus den gewöhnlichen 4 Theilen, aus der Rechtschreibung, Wortforschung, Wortfügung und Tonmessung. Der Hr. Prof. redet in der Vorrede mit einer ungewohnten Bescheidenheit von diesem Werke. Er bittet sich von jedermann die Anzeigung der darinnen enthaltenen Fehler aus, und wir nehmen uns also um desto eher die Freyheit, einige, welche wir, bey dem Durchblättern, nach unserer Einsicht, bemerket haben, anzuführen. Seine Erklärung der Sprachlehre lautet also: „Eine Sprach„kunst ist eine gegründete Anweisung, wie man die Sprache eines Volkes,

[1] [No. 143. Donnerstag, den 28. November.]

„nach der besten Mundart desselben, und nach Einstimmung der besten „Schriftsteller, richtig und zierlich, so wohl reden als schreiben solle." Erst merken wir an, daß hier falsch Sprachkunst anstatt Sprachlehre steht; denn dieses Wort bedeutet die Anweisung zu einer Sprache, jenes aber die Fertigkeit in derselben; eben so, wie der Hr. Prof. selbst einen solchen Unterschied zwischen Beredsamkeit und Redekunst gemacht hat. Ferner, so ist gegründete vor Anweisung überflüßig, weil sich dieses von sich selbst verstehet. Ferner gehört es nicht in eine Erklärung, die Mittel einer Wissenschaft, welche man erklärt, in derselben anzuzeigen. Ferner ist auch richtig und zierlich überflüßig; weil, in philosophischem Verstande, den die Wörter in einer Erklärung haben müssen, derjenige eine Sprache gar nicht versteht, der sie nicht recht versteht. Endlich so ist es wider den Charakter einer guten Erklärung, daß eine Eintheilung, nämlich reden oder schreiben, mit hinein gebracht worden. Was das Verzeichniß der mit einem C sich anfangenden deutschen Wörter auf der 69. und 70. Seite anlanget, so halten wir nicht für rathsam, diesen Anfangsbuchstaben bey den eigenen Namen in K zu verwandeln, und z. E. anstatt Coblenz, Camburg, Camenz ꝛc. zu setzen: Koblenz, Kamburg, Kamenz; weil bey solchen Wörtern in vielen Fällen sehr viel auf die einmal, obgleich oft falsch, angenommnen Buchstaben ankömmt.

(Das übrige folgt künftig.)

Fortsetzung[1] des letzt abgebrochnen Artikels. Wenn der Herr Prof. diejenige Provinz, deren Mundart in einem Lande die beste ist, bestimmen will, so sagt er, es sey diejenige, welche mitten im Lande liege. Woher will man aber beweisen, daß diese Provinz allemal gerade in die Mitte müsse zu liegen kommen? Man sagt zwar, daß in Orleans das beste Französisch gesprochen würde: aber die Pariser werden sich diesen Ruhm wohl nicht wollen abstreiten lassen. Nun liegt aber die Isle de France lange nicht mitten in Frankreich. London und Oxford liegen auch nicht mitten in England, und doch wird da gewiß das beste Englisch geredet. Wir wollen die Provinz in Deutschland, wo das beste Deutsch geredet wird, nicht nennen: aber sie liegt gewiß nicht mitten in

[1] [No. 144. Sonnabend, den 30. November.]

Deutschland. Der Hr. Prof. sagt selbst, daß in Rom mit das beste Italiänisch gesprochen würde: Rom aber ist nahe an der See, und gar weit gegen Süden, gelegen. Der Herr Verf. kann nicht einsehen, warum *Mater* die erste Sylbe lang hat, die in *Pater* kurz ist, da keine physikalische Ursache davon vorhanden sey. Er würde die grammaticalische Ursache leicht entdecket haben, wenn er bedacht hätte, daß *Mater* von μητηρ und *Pater* von πατηρ herkömmt, η aber lang und α hier kurz ist. In dem Verzeichnisse der übersetzten Kriegskunstwörter klingt uns das Vortrab (Avantgarde) und Nachtrab (Arrieregarde) zu pferde mäßig. Besser würde es heissen: Vortrupp, Nachtrupp. Auf der 158. S. ist wohl *Serenata* allzu sehr eingeschränkt, wenn es durch Abendmusik übersetzt wird, und *Violon* klingt im deutschen besser durch Baßgeige; und Baß hat längst das deutsche Bürgerrecht bekommen. In dem Verzeichnisse der französischen Wörter können wir bey vielen ihre Abstammung nicht einsehen, z. E. wie *Ambassadeur* von Abgesandter herkömmt. So kömmt auch *Farce* wohl nicht von Fratze, sondern von *farcio, foyer* nicht von Feuerheerd, sondern von *focus, hony soit* etc. nicht von Hohn sey dem ꝛc. sondern von *Hunnus* etc. In diesem Verzeichnisse ist auch falsch angemerket, daß zerren ein plattdeutsches Wort sey, welches ganz Meissen und die ganze Lausitz bezeugen kann. Der Herr Prof. kann nicht begreifen, wo zeter seinen Ursprung her hat. Uns dünkt, es kömmt eben so gut von *Caedes,* als mordio von Mord. Den fremden naturalisirten Wörtern setzt der Herr Prof. wider allen Gebrauch, welchen er doch für den Dictator der Sprachlehrer selbst erkennet, im Supino falsch das ge vor und sagt z. E. gescandiret anstatt scandiret; jenes klingt gar zu hanssachsisch. In dem Verzeichnisse der Zeitwörter erstaunen wir über die Menge fremder, seltsamer und Provinzialwörter, welche der Hr. Verf. ohne Bedenken mit in die deutsche Sprache aufnimmt. Doch genug hiervon. Wir melden nur noch, daß der Hr. Prof. Gottsched eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache und Poesie heraus zu geben verspricht. Wir vermuthen, daß sie, um des Titels willen, noch vor dem 23. April künftigen Jahres heraus kommen wird, weil gegenwärtiges Buch nicht nach dem 16. October dieses Jahres erschienen ist. Diese Sprachlehre ist in C. F. Vossens Buchladen, auf der Königsstraße, in der Biedebandischen Erben Hause, allhier für 18 Gr. zu haben.

Frankfurt und Leipzig.[1] Geschichte des dreyssigjährigen Krieges und des Westphälischen Friedens. Zum Behuf der gegenwertigen Staatsbegebenheiten. 1748. 4. 1 Alphab. Da das hundertjährige Andenken des Westphälischen Friedens dieses Jahr besonders merkwürdig und zu einem Jubeljahre macht, so hat der Herr Verfasser dieser Schrift nicht unrecht gethan, daß er dasselbe durch eine kurze Wiederholung der Geschichte dieses Friedens und des 30jährigen Krieges erneuern, und vielen, die nicht genug davon unterrichtet sind, eine zusammenhangende Nachricht davon geben wollen. Er recommendiret den Herren Ausruffern der Neuigkeiten des Parnasses die Bescheidenheit, und wir nehmen diese gütige Recommendation mit einer tiefen Verbeugung an. Er hat mit einem löblichen Fleisse die Geschichte des 30jährigen Krieges aus den besten Schriftstellern zusammen getragen, in eine gute Ordnung gebracht und ausführlich beschrieben. Da er aber auf die Geschichte des Westphälischen Friedens gekommen, muß es ihm an Zeit oder Pappier gefehlet haben; denn über diese ist er weggelaufen, wie der Hahn über die Kohlen. Er eilt gegen das Ende so sehr, daß er gar nicht im geringsten des Inhalts des Westphälischen Friedensinstruments gedenket, woraus er doch billig die Hauptpuncte in der Kürze hätte anführen sollen; zumal da er von vielen Nebenunterhandlungen so weitläuftige Auszüge giebt. Er hat auch nicht einmal den Ort des endlichen Friedensschlusses angezeigt; da er doch billig wenigstens hätte sagen sollen, daß er den $\frac{\text{22. Jul.}}{\text{2. Aug.}}$ zu Osnabrück von den Ministern des Kaysers, der Königin in Schweden, und der meisten evangelischen Stände vorläufig, und hernach den $\frac{14.}{25.}$ Oct. durch die Minister des Kaysers, des Königs in Frankreich, des Königs in Spanien, der Holländer und der meisten katholischen Stände, mit obigen zusammen zu Münster völlig erfolget ist. Es ist auch falsch, daß er sagt, der 14. Oct. alten Kalenders sey der 24. Oct. neuen Kalenders, da es doch, weil man nicht 10, sondern 11 Tage, fortzählen muß, der 25ste ist. Wir haben uns sehr gewundert, daß man sich dieses Jahr fast überall so verzählet, und an allen Orten,

[1] [No. 156. Sonnabend, den 28. December.]

wo ein Jubelfest dieses Friedens wegen gefeyert worden, dieses den 24. Oct. gethan. In dem einzigen Osnabrück ist dieses Fest an dem rechten Tage, nämlich den 25. Oct. gefeyert worden. Man sollte nicht denken, daß ein so offenbarer chronologischer Irrthum so allgemein seyn könnte. Sonst müssen wir, doch mit aller Bescheidenheit, erinnern, daß in dieser Schrift oft über die Grenzen der historischen Schreibart geschritten worden. Ist bey Vossen für 8 Gr. zu haben.

Aus:

Berlinische Privilegirte Zeitung.

Im Jahr 1749.[1]

Stuttgard.[2] Der hiesige Buchhändler, Johann Benedict Metzler, hat verlegt: Joh. Wallbergens Sammlung nützlicher Zauberkünste, oder aufrichtige Entdeckung vieler bewährter, lustiger und nützlicher Geheimnisse, insbesondere denen Wein-Negocianten dienende. Nebst einem Anhange von medicinisch-sympathetisch-antipathetisch- und ergötzenden Kunst-Stücken. 1748. 8. 1 Alph. 9 Bog. Der trostreiche Titel dieses Buchs kan einem schon einen ziemlichen Begriff von seinem kurzweiligen Inhalte beybringen. Es ist ein Convolut von allen Kunst- Raritäten- und Zauberstückchen; ein Kunstbuch aller Kunstbücher. Gleich aus dem Titel, und noch mehr in der Vorrede, sieht man, daß der Verfasser desselben ein großer Freund von der Sympathie und Antipathie ist; und wer dieses ist, der hat allemal einen innerlichen Beruff, Kunstbücher zu schreiben. Es ist in diesem Buche so ein Gemische untereinander, daß man unmöglich in einem Auszuge sagen kan, was darinnen enthalten ist. Zu allem Glück ist nicht viel daran gelegen, dieses zu wissen. Ueberhaupt gehöret dieses Werkchen mit unter diejenigen Dinge, um welcher willen der Satz von der besten Welt erfunden worden. Gleich fällt uns ein Kunststück in die Augen, welches wir dem neugierigen Leser doch mittheilen wollen. Es heißt: Zu errathen, wie viel Geld jemand bey sich habe. Da heist die Auflösung: Laß die Person die Anzahl der Einheiten seines Geldes mit 3 multipliciren, das Product halbiren,

[1] [Berlin, bei Johann Andreas Rüdiger. 156 Stücke von je 2 Blättern 4°.]
[2] [3. Stück. Dienstag, den 7. Januar.]

diese Hälfte wieder mit 3 multipliciren, und das Product mit 9 dividiren; multiplicire alsdenn den Quotienten mit 2, so ist das Product die verlangte Zahl. Wir haben Mühe gehabt, diese Auflösung aus der Verwirrung des Verfassers in einige Ordnung zu bringen. Sein Beweis dieser Auflösung ist ein Exempel, und so leicht der wirkliche Beweis ist, so mag er doch nicht mit in der sympathetisch-antipathetischen Sphäre eines natürlichen Zauberers enthalten seyn. Gesetzt, die Summe des Geldes sey $= y$, so wird die Auflösung also ausgedrückt $\frac{(3y : 2) \times 3 \times 2}{9}$. Dieses aber ist $= \frac{(3y : 2) \times 3 \times 2}{3 \times 3} = \frac{2y}{2} = y$. Die medicinischen Kunststücke sind besonders lustig, und die Herren Weinhändler finden darinne gründlichen Unterricht, aus Wasser Wein zu machen, und überhaupt, zu unschuldigen Betrügern zu werden. Finis coronat opus, hat der Verf. gedacht, darum macht er den Beschluß mit der unfehlbaren Anweisung, die berühmte Tinctur zu verfertigen, durch welche man das Bley in das helle klare Gold verwandeln kann. Um dieses einzigen Kunststücks willen ist dieses Buch nicht mit Gelde zu bezahlen: wer es aber in den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam holen will, der soll es, bis zum Schluß dieses Jahrhunderts, für 10 Gr. haben; nach welcher Zeit es wirklich nicht mehr mit Gelde bezahlet werden wird.

Leipzig.[1] Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Des VIII. Bandes I. Stück. 1749. Es ist bekannt, daß der Herr Prof. Gottsched, nebst seiner gelehrten Gehülfin, Verfasser dieser Monatschrift ist. Da man es schon gewohnt ist, in seinen Schriften eine gewisse Abwechselung und Veränderung anzutreffen, von welcher selbst die beste Welt nicht ausgenommen ist: so wird man sich nicht wundern, wenn man selbige auch allhier findet. Ausser einigen ausführlichen Recensionen kömmt in diesem Stück vor eine Nachricht von einem preussischen Alterthume, dessen Anblick und Grundriß auf dem Titel dieses Stücks zu sehen ist. Es ist dieses das uralte Schloß zu Marienburg im Pohlnischen Preussen, wovon besonders der große Saal beschrieben wird, worinnen ehedem die Glieder des Deutschen Ordens ihre Zusammenkunft gehalten haben. Ferner

[1] [30. Stück. Dienstag, den 11. März.]

ist in diesem Stück eine Nachricht von einem neuen Deutschen Trauerspiele, Demetrius, welches, nach geschehener Verbesserung des geschickten Kayserl. Königlichen Komödianten, Herrn Weißkerns, auf der Wienerischen Deutschen Schaubühne vor kurzem mit allgemeinem Beyfalle aufgeführet worden. Es ist nunmehr bald ein Jahr, da man an diesem Orte die ersten guten Deutschen Schauspiele mit Beyfall vorstellen sehen. Den Beschluß dieses Stücks macht eine Ode auf das Gedächtniß des Westphälischen Friedens. Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt. Aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht? Ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

Hamburg.[1] Die bisher an diesem Orte mit großem Beyfall vorgestellten Pantomimen, und nicht Pantominen (wie es viele, da sie die Etymologie des Worts nicht einsehen, aussprechen und schreiben,) haben zu folgender Schrift Gelegenheit gegeben: Abhandlung von den Pantomimen, historisch und critisch ausgeführet. Bey Carl Samuel Geißler, 1749. Oct. 6 Bogen. Die Pracht und Ordnung des Nicolinischen Theaters, so wohl in Ansehung der Malerey als der Maschinen, welche wir noch auf keinem Theater so vollkommen gesehen haben, besonders aber die ungemeine Geschicklichkeit der 6 bis 12jährigen Pantomimisten, hatte schon vorigen Sommer, als sie in Leipzig die Bewunderung vieler tausend Zuschauer auf sich gezogen, daselbst mehr als einen Freund des Theaters angereizet, etwas von den Pantomimen der Alten aufzusetzen und herauszugeben. Es habe nun diesen guten Vorsatz auszuführen, gehindert, was da wolle, so freuen wir uns, daß dieser Verlust durch itzt angezeigte Abhandlung, von einem geschickten Manne, glücklich ersetzet worden. Der Herr Verf. sagt, daß er, unter andern, den Calliachus zu seinem Vorhaben gebraucht, sich aber doch nur, weil dieser nicht bey der Hand gewesen, des Auszugs bedienen müssen, welcher im ersten Bande des neuen Büchersaals ꝛc. steht. Es sollte uns aber wundern, wenn in ganz Hamburg des Salengre *Thesaurus Antiquitatum*, in welchem die Schrift des Calliachus befindlich ist, nicht anzutreffen seyn sollte. Die gegenwärtige Schrift besteht aus 2 Abschnitten. In dem ersten wird von dem Alter der Mimen und

[1] [32. Stück. Sonnabend, den 15. März.]

Pantomimen gehandelt, und in dem zweyten werden nähere Betrachtungen der Pantomimen angestellet. Der Herr Verf. gedenket von der Vergleichung der itzigen Pantomimen mit den alten. Es kann ihm aber nicht unbekannt seyn, daß das Wesentliche und die Absicht der alten Pantomimen von den itzigen sehr unterschieden, und beyde Arten beynahe für Heterogenea zu halten sind. Die Schrift ist klein, und die Liebhaber des Theaters und des Alterthums werden sie leicht mit Vergnügen ganz durchlesen. Ist in den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

Halle.[1] **Georg Friedrich Meiers**, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle, Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias. Verlegts Carl Herrmann Hemmerde. 1749. Oct. 4 Bog. Der Herr Prof. Meier führet bittere Klagen wider die gelehrten Monatschriftler und Zeitungsschreiber, daß sie dieses Heldengedicht, oder vielmehr diesen Anfang eines Heldengedichts, noch nicht herausgestrichen haben; (welches gleichwohl nunmehr von einigen geschehen ist). Er setzet den Herrn Klopstock, welcher der Verfasser dieses Gedichts ist, entweder zwischen den Homer und Virgil, oder gar über beyde; unter andern deswegen, weil, wie er bald anfangs sagt, die Priester in der Schweiz dieses Gedicht den Leuten auf den Kanzeln angepriesen haben. Was die Absicht dieses in der That von einem poetischen Geiste zeugenden Gedichts sey, erhellet aus dem Anfange desselben:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte, die Liebe der Gottheit,
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stund Judäa
Wider ihn auf; er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Wer nicht lateinische Hexameters scandiren kann, der wird bey Lesung dieser Verse gar oft mit seiner Zunge über etliche Silben weg stolpern. So wenig diese erwähnte Versart zu misbilligen ist, so klingt sie doch, wie sie hier ist, etwas gar zu Horazianisch, wo nicht gar Lu=

[1] [34. Stück. Donnerstag, den 20. März.]

cilisch. Es wäre rathsamer gewesen, das fliessende Silbenmaaß des Virgils mit desselben epischer poetischer Schreibart zu verbinden. Doch man weis wohl, daß dieses eine Nebensache ist, und die großen Lobeserhebungen des Herrn Meiers in dem Innern dieses Gedichts ihren Grund haben. Doch scheinet es uns noch zu zeitig zu seyn, die Lobsprüche eines Gedichts so überaus hoch zu treiben und allgemein auszudrücken, wovon nur für itzo noch ein kleiner Anfang vorhanden ist. Wem der große Umfang eines epischen Gedichts, und die unzählichen darinne vorkommenden scheinbaren Labyrinthe, nebst ihren Zugängen und Verbindungen zu einem ordentlichen Ganzen bekannt sind, und wer da weis, daß ein unerschöpflicher Witz dazu gehöret, ein so großes Werk mit gleichem Feuer auszuführen als anzufangen, der wird die Behutsamkeit brauchen, und den Ausgang eines solchen Unternehmens erwarten, eh er es über alles andere erhebt, und im Ganzen so wohl, als in seinen erst vorhandenen Theilen, für vollkommen erkläret. Er wird, den Dichter aufzumuntern, wenigstens nur die schöne poetische und erhabene Schreibart und die lebhaften Bilder rühmen, welche ihm vor Augen liegen, von dem künftigen aber das beste hoffen. Wenn das Gedicht zu Ende und so ausgeführet seyn wird, wie es dem Herrn Prof. schon itzo zu seyn scheinet, so wird man nicht ermangeln, dasselbe bis in den Himmel zu erheben; ja man ist schon entschlossen, auf die Verfertigung dieses Heldengedichts, als eine sehr große That, alsdenn wieder ein Heldengedicht, unter dem Namen: Klopstocks Messias, zu verfertigen, und in 12 Büchern, auf ein mal, herauszugeben. Diese Beurtheilung ist in dem Vossischen Buchladen für 2 Gr. zu haben.

Paris.[1] Die neuste Französische Tragödie ist wohl der Catilina des ältern Herrn Crebillon, von welcher man in den öffentlichen Blättern gelesen, daß sie mit so großem Beyfall aufgenommen worden, daß gleich darauf der König in Frankreich diesem 75jährigen Dichter eine Pension von 3000 Livres und eine Wohnung auf dem Louvre angewiesen. Späte, aber würdige Belohnung poetischer Verdienste! Es muß den auswärtigen Verehrern der Schaubühne ohne Zweifel sehr angenehm seyn, daß dieses Trauerspiel bereits in Holland und in Dresden herausgekommen. Der Titel der Ausgabe an dem letztern Orte heißt: *Cati-*

[1] [47. Stück. Sonnabend, den 19. April.]

lina, Tragedie. Par Mr. de CREBILLON, de l'Academie Françoise. Representée par les Comediens ordinaires du Roi pour la premiere fois, le 20. Décembre 1748. A Paris, 1749, et se vend à Dresde, chez G. C. Walther, Libraire du Roy. Octav, 7 Bogen. Herr Crebillon hat für gut befunden, selbige der damaligen Marquise von Pompadour, nunmehrigen Herzogin von Vaujour, zuzueignen. Das Urtheil des Herrn von Fontenelle, dieses ehrwürdigen Greises, dessen Verdienste um die Wissenschaft und den guten Geschmack die Vorsicht durch ein Nestorisches Alter belohnen zu wollen scheinet, verdienet, daß wir es hieher setzen. Er sagt:

J'ai lû par ordre de Monseigneur le Chancelier la *Tragédie de Catilina*, et après le grand succès, qu'elle a eu au Théatre, il n'est pas possible, de douter qu'elle ne soit tres digne de l'Impression. Fait à Paris le 13. Janvier, 1749. *Fontenelle.*

Der Herr Verfasser malt in diesem Trauerspiele den verabscheuungswürdigen Charakter des Catilina in denjenigen Zügen, welche besonders Cicero und Sallustius vorlängst entworfen haben. Der Dichter verbindet, wie gewöhnlich, Geschichte und Fabel, und der Inhalt des Trauerspiels ist kürzlich folgender. Nachdem Catilina sich in die Tullia, des Cicero Tochter, verliebt hat, wird Fulvia, seine vorige Liebste, welche er verlassen, durch Rache und Eifersucht angetrieben, sein Vorhaben, Rom sich unterwürfig zu machen, zu entdecken. Sie konnte dieses am besten thun, weil er sie ehedem selbst zum Werkzeuge seines aufrührischen Geistes gebraucht hatte. Cicero und der ganze Rath glaubten der Anklage der Fulvia um desto mehr, weil sie schon vorher aus des Catilina Betragen großen Argwohn geschöpfet hatten. Sie setzten den Catilina zur Rede: dieser aber wußte, vermöge seiner großen Verschlagenheit, bald die Anzeige der Fulvia, als einer rach- und eifersüchtigen Liebhaberin, bey ihnen verdächtig zu machen; er pochte sehr trotzig auf seine vorgegebene Unschuld, und sie setzten ihn ausser allen Verdacht, als sie vernahmen, daß er den Manlius, einen seiner Mitverschwornen, (wiewohl in der That aus einem boßhaften Staatsabsehen) umgebracht hatte. Er zeigte dem Römischen Rathe, seinem Vorgeben nach, alle Anschläge der Verschwornen aufs richtigste an: in der That aber stattete er ihm einen ganz falschen Bericht ab, in der Absicht, sein Vorhaben desto sicherer ausführen zu können. Als der Lärm anging, erfuhr der Rath gar bald, daß Catilina das Haupt der Rebellen

war. Cicero und Cato commandirten selbst die wohlgesinnten Römer, und schlugen die bürgerlichen Feinde glücklich. Catilina floh in den Tempel der Tellus, wo Cicero seine Tochter gelassen hatte. Diese hielt ihm nachmals seine Schandthat vor: er aber lästerte ohne Aufhören, auf den Römischen Rath, und ungeachtet ihrer rührenden Vorstellungen erstach er sich. Die übrigen Häupter der Mitverschwornen wurden eben von dem Cicero und Cato im Triumph zum Tode geführt, als er seinen Geist aufgab. Der Dichter läßt den Catilina zu Anfange des Trauerspiels seinen Charakter weitläuftig schildern. Doch folgende zween Verse fassen fast alles zusammen:

Qu'il *(Chef de Parti)* soit crû fourbe, ingrat, parjure, impitoyable,
Il sera toujours grand, s'il est impenetrable.

Sein Leben und das Trauerspiel beschließt er mit diesen prophetischen Worten:

O Cesar, si tu vis, je suis assez vengé.

Der dritte Aufzug, worinne Cicero so redet, wie wir es in seinen vortreflichen Catilinarischen Reden finden, ist besonders schön. Sunno, Gontran und Lucius scheinen fast überflüßige Personen zu seyn. Das letzte lange Gespräch des Catilina mit der Tullia wünschten wir etwas kürzer und feuriger. Sonst findet man auch in diesem Trauerspiele keinen tragischen Helden nach der gewöhnlichen Mechanik des Theaters.

London.[1] Germana quaedam Antiquitatis eruditae monumenta, quibus Romanorum veterum Ritus varii, tam sacri, quam profani, tum Graecorum atque Aegyptiorum nonnulli illustrantur; Romae olim maxima ex parte collecta, ac dissertationibus iam singulis instructa, a CONYERS MIDDLETON, S. T. P. Academiae Cantabrigiensis Protobibliothecario. His Appendicis item loco adiuncta est Mumiae Cantabrigiensis descriptio. *Quis est, quem non moveat clarissimis Monumentis testata consignataque Antiquitas?* Cic. de Divin. l. I. 40. Londini, apud R. Manby et H. S. Cox, in vico vulgo dicto Ludgate-hill. MDCCXLV. Groß Quart, 1 Alphab. 13 Bogen, nebst 23 Kupfern. Der um die Römischen Alterthümer und Geschichte so sehr verdiente Herr Middleton konnte seiner Neigung und den Liebhabern der Römischen Alterthümer nicht besser Genügen thun, als wenn er selbst nach Rom reisete, und

[1] [49. Stück. Donnerstag, den 24. April.]

alle Denkmäler der alten Römischen Pracht, Kunst und Wissenschaft, so viel möglich, selbst aufsuchte. Seine Reise war von größerem Nutzen, als er sich selbst versprach. Er bekam nicht nur daselbst und um dasige Gegenden viele alte Römische Seltenheiten zu sehen, sondern es glückte ihm auch, einige der schönsten mit sich nach England zu bringen. Diese und einige andere findet man in gegenwärtigem Werke sehr sauber in Kupfer gestochen und von ihm sorgfältig beschrieben und scharfsinnig erkläret. Unter andern befindet sich ein artiges Gemälde darunter, welches er selbst von der Wand eines Grabes an der Tyber losgerissen, und mit sich genommen. Die Mumie, welche er in dem Anhange beschrieben, hat vor einigen Jahren der Englische Schiffscapitain, Townshend, aus Egypten mitgebracht und der Bibliothek der hohen Schule zu Cambridge geschenkt. Bey Gelegenheit derselben untersucht er, was die an dem Kinne einer jeden Mumie befindliche fast einem Barte ähnliche Figur sey und bedeute. Er zeigt, daß sie kein Bart seyn könne, sondern wahrscheinlicher Weise ein Blatt von dem der Isis geheiligten Baume, Persea, sey, welches die alten Egyptier in der Absicht den Mumien beygefüget, daß sie ihren Verstorbenen gnädig seyn und sie lange unverletzt erhalten möge. Dieses sehr prächtig gedruckte Werk, welches der Verfasser der hohen Schule zu Cambridge zugeeignet hat, zeigt auf dem Titel auf einer, von Joh. Pozzo, zu Rom, 1724 ihm zu Ehren geprägten Münze das Bildniß des Herrn Middleton. Es ist in dem Vossischen Buchladen für 5 Thlr. 16 Gr. zu haben.

Berlin.[1] Herr Joachim Christian Hecht, Pal. March. das ist verdollmetschet, aus der alten Mark, hat wieder einen curieusen Traum gehabt, und ihn der Welt auf einem in Octav gedruckten Bogen mitgetheilet, unter folgendem Titel: Schriftmäßige Betrachtung über das Alter der Welt von 7000 Jahren, und insonderheit der noch rückständigen fast 1300 Jahre, darinnen der **Untergang** des Türkischen Reichs, die Verwüstung der Christenheit, Bekehrung des Jüdischen Volks und grausame Zeiten des Antichrists, und darauf bessere Zeiten erfolgen 2c. und daß darauf nach Vergehung dieser Erde die neue Erde von Seligen bewohnet werden wird, für-

[1] [50. Stück. Sonnabend, den 26. April.]

gestellet von ꝛc. Berlin, 1749. Der hier erzählte Traum war die Wirkung eines Sorites, welchen er gleich vorher gemacht hatte, ehe er eingeschlafen war. Diese Schlußkette aber war so lang, daß er, da er aufwachte, sich auf nichts mehr, als auf den ersten und letzten Satz, besinnen konnte. Der erste davon war: Gott hat die Welt in 7 Tagen erschaffen, und der letzte, folglich muß die Welt 7000 Jahr stehen. Es ist ewig Schade, daß Herr Hecht die Zwischensätze alle vergessen hat; denn es ist gewiß, daß sie kein Mensch, als er, jemals alle so fein beysammen zu haben das Glück gehabt hat. So bald Herr Hecht eingeschlafen war, dünkte ihm, als befände er sich in denjenigen Zeiten, welche von der gegenwärtigen noch auf dritthalb hundert Jahr entfernet sind, und das tausendjährige Reich nahm eben seinen Anfang. Da sah er, daß die Christen die Türken, welche in ihren Turbans zu Pferde gerade wie die Heuschrecken aussahen, jagten, daß sie hätten die Schuh verlieren mögen; daß der Antichrist mit seinem Anhange in den Feuerpful geworfen ward; daß die Juden wieder in das gelobte Land kamen und Christen wurden. Er sah auch das heilige Jerusalem auf der neuen Erde. Dieses war die einzige Stadt auf der ganzen Erde; sie war fast 300 deutsche Meilen groß, viereckicht, und zwar so viereckigt, daß jede Seite so groß war, als die andere; sie lag bergan, welches überaus schön perspectivisch aussah, die Mauren endlich waren 144 Ellen hoch. Diese und noch viele dergleichen wunderbare Erscheinungen machen, daß der Traum überaus kurzweilig zu lesen ist. Herr Hecht muß selbst noch ganz entzückt von diesem Traume gewesen seyn, da er ihn aufgesetzet hat, wie verschiedene Ausdrückungen zeigen, unter andern die, da er sagt, die Gottlosen würden nach der Erlösung der Menschen noch viel längere Ewigkeiten auszustehen haben ꝛc. Kurz, der Traum könnte nicht possierlicher seyn, wenn er gleich dem Scarron geträumet hätte. Er verdient, von allen denen, die auch gerne träumen, gekauft und gelesen zu werden. Er kostet eine Kleinigkeit. Man muß sich fast schämen, zu sagen, daß so ein artiges Werkchen in dem Vossischen Buchladen für 9 Pf. verkauft wird.

Leipzig.[1] Herrn Juvenel de Carlencas Versuch einer Geschichte der schönen und andern Wissenschaften, wie auch der freyen, und einiger mechanischen Künste. Erster

[1] [54. Stück. Dienstag, den 6. May.]

Theil, aus dem Französischen übersetzt, mit einer Vorrede, auch einigen Verbesserungen und Zusätzen Hrn. Joh. Erh. Kappens Prof. zu Leipzig; ist allhier in der Gleditschischen Handlung auf $1^1/_2$ Alphab. in 8. herausgekommen. Dieses Werk hat in seiner Grundsprache im Französischen vielen Beyfall erhalten. Es trägt von den meisten Wissenschaften und Künsten allgemeine Begriffe in einer angenehmen Kürze vor. Man lernt nämlich daraus den Gegenstand derselben, die wichtigste darinne gemachten Erfindungen, und vornehmsten dahin gehörigen Schriften kennen. Der Verfasser hat eine ungemeine Gabe, das Wesentliche kurz auszudrücken und viel mit wenigem zu sagen, und man kann aus diesem kleinen Werkchen mehr von den Beschäfftigungen der Gelehrten und derselben Fortgange kennen lernen, als aus manchen weitläuftigen Büchern. Man findet in diesem Theile Nachrichten von der Grammatik, Poesie, Redekunst, Historie, Philosophie, Medicin, Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit, Bildhauerkunst, Malerkunst u. d. g. Buchdruckerey, den Verfassern der gelehrten Geschichte, dem Feldbaue, der Jagd, Reitkunst, Fechtkunst und Arte gymnastica der Alten. Wie diese Mannichfaltigkeit von Sachen das Buch schon für sich beliebt machen kann, so erhält es einen besondern Werth durch den dabey angewandten Fleiß des Herrn Prof. Kappens. Man kennet die Stärke dieses berühmten Mannes in der gelehrten Geschichte, und seinen Geschmack, der nicht auf Kleinigkeiten verfällt, sondern, was zum Wachsthum der Wissenschaften, der Geschichte der Erfindungen, u. s. w. gehört, untersuchet. Man wird also auch hier auserlesene Anmerkungen finden, die nicht aus gemeinen Büchern, sondern aus dem seltenen und schätzbaren Vorrathe, den der Herr Prof. besitzet und so nützlich zu brauchen weis, genommen sind. Herrn Juvenels Nachrichten werden dadurch erläutert, ergänzt und oft richtiger gemacht. Alles dieses wird ein Verlangen nach baldiger Ausgabe des zweyten Theils erregen.

Hamburg.[1] Der poetische Himmel drohet dem guten Geschmacke abermals mit einem schweren Ungewitter, und zwar durch neue Fabeln und Erzehlungen in gebundener Schreibart.

On n'a point de Coeur net, quand on craint la Satire.

Epitr. divers.

[1] [57. Stück. Dienstag, den 13. May.]

Hamburg, verlegts Conrad König, 1749. In groß Octav, 12 Bogen. Das überaus prächtige äusserliche Ansehen dieses Werks wird, wie gewöhnlich, manchen verführen, es zu kaufen, zu lesen, zu loben und zu bewundern; und dabey muß nothwendig der gute Geschmack Gefahr laufen, verderbt zu werden. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, die Stärke in der Dichtkunst wäre das geringste von des Verfassers Verdiensten. Man kann ihm dieses ohne Schwüre glauben, und man muß es thun, wenn man sich nicht von den Verdiensten des Verfassers einen sehr engen Begrif machen will. Er mag seyn, wer er will, er mag so viel Verdienste haben, als er will, so kann man, ohne Schmeicheley, (und wo wollte diese hier Statt finden, da man denselben nicht im geringsten kennet?) sagen, daß seine Fabeln mehr, als Stoppisch, sind, ob gleich der Herausgeber in der Vorrede das Gegentheil behauptet; vielleicht weil er was gemerkt hat. Seltsame Zusammenkünfte, skaramuzische auch zuweilen etwas saftige Ausdrückungen, leere, einfache Erzehlungen, wohinter nichts geschichtmäßiges, keine Handlung, nichts sich für die Natur der sich unterredenden Dinge schickendes, ist, kahle Lehren, und eine oft matte und ängstliche Schreibart charakterisiren die meisten dieser Fabeln und Erzehlungen. Es wäre also wohl besser, der Herr Verfasser machte sich der Welt durch seine größeren Verdienste bekannt. Warum wählt er gerade das geringste? Doch er scheinet einen besondern Beruf zu haben, seine Fabeln gedruckt zu sehen. Schon vor einigen Jahren hat er einige von den gegenwärtigen, z. E. die Lichtschneuze, die gerupften Gänse, den Kummer rc. dem Herausgeber einer gewissen Hamburgischen Monatschrift zum Einrücken zugeschickt: sie liegen aber noch ungebraucht im Manuscripte in Verwahrung, weil der Herausgeber es nicht für gut befunden, aus anderer ihren geringsten Verdiensten sich große Verdienste zu machen. Doch wir müssen auch Proben sehen. Auf der 29. Seite spricht eine Glocke, da sie einen Reifrock, den ein Kammermägdchen an hat, für eine Glocke ansieht:

= = was ist die Schwester schön!
O möchte sie doch bey mir schweben!
Die Schlaguhr hörts, und sprach: du Thor!
Was stellst du dir für Grillen vor!
Zum läuten ist die nicht erwählet,
Dieweil ihr Klang und Klöppel fehlet;

Bewegt ein junger Herr sie schon,
So giebt sie doch nur Kammerthon rc.

Auf der 88. Seite fängt sich die Fabel, das Compliment und die Ehrlichkeit also an:

Es starb ein Weib, sie hieß die Reiche,
Die halbe Stadt gieng mit zur Leiche,
Die Klageweiber heulten arg,
Und schrieen Zeter vor dem Sarg.
Sie wurde nach dem Tact geschwenket,
Durch sechzehn Träger eingesenket;
Die Mäntel fegten durch den D = = = =
Drey Ellen lang die Pfützen weg.
Citronen gabs die schwere Menge rc.

Auf der 77. Seite:

Ihr Gnaden, hör ich dort am großen Fischmarkt schallen,
Sind auf dem gnädgen = = = ach leider! hart gefallen.

Zu dem Bärentrecker, das ist, auf Deutsch, Bärenführer, 100. Seite, ist dieses die wichtige Lehre:

Muthwillge Bettler giebts in jedem Stand und Ort.

Wer dieses neue Fabelwerkchen, diese geschminkte Schöne, genauer will kennen lernen, der kann sie im Vossischen Buchladen für 10 Gr. haben.

Wismar.[1] Johann Andreas Berger hat verlegt: **D. Ludewig Hudemanns**, der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, wie auch der Königl. Deutschen Gesellschaft in Greifswalde, Mitglieds, vier Bücher von der Betrachtung des Todes aus dem Lateinischen des berühmten Daniel Heinsius übersetzet. 1749. Octav, 8½ Bogen. Man dachte, die Hudemannische Muse wäre gar vollends eingeschlafen: aber sie hat sich noch einmal aufgerichtet, sich ausgedehnt und gegähnet. Sie muß aber doch sehr schlaftrunken gewesen seyn, weil sie gleich wieder eingeschlafen ist; wie man aus ihren eignen diesem Werkchen angehängten Todesgedanken schließen kann. Ist in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben.

[1] [64. Stück. Donnerstag, den 29. May.]

Leipzig.[1] HERRN **Johann Christoph Gottscheds** P. P. der Königl. Preussischen und Bononischen Akademie der Wissenschaften Mitgliedes, gesammlete Reden in dreyen Abtheilungen, nochmals von ihm selbst übersehen und verbessert. Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsis. allergnäd. Freyheit. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf, 1749. 1½ Alphab. in groß Octav. Man muß es dem Hrn. Prof. Gottsched zum Ruhme nachsagen; daß er sich in Sammlung aller seiner Werke, Werkchen, Schriften und Schriftchen, zu seinem Vergnügen, und derer Nutzen, welche so wollen schreiben lernen, als wie er, sehr sorgfältig erzeiget. Seine Gedichte hat er der Welt nicht lange misgegönnet, seine Weltweisheit ist schon zum drittenmal aufgelegt worden, da er eben zum drittenmal Rector war: seine Reden fehlten noch; hier sind sie; und welch eine Lücke füllen sie nicht unter seinen Schriften aus. Er hatte diesen Mangel schon längst in seiner Bibliothek bemerket, und Herr Breitkopf ließ sich endlich erbitten, demselben durch seinen Beystand abzuhelfen. Nun stehn sie da, und wer sie auch in seinem Büchersaale will stehen sehen, der kann sie überall, z. Exempel in den Vossischen Buchläden, für 20 Gr. haben. Noch eins. Diese Redensammlung besteht aus 3 Abtheilungen, aus Lob- und Gedächtnißreden, Leichenreden und Trostschriften, und vermischten Reden. Die meisten sind schon sonst gedruckt gewesen, und den Werth der unbekannten kann man aus dem Werthe der bekannten leicht schätzen. Herr Gottsched hat diese Reden Seiner Majestät, dem Könige in Dännemark, in einem Gedichte zugeeignet, welches, wenn die Würzhändler einmal eine neue Auflage von dessen Gedichten verlangen sollten, ohne Zweifel, wegen der ganz sanften, platten, natürlichen Schreibart, unter die poetischen Sendschreiben zu stehen kommen wird.

Berlin.[2] Vor kurzem sind allhier zum Vorschein gekommen: *Pensées raisonnables opposées aux Pensées philosophiques, avec un Essai de Critique sur le livre intitulé: Les Moeurs.* Relligio vincat, nostrae sit regula vitae. *Anti-Lucret. Berlin, chez Chret. Fréd. Voſs. MDCCXLIX.* Klein Octav, 17 Bogen. Man hat wider die *Pensées philosophiques* bereits

[1] [67. Stück. Donnerstag, den 5. Junius.]
[2] [72. Stück. Dienstag, den 17. Junius.]

Pensées Chretiennes; hier sind auch *Pensées raisonnables.* Der Herr Verfasser hat zur Absicht gehabt, die philosophischen Gedanken mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, so, wie sie ein anderer Gegner bey dem Lichte der Offenbarung besehen hat. Er geht die Schrift seines Gegners Schritt vor Schritt durch, und antwortet auf alle Hauptsätze in ihrer Ordnung. Am Ende findet man einen Versuch einer Kritik über das schöne Buch, die Sitten genannt. Da dieses Buch viel Aufsehen gemacht hat, so wird man auch begierig seyn, eine Kritik darüber zu lesen. Ist in den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

Berlin.[1] Die Kraft der Musik. Eine Erzählung. Berlin, 1749. In 4, 2 Bogen. Wenn es wahr ist, daß die wilden Thiere herzugekommen und die Bäume und Steine Polonnoisen getanzet haben, da Orpheus etliche rauhe Töne einiger ungestimmten Seyten hören lassen, so ist es kein Wunder, daß sich auch ein junges Frauenzimmer wie in itzt angezeigtem ungereimten Gedichte erzählet wird, durch das Spielen auf dem Flügel 29 Meilen weit hat locken lassen.

Jena.[2] Allhier ist in Güths Verlage bisher eine Monatschrift, unter dem Titel: Der Schriftsteller nach der Mode, herausgekommen, und in verwichener Ostermesse mit dem 8. Stück geschlossen worden. Wir haben, aus gewissen Ursachen, nöthig, den Lebenslauf dieser Monatschrift kürzlich zu berühren. Die Besorgung derselben ward anfangs einem gewissen geschickten Magister in Leipzig aufgetragen, welcher dieses angefangene Werk gar wohl würde ausgeführet haben, wenn er etwas weniger Bequemlichkeit und ein wenig mehr Ruhe gehabt hätte. Weil er meistens von Leipzig abwesend war, so trug er öfters die Besorgung der Herausgebung einem Freunde auf, welcher, da er mehr Geschmack an ganz andern Arten von Wissenschaften findet, und auch oft verreiset war, sich der Sache nur in so weit annahm, als es ohne großen Zeitverlust seyn konnte. Daher rückte er oft Sachen ein, welche er nicht um des öffentlichen Drucks willen verfertigt hatte, und welche ihm von andern oft nicht allzu großen Helden waren eingeliefert worden. Endlich

[1] [81. Stück. Dienstag, den 8. Julius.]
[2] [83. Stück. Sonnabend, den 12. Julius.]

machte die gänzliche Aussenbleibung des ersten, und die weite Entfernung des letztern, daß diese Monatschrift einige Zeit ins Stecken gerieth, bis endlich der Verleger gezwungen war, die Fortsetzung und Beschliessung einem gewissen Magisterchen in Jena aufzutragen, welcher sich durch Schreiben längst bekannt, und durch Vielschreiben lächerlich gemacht hat. Dieser mischte in der Geschwindigkeit unter sein eigenes zusammengerafftes Geschnenzle allerley Aufsätze von andern Verfassern, zu welchen er auf eine ganz unrechtmäßige Weise gekommen, und die durch den falschen Abdruck recht verderbet worden. Wie saubere Stückchen mit unter den seinigen sind, sieht man mit aus folgender Stelle:

Schönen! also sucht die Tiefen
Aechter Zärtlichkeit zu prüfen.
Macht die schönen Lenden bloß ꝛc.

In dem zu Ende angehängten Verzeichnisse hat er sich sehr muthwillig aufgeführet. Er dichtet verschiedenen Stücken falsche Namen von Verfassern an, und bey vielen hätte er sie verschweigen sollen, wenn er sie auch gleich recht gewußt hätte. Der Trieb zu dieser groben Schalkheit ist leicht zu errathen, und steht zu vergelten; denn umsonst kann man es doch nicht verlangen. Den völligen Beschluß macht eine sinnreiche Abdankung. Es fehlte also nichts mehr, als die Leichenpredigt; welche wir hier, nebst dem Lebenslaufe, nachzuholen nicht haben ermangeln wollen. Jedes Stück von dieser Schrift ist in den Voßischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

Leipzig.[1] Von dem neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und freyen Künste sind vor kurzem des VIII. Bandes 3. und 4. Stück herausgekommen. Aus dem dritten wollen wir nur zweyerley anmerken; erstlich daß der Herausgeber dieses Büchersaals und die gesunde Vernunft einerley sind. Denn so fängt sich auf der 237. Seite die Nachricht von den Venetianischen Opern an: „Da das Opernwesen, „der gesunden Vernunft zum Trotze, noch weder in Deutschland, „noch in benachbarten Ländern, ganz aussterben will ꝛc." Etwas weiter unten thut man den Opern die Ehre an, ihnen einen Platz unter den Buchstabenwechseln, Bilderreimen, Chronostichen und Logogryphen anzu-

[1] [86. Stück. Sonnabend, den 19. Julius.]

weisen. Zweytens melden wir, daß in diesem Stück eine deutsche Uebersetzung der Memoires de l'Academie des Inscriptions et des Belles Lettres, angekündiget wird; welches Unternehmen allen Beyfall verdienet. Im 4ten Stück findet man unter andern eine Abhandlung von den Pantomimen der alten Deutschen, von Sämmlern. Sie scheinet zum Scherz geschrieben zu seyn. Man erkläret darinnen unter andern die Barden für Pantomimen: wenn diese diesen Namen verdienen, so muß er auch denen zukommen, welche an der Barden ihre Stelle gekommen sind. Es stehen auch zwey gar feine poetische Uebersetzungen in diesem Stück. Es sind die 2. und 3. Ekloge des Virgil. Folgende beyde Stellen zeigen die ganzen Uebersetzungen in nuce. In der zweyten sind die bekannten Verse:

O formose puer! nimium ne crede colori;
Alba Ligustra cadunt, Vaccinia nigra leguntur,
Virgilius.

so übersetzt:

— — — O angenehmer Knabe!
Verlaß dich nicht zu sehr auf diese Schönheitsgabe.
Die weisse Reinweid wird von niemand groß geacht,
Die schwarzen Brombeern sucht ein jeder mit Bedacht.
Wernicke.

In der dritten:

— — — ipse aries etiam nunc vellera siccat.
Virgilius.

— — — Der Widder selbst muß heut,
Weil ihm das Fell noch naß, stets an der Sonne stehen.
Manitius.

Gegen das Ende dieses Stücks lieset man einen Brief von dem Herrn D. Stief in Breßlau an den Herausgeber, worinnen er Nachricht von einigen physikalischen Bemerkungen bey der Sonnenfinsterniß den 25. Julius 1748 giebt, die besonders die Abnahme der Wärme betreffen. Diesem ist des Herrn P. Scholzens astronomische Beobachtung, auch aus Olmütz eine beygefüget. Diesem folgen 2 Beobachtungen der darauf gefolgten Mondfinsterniß. Die zweyte ist in Prag von dem Herrn P. Steplin, und die erstere von Maximilian Jerns an=

gestellet worden. Den Ort der letztern Beobachtung hat man nicht für nöthig befunden, dazu zu setzen. In einer den schönen Wissenschaften und freyen Künsten gewidmeten Monatschrift hat man auch nicht nöthig, auf solche Kleinigkeiten zu sehen.

Leipzig.[1] *JOH. FRID. CHRISTII Fabularum aesopiarum libri duo* sind auf 9 Bog. in 8. bey Breitkopfen, und folglich mit aller äusserlichen Schönheit abgedruckt worden. Der Herr Prof. hat die Fabeln die man in den alten Fabelsammlungen des Romulus u. a. findet, so erzählt, wie sie der Dichter erzählt haben möchte, dessen Arbeit diese Sammler abgekürzt, oder vielmehr verstimmelt haben, denn er stellt sich vor, daß diese Leute ihre Fabeln aus alten Dichtern zusammengezogen, und Perrot, den er für den Verfasser der Fabeln hält die unter Phädri Namen bekannt sind, habe von einigen poetischen Stellen in ihnen Gelegenheit genommen seine Fabeln zu verfertigen. Da Herr Christ in dem sogenannten Phädrus vieles findet, das der Zeit in welche sich dieser Schriftsteller setzt gar nicht gemäß ist, so hat er hier die Fabeln dergestallt erzählt, wie sie ein Dichter aus dem güldenen Alter der lateinischen Sprache könnte erzählt haben. Das erste Buch enthält 30, das zweyte 23 Fabeln. Eine Vorrede, und einige Anmerkungen rechtfertigen theils des Herrn Prof. Art sich auszudrücken, theils zeigen sie die Fehler des seinen Gedanken nach verkappten Phäders, und sind überhaupt voll seltener und wichtiger Untersuchungen; doch wir dürfen weder dieses sagen noch die Schönheit von des Herrn Prof. Christs Fabeln anpreisen, wenn wir nicht unsere Leser beschimpfen wollten, als ob ihnen die Einsicht des Hrn. Prof. Christs in das Schöne und Nützliche des Alterthums und seine Stärke in den lateinischen Versen unbekannt wäre. Man weis, daß der Herr Prof. zu denen gehört, die mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack verbinden, und nur solche Männer können uns die Alten nach Würden rühmen, und solche große Muster ohne Verwegenheit nachahmen; anders als gewisse mittelmässige Gelehrte, die wenn man ihnen glauben muß, ihren Landsleuten die Alten zu erst bekannt gemacht haben, ob sie gleich immer Probe ablegen, daß sie selbst die Alten sehr schlecht kennen.

[1] [96. Stück. Dienstag, den 12. August.]

Amsterdam.[1] Da kaum ein Holländischer Dichter itziger Zeit bekannt ist, so werden sich diejenigen, die es noch nicht wissen, um desto mehr wundern, daß seit vielen Jahren ein würdiger Deutscher aus Berlin gebürtiger Dichter in Amsterdam lebt. Es ist der reiche und angesehene Kaufmann, Herr Johann Christian Cuno, welcher erst ein Gelehrter, dann ein Soldat gewesen, und endlich Kaufmann, und bey dieser Gelegenheit ein Dichter worden ist. Seine Gedichte verdienen eine etwas umständliche Anzeige. Schon im April 1747 gab er heraus: **Joan Christian Cuno's** Versuch einiger moralischen Briefe in gebundener Rede, an seinen Enkel und Pflegesohn Johannes von der Laag. Amsterdam, durch *J. C. Schoots van Capelle.* Auf Unkosten des Verfassers. In Octav, 15½ Bogen, nebst dem saubern Bildnisse des Dichters. Er hat zwar diese moralischen Briefe für seinen Pflegesohn aufgesetzt, doch aber dieselben, in einigen Versen, seiner Ehegattin, Frauen Elsje Warsing, zugeeignet. In der ziemlich weitläuftigen Vorrede entschuldiget er hauptsächlich sein Unternehmen. Er giebt sich für keinen großen Poeten aus, sondern versichert, daß die Bewegungsgründe zur Herausgebung dieser seiner Gedichte, ausser den freundlichen und öfters wiederholten Anmahnungen seiner Freunde, die Ehre Gottes und die Erbauung seines Nächsten gewesen. Er hat seinem gefaßten Vorsatze nicht widerstehen können, weil er, vermöge seines Naturells, nothwendig ausführen muß, was er einmal angefangen hat. Herr Cuno gedenket ferner in seiner Vorrede, daß man ihm vorwerfen werde, seine Rechtschreibung sey etwas Holländisch; welcher Vorwurf auch nicht ganz ungegründet seyn würde. Wenn er aber sagt, ein Hochdeutsches Ohr könne das e vor einem Selbstlauter gern vertragen: so antworten wir ihm, im Namen aller Hochdeutschen Ohren, daß er unrecht hat. Der von ihm angeführte Vers:

Nur scharfe Augen sehn, was wahre Ehre ist,

klingt in unsern Ohren unerträglich hart, und es hat also, wie Herr Cuno glaubt, die Holländische Verskunst hierinne vor der Deutschen nichts voraus. Ein jeder, der nicht ein geschworner Verächter reiner Verse ist, wird lieber das e am Ende vor einem Selbstlauter verschlingen, als seiner Prosodie den grammatikalischen Zwang anthun, und diesen Buchstaben

[1] [127. Stück. Donnerstag, den 23. October.]

allezeit sorgfältig beybehalten. Die Meynung unsres Dichters, daß man, nach dem Beyspiel der Holländer, den Abschnitt in den Alexandrinischen Versen mitten in einem Worte machen könne, ist der prosodischen Reinigkeit zu sehr zuwider, als daß sie unter uns sollte Beyfall finden können. Hingegen sind wir, nebst den besten deutschen Sprachlehrern, worunter der neuste, Herr Gottsched gehört, mit ihm der Meynung, daß es ein unzeitiger Haß ist, welcher gewisse Sylbenstecher wider das arme y eingenommen hat, welche diesen unschuldigen Buchstaben deswegen aus dem Deutschen ABC ausmerzen wollen, weil er auch im Griechischen Alphabet ist. Vortrefliche Ursache! Warum verschont man denn das k, welches doch gleiches Verbrechens schuldig ist? Haben wir nicht Ursach, einem Buchstaben mit größten Freuden das Bürgerrecht in unsern ABC-Büchern zu gönnen, welcher die Begriffe so vieler Wörter von einander unterscheidet.

Künftig wollen wir von den Gedichten selbst reden.

Amsterdam.[1] Der moralischen Briefe des Herrn Cuno sind 25. Jeder hat einen Spruch aus der Bibel zur Ueberschrift, und sie sind meistens theologisch ausgeführet. Es ist nicht zu längnen, daß in seinen Gedichten fast überall ein poetischer Geist hervorblicket, dessen Spuren sich durch verblümte Wörter und Redensarten, erhabene Gedanken und Wirkungen von einer ziemlich lebhaften Einbildungskraft zeigen. Es ist aber auch nicht weniger zu längnen, daß noch überall viel überflüßiges und mattes anzutreffen ist, ihm auch die poetischen Schwünge zuweilen nicht besser gerathen sind, als dem, von welchem Ovid sagt:

Icarus Icariis nomina fecit aquis,

sein verwegener Flug gelang. Man wird, was hier gelobet und getadelt worden, ziemlich hinlänglich in folgenden Stellen, worinnen zwar mehr Gutes, als Böses ist, wahrnehmen. Derjenige Brief, dessen Ueberschrift ist: Ein jeglicher sey gesinnet, wie Jesus Christus auch war, fängt folgendermassen recht erhaben an:

Voll Ehrfurcht setz ich itzt die Gott geweihte Feder
Zum Schreiben an, mein Blut durcheilet das Geäder,
Und, wie ich fühle, fällt auf mein erweckt Gemüth
Ein Funken aus der Höh, wovon die Seele glüht.

[1] [128. Stück. Sonnabend, den 25. October.]

Mein Sohn, ich habe vor den Hochmuth abgemalet:
Sieh itzt die Demuth an, wie sie von Flammen stralet,
Wie aus holdseligem und freundlichem Gesicht
Ihr ein verhimmelter und sanfter Anblick bricht. ꝛc.

Ein anderer Brief über die Verschwiegenheit hat folgenden Anfang:

Die Schweigekunst, die uns von manchem Fall entfernet,
Wird mit viel größrer Müh, als Redekunst erlernet.
Lernt doch ein Papagoy. Was für ein Unterscheid,
Wenn solch ein Vogel schwatzt, und wenn ein Schwätzer schreyt?
Die Redekunst wird nur auf Schulen eingeflößet;
Mich wundert, daß man auch nicht Schweigen lernen läßet. ꝛc.

Wie weit werden hier die Ausdrückungen von den Gedanken übertroffen! In dem letzten Briefe, welcher vom Tode handelt, fällt uns sogleich folgende Stelle in die Augen:

Der Kirchhof zeigt die Spur von manchen Ruheſtäten:
Wir denken kaum daran, daß Leichen Leichen treten,
Und wenn ein frischer Sarg uns in die Nase stinkt,
Begreift man nicht, daß uns zum Tod der Todte winkt. ꝛc.

Hier ist alles schön, bis auf den lieblichen Geruch. Es fehlt dem Herrn Cuno nur an Critik, so könnte er noch ein großer Dichter werden; wenn er nicht etwan über die poetischen Lehrjahre schon zu weit hinaus ist. Er hat seine moralischen Briefe mit vielen philologisch-historisch-theologisch-moralisch-isch-isch-ischen Anmerkungen begleitet. Wir haben nur eine darunter recht angesehen, nämlich die Stelle aus dem Horaz, *periculosae opus aleae tractas*, welche er ganz falsch auf das Spielen gedeutet; da doch *periculosa alea* hier nichts anderes bedeutet, als einen gefährlichen ungewissen Erfolg, wie verständigen Lesern des Horaz ohne unser Erinnern bekannt seyn wird. Das übrige folgt künftig.

Amsterdam.[1] Im Februar 1748 gab Herr Cuno heraus: Creüztriumph, oder besungener Sieg des gecreüzigten Ueberwinders und Erlösers Jesu Christi; mit einiger Freyheit gefolget nach dem Holländischen *J. Vollenhoves Kruis-*

[1] [130. Stück. Donnerstag, den 30. October.]

triomf. Durch **Joan Christian Cuno**. Amsterdam, bei *J. C. Schoots van Capelle*. In Octav, 3½ Bogen. Der Holländische Text des Herrn Vollenhoves ist dieser freyen Uebersetzung beygefüget. Vollenhoves behauptet gewiß unter den Holländischen Dichtern einen unter den obersten Plätzen, und gegenwärtiger *Kruistriomf* ist ein hinlänglicher Beweis davon. Aus dieser Uebersetzung sieht man, daß es dem Herrn Cuno nur an einem Handleiter auf dem Wege nach dem Gipfel des Parnaß fehlt. Dieses Gedicht ist ihm unstreitig unter allen am besten gerathen; und dieses darum, weil die Urschrift schön ist. Endlich ist von unsrem Dichter zum Vorschein gekommen: **Joan Christian Cuno's**, der Königlichen Großbrittannischen Deutschen Gesellschaft auf der Universität Göttingen Mitglieds, Ode über seinen Garten, genannt Nachmals Besser. Haec si in terris sunt: aderunt quae gaudia coelis? *Amsterdam*, bei *J. C. Schoots van Capelle*, Buchhändler auf dem heiligen Weg. *MDCCXLIX*. In Octav, 3½ Bogen. Diese sogenannte Ode besteht aus 161 achtzeiligen Strophen. Im Ganzen können wir sie nicht anders, als ziemlich schlecht nennen. Sie ist voll langweiliger und hypoprosaischer Beschreibungen von allerley Gartensachen. Hin und wieder einige gute Zeilen würde man mehr loben können, wenn sie nicht zu selten in das Mittelmäßige und Elende hineingewebet wären. Diese Ode ist dem Königl. Preussischen Rittmeister, Herrn von Gröben, zugeeignet. So weit ist uns füritzo die Cunoische Muse bekannt. Wenn es nicht wider die Natur erwachsener Schönheiten wäre, mit den Jahren vollkommner zu werden, so wollten wir dieser allerdings schon liebenswürdigen Schönheit auf das Künftige zu noch mehr Liebhabern Hoffnung machen.

Greifswald.[1] In des hiesigen Buchhändlers, Joh. Jacob Weitbrechts, Verlage sind auf 3½ Bogen in groß Octav sehr ansehnlich gedruckt vor kurzem herausgekommen: Lyrische Gedichte. Der Verleger hat, aus ihm vielleicht selbst unbekannten Ursachen, für gut befunden, Berlin auf den Titel zu setzen. Der lyrische Dichter hat, wie er in dem Vorberichte sagt, diese kleinen Gedichte in der Absicht herausgegeben, damit er das Urtheil der Kenner erfahren, und wissen möge, ob er zur höhern Ode geschickt sey. Wir hoffen, daß die Kenner mit

[1] [135. Stück. Dienstag, den 11. November.]

uns der gänzlichen Meynung seyn werden, daß er vollkommen dazu geschickt sey, da er in diesen kleinen Gedichten das Zärtliche mit dem Erhabenen so glücklich zu verbinden gewußt hat, da andere, wenn sie scherzen und zärtlich schreiben wollen, oft im Staube kriechen. Ohne fernere Betrachtungen wollen wir folgendes daraus hierher setzen.

Ein Traum.

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,
Wo einen Teich, der silbern floß,
Ein schattichtes Gebüsch umschloß.

Da sah ich durch die Sträuche
Mein Mädchen bey dem Teiche.
Das hatte sich zum Baden
Der Kleider meist entladen,
Bis auf ein untreu weiß Gewand,
Das keinem Lüftchen widerstand.

Der freye Busen lachte,
Den Jugend reizend machte.
Mein Blick blieb sehnend stehen
Bey diesen regen Höhen,
Wo Zephyr unter Lilien blies
Und sich die Wollust greifen ließ.

Sie fing nun an, o Freuden!
Sich vollends auszukleiden.
Doch, ach! indems geschiehet,
Erwach ich, und sie fliehet.
O schlief ich doch von neuem ein!
Nun wird sie wohl im Wasser seyn.

Regensburg.[1] In der Gebrüder Zunkel Verlag sind ohnlängst herausgekommen: **Herrn Prof. Gottscheds** neueste Gedichte auf ver-

[1] [138. Stück. Dienstag, den 18. November.]

schiedene Vorfälle. In Quart, 6 Bogen. Nachdem endlich der Herr Prof. Gottsched in seinem funfzigsten Jahre, nach den unzählichen Kritiken, welche seine Gedichte haben ausstehen müssen, eingesehen, daß seine bisherige Verse nichts taugen, er aber gleichwohl, man weis nicht, durch was für eine Erscheinung, bey sich völlig überzeugt ist, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetisches Glied zu seyn bestimmet worden: so hat er hin und her gesonnen, was doch die Ursache davon seyn möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen. Endlich hat er sich besonnen, daß er seine bisherigen Gedichte meistens zu Hause, zwischen vier Wänden, verfertiget, und daß also wohl nichts fehle, als sein Heil auf Reisen zu versuchen, und zu sehen, ob es ihm gelingen möchte, noch mit der Zeit ein anderer Flemming zu werden. Gedacht, beschlossen, gethan. Er reisete verwichenen Sommer mit seiner Frau Liebsten in das fruchtbarmachende Carlsbad, von da nach Regensburg, und dann weiter zu Wasser auf der Donau nach Wien. Dieser poetischen Reise haben wir gegenwärtige neueste Gedichte des Herrn Prof. Gottscheds zu danken; und wir sehen daraus, daß seine poetische Stunde noch nicht kommen ist. Das erste ist kurz vor dieser Reise gemacht, und ist nur zur Vermehrung der Blätter in diese Sammlung gekommen. Es heist: Ode an die Durchlauchtigste Armelinda Talea, bey ihrer Aufnahme in die Akademie der Arkaden zu Rom. Wir wollen, aus gewissen Ursachen, von diesem Gedichte mit den drey quer Finger breiten Versen nichts sagen. Das zweyte heißt: Das Carlsbad, in einer Ode besungen. Wir wollen nur diejenige Strophe daraus anführen, aus welcher wir sehen, daß er seinen Englischen Newtonianischen Elbingischen Tubus für 20 Thlr. mit auf die Reise genommen.

Der Himmel ist mir halb verstecket,
Ein dicht umzogner Vorhang decket
  Mir fast der Sterne größte Zahl.
Bey Nacht, wenn ich mit Newtons Röhren,
Den Ring Saturns, den Mars will ehren,
  Verbergen sie sich auf einmal.

Man merke wohl die astronomischpoetische Redensart: Die Sterne mit Sehröhren ehren, anstatt, sie durch Sehröhre betrachten.

Das dritte Gedicht heißt: Schreiben an einen vornehmen von Adel in Wien, aus dem Carlsbade abgelassen. Es hat folgenden erhabenen Eingang:

Gepriesner Freund! mein * dem Phöbus und die Neune
Von Herzen günstig sind; vernimm, was hier der Deine,
Der noch kein Blatt an Dich in Reimen ausgeheckt,
Am kleinen Töpelfluß für ein Vergnügen schmeckt ꝛc.

Man sagt, der vornehme Freund in Wien habe an diesen 4 Zeilen völlig zur Genüge gehabt. Das vierte Gedicht ist: Die Oberpfalz, in einem Gesange entworfen. Wir haben ohnlängst unter einem Artikel von Regensburg von dem traurigen und würdigen Schicksale dieses Gedichts Nachricht gegeben. Wir scheuen uns, die merkwürdigsten Stellen daraus her zu setzen, wir wollen nur den Anfang anführen:

Gehab dich wohl, du rauhes Pfälzerland!
Dein felsenreicher Grund ist mir nunmehr bekannt:
Bekannt, doch auch verhaßt. Von deinen harten Steinen
Komm ich, Gott Lob! dießmal annoch mit ganzen Beinen.
Du, hohler Wege Schlund; du kalter Berge Straus,
Der du beständig scheinst, dem Sommer Trotz zu biethen.
Der Himmel wird vor euch mich künftig wohl behüten.

Das letzte Gedicht heißt: Die Donau. Wir können bey unserer kritischen Ehre versichern, daß sowohl dieses Gedicht, als auch die übrigen, den angeführten Stellen vollkommen ähnlich sind. Sie sind in den Voßischen Buchläden für 4 Gr. zu haben, und wahrhaftig recht lustig zu lesen.

Anhang.

Berlin.[1] Allhier wird, leider! verkauft: *Epitre à mon Esprit, ou l'Anonime persiflé.* 1 Bogen in Duodez. So wohl aus dem Titel, als auch aus dem Inhalte dieses lustigen Stückchens, sollte man sogleich urtheilen, daß es ein entlaufner Trivialschüler müsse gemacht haben, welcher sich das Pfeifen noch nicht abgewöhnen kann. Besonders sieht man dieses auch aus den schulknabenhaften Wortspielen, welche er bey dieser Gelegenheit einer unüberlegten Muthmaßung anbringet; welche über allen Deutschen Witz weit erhabene Einfälle vielleicht würden haben weg bleiben müssen, wenn dieser kurzweilige Briefsteller gewußt hätte, daß der Herr R. in G. sein anonymischer Zuchtmeister ist. Man kann der Mühe überhoben seyn, noch mehr von diesem mechanischen Schulexercicio zu gedenken.

Leipzig.[2] In Johann Gottlieb Crulls Verlage ist herausgekommen: Der Naturforscher, eine physikalische Wochenschrift, auf die Jahre 1747 und 1748. Mit Kupfern. Nebst vollständigen Registern. Diese Wochenschrift hat sich in Leipzig mit dem Heumonat 1747 angefangen, und bis zu Ende des verwichnen 1748sten gedauert. Jedes Stück besteht aus einem halben Bogen in Octav; und dieser Stück sind 78, wozu noch Titel, Vorbericht, Register und Kupfer kommen. Wenn es nach dem bekannten vielen Beyfalle und Abgange dieser Schrift hätte gehen sollen, so hätte sie sobald noch nicht aufhören dürfen. Doch der Verfasser meldet in dem Vorberichte, daß ihm, wegen seiner itzigen allzu weiten Entfernung von dem Orte des Drucks, (welche man leicht aus den vielen Druckfehlern in den letzten Stücken abnehmen wird,) nur nicht möglich wäre, den Naturforscher künftig wöchentlich fortzusetzen, sondern er wolle ihn in eine Monatschrift verwandeln. Die Zeit muß es lehren, ob und wenn er sein Versprechen halten wird? Zu wünschen wäre es, daß diese Schrift durch Weglassung verschiedener wichtiger physikalischer Materien, welche noch zurück sind, nicht zu unvollständig gemacht würde, sondern daß man von allen Dingen und Begebenheiten im Reiche der Natur einen obwohl für künftige Naturkundige unzulänglichen, doch für physikalische Layen deutlichen und leichten Unterricht darinne finden möge. Wir müssen noch anmerken, daß der Verfasser im Vorberichte seine Leser um Verzeihung bittet, daß er zuweilen ausser der physikalischen Sphäre gelegene Aufsätze die Stelle eines Intermezzo, wiewohl meistens ohne seine Schuld, habe vertreten lassen,

[1] [9. Stück. Dienstag, den 21. Januar.]
[2] [15. Stück. Dienstag, den 4. Februar.]

und er hoffet, daß niemand so gar mürrisch seyn und gar kein Liebhaber von Zwischenspielen seyn werde.

Berlin.[1] Wenn sich eine von den freyen Künsten unter den Menschen liebenswürdig gemacht und eine allgemeine Hochachtung erworben hat, so ist es gewiß die Musik. Von 5000 Jahren her, bis auf die itzige Zeit, von ihrer Wiege bis zu ihrem vollkommensten und reizendsten Alter, vom Jubal bis zum Graun, ist es eine ausgemachte Sache, daß beynahe nur eine menschliche Gestalt dazu gehöret, an der Musik einen Geschmack zu finden, und diejenigen, welche bey der Vorstellung einer Iphigenia gleichgültig seyn können, müssen nothwendig zu dem hochgeöhrten Geschlechte des Midas gehören. Berlin ist mit Recht die hohe Schule der Musik in Deutschland zu nennen, und der mächtige Beschützer dieser hohen Schule erhebet das Ansehen derselben über alle andere ihres gleichen. Wer also sollte bey uns die Musik nicht, auch bloß um deswillen, hochschätzen? Und wer kann auch läugnen, daß sich die Menge ihrer Verehrer bey uns dränget, und keiner dem andern in wahrer Hochachtung derselben weichen will? Es kann also nicht anders seyn, die Gottheit der Musik muß Berlin zu ihrem Tempel und unser Opernhaus zu ihrem Throne erwählet haben. In diesem Tempel der Musik kann demnach der höchstrühmlich eifrigen Begierde fast eines jeden, auch das seinige zu dem lieblichen Geräusche der Seyten und Flöten, von welchem alle Mauern wiederschallen, beyzutragen, nichts erwünschter seyn, als ein deutlicher und gründlicher Unterricht in den Hauptgründen der Musik. Es fehlt bey uns an Lehrern nicht: aber nicht allen ist die Gabe zu lehren so, wie die Gabe zu entzücken, gegeben, und nicht jeder Lehrbegierige hat die Mittel, sich geschickter Lehrer zu bedienen, in seiner Gewalt. Dieses hat der vernünftige Herr Verfasser eines neuen musikalischen Wochenblatts eingesehen. Er hat am verwichenen Dienstage angefangen, uns dasselbe unter der Aufschrift: Der Critische Musicus an der Spree, zu liefern, und er verspricht, alle Dienstage mit einem Bogen fortzufahren. Er hat den Ort, zum Unterschiede des Critischen Musicus, welcher vor einiger Zeit in Hamburg heraus kam, und den itzigen Königlichen Dänischen Capellmeister, Herrn Scheiben, zum Verfasser hatte, hinzugesetzt. Er verspricht, die Hauptgründe der Musik, zum Nutzen der Anfänger, leicht und deutlich vorzutragen. Sein guter Geschmack in der Musik, welchen er in diesem ersten Stück zeiget, läßt uns viel Gutes von ihm hoffen, und wir zweifeln nicht, daß wir unsre Hoffnung in der Folge der Blätter noch mehr gegründet befinden werden. Unter den musikalischen Schriftstellern hätte er aber billig unsern berühmten Herrn Prof. Euler nicht vergessen, und selbigen oben ansetzen sollen; als dessen 1739 in Peters-

[1] [28. Stück. Donnerstag, den 6. März.]

burg herausgekommenes *Tentamen novae theoriae musicae* ihm, als einem würdigen Musikverständigen, nicht unbekannt seyn kann. Doch vielleicht hat er nur diejenigen nennen wollen, welche eigentlich für den musikalischen Haufen geschrieben haben, weil er wohl wird gewußt haben, daß ein Euler, wie in der Mathematik, also auch in der Musik, ein Lehrer der Lehrer ist.

Wien.[1] Die Deutsche Schaubühne zu Wienn, nach Alten und Neuen Mustern. Wienn, bey Joh. Paul Krauß, in seinem Gewölbe nächst der Kayserlichen Burg, 1749. In Octav, 1½ Alphabet. Das Wienerische Theater hat unter der Aufsicht des Herrn von Sellier, und nachdem etliche geschickte Komödianten von der Neuberischen Gesellschaft dasselbe betreten, seit einem Jahre, eine ganz andere Gestalt gewonnen, als es vordem gehabt. Man spielt auf demselben regelmäßige Stück regelmäßig; und da beyde Kayserl. Majestäten dasselbe öfters Dero höchsten Gegenwart würdigen, so können auch die sonst auf selbigem üblichen Haupt- Helden- und Staatsactionen, mit Arlequins Lustbarkeiten untermengt, darauf nicht mehr Statt finden. Herr Weißkern, ein sehr geschicktes Mitglied der Gesellschaft des Herrn von Sellier, hat mit itzt angezeigter Sammlung den Anfang gemacht, Schauspiele, welche von derselben vorgestellet worden, oder vorgestellet werden sollen, im Drucke heraus zu geben. Es ist löblich, daß er den Entschluß gefasset hat, nur solche, die bisher noch nicht gedruckt ans Licht getreten, zu wählen. Die in diesem Bande enthaltene Stücke sind folgende: 1) Der Graf von Essex, ein Trauerspiel des Herrn T. Corneille, übersetzt von Herrn L. Peter Stüven, in Hamburg. 2) Demetrius, ist durch eine geistliche Feder aus der Italiänischen Oper des berühmten Kayserl. Königl. Hofpoeten, Herrn Abts Peter Metastasio, übersetzt, und in die Form eines Trauerspiels gebracht worden. Ist sehr wohl gerathen. 3) Phädra, ein Trauerspiel des Herrn Racine, von Herrn L. Peter Stüven übersetzt. 4) Die falsche Bediente oder der bestrafte Betrüger, ein Lustspiel des Herrn von Marivaux, von Herrn H. A. O. (Heinrich August Ossenfelder, aus Dresden,) übersetzt. Die Uebersetzung ist wohl gerathen. 5) Oedipus, ein Trauerspiel des Herrn von Voltäre. Dieses Stück hat der wegen seiner besondern Geschicklichkeit im Agiren sehr berühmte Herr Heinrich Gottlieb Koch, welcher sich von der Wienerischen Schaubühne wieder weg und zur Schönemannischen gewendet, übersetzt. 6) Die Schäferinsel, von Herrn C. Mylius. Es ist in Versen. Der Verfasser hat es, auf Verlangen, einem geschickten Komödianten der Wienerischen Schaubühne gegeben, und es, in dieser Gestalt, niemals zum Drucke bestimmet. Wäre

[1] [61. Stück. Donnerstag, den 22. May.]

es mit seinem Vorwissen gedruckt worden, so würde es vielleicht ein ganz anderes Ansehen bekommen haben. Da es das erste Deutsche Originallustspiel in Versen ist, so hätte er gewünscht, Gelegenheit zu haben, es vollkommner zu machen. Uebrigens hätte man billig etwas mehr Fleiß auf die Vermeidung der Druckfehler wenden sollen. Ist in den Vossischen Buchläden für 12 Gr. zu haben.

Paris.[1] Der Herr von Alembert, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris und Berlin, ist Verfasser von folgendem ganz neu herausgekommenen Buche: *Recherches sur la Precession des Equinoxes et sur la Nutation de l'Axe de la Terre dans le sisteme Neutonien.* In Quart. Es ist bey dem Hrn. David dem ältern, Buchhändler in der Jacobstraße, in Paris, für 6 Livres zu haben. Der siebenzigjährige Poet, Hr. von Crebillon, scheint um eben die Zeit, da sich das Schauspiel seines Lebens bald mit seinem Tode endigen wird, an derjenigen Art von Schauspielen, welchen seine Umstände in diesem Stück ähnlich sind, einen besondern Geschmack zu finden. Die gute Aufnahme seines Catilina, welcher gegen das Ende verwichenen Jahres die Bühne betreten, hat ihn aufgemuntert, seinen Xerxes neu und verbessert heraus zu geben. Er selbst hat ihm eine Kritik über seinen Catilina beygefüget. Diese Kritik hat wenigstens die seltene Eigenschaft, daß der kritisirte Verfasser nicht darinne geschimpfet wird.

Berlin.[2] In den hiesigen Buchläden sieht man ein scherzhaftes Gedicht auf 2 Bogen in Quart, dessen Aufschrift ist: Der Eremite. Eine Erzählung. Vacui lusimus. Hor. Kerapolis, 1749. Wer den Weller und Schrevel noch nicht ganz vergessen hat, der wird aus dem untergesetzten erdichteten Orte gleich schließen, daß dieses Gedicht auf diejenige große Zunft gerichtet ist, deren Moliere in seiner Männer- und Weiberschule in allen Ehren so fleissig erwähnet, und welche wir hier nicht nennen wollen; theils aus Hochachtung gegen ihre unsichtbaren Kronen; theils darum, weil dabey mancher einen Griff an seine Stirne thun würde, welcher bey der Jugend ein Aergerniß geben könnte. Das Gedicht ist scherzhaft genug, daß man ihm viele Leser versprechen kann, und witzig genug, daß man es den Liebhabern der Dichtkunst mit gutem Gewissen anpreisen kann. Sein Verfasser scheint aus der uralten Anakreontischen Familie herzustammen, und mehr, als 16 poetische Ahnen, zu zählen. Fragt man, von was für einer Gattung der Eremit ist, von welchem dieses Gedicht handelt, so antwortet der Poet,

Daß er, der Eremit, beynah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

[1] [92. Stück. Sonnabend, den 2. August.]
[2] [108. Stück. Dienstag, den 9. September.]

Wir wollen nur noch einige Zeilen, welche dem Dichter im Vorbeygehen eingefallen sind, her setzen:

Kömmt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will so gnädig für mich seyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen:
So könnt ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert Englischen Moralen,
Die ich im Laden einst gesehn, zu pralen,
Exempelschätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witzgen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen, und nicht sagen,
In einer Note abzuschreiben ꝛc.

Es wird mancher ein Stück aus seinem Lebenslaufe in diesem Gedicht finden, und sich also die 2 Gr. nicht gereuen lassen, die er in dem Vossischen Buchladen dafür ausgeben möchte.

Haag.[1] In Peter Gossens Buchhandlung kömmt seit etlichen Wochen alle Donnerstage ein Wochenblatt von einem halben Bogen heraus, welches *la Bigarure* betittelt ist. Der Haupttitel ist: *La Bigarure, ou Meslange curieux, instructif et amusant de Nouvelles, de Critique, de Morale, de Poësies, et autres matieres de Litterature, d'Evenements singuliers et extraordinaires, d'Avantures galantes, d'Histoires Secrettes, et de plusieurs autres Nouveautés amusantes, avec des Reflexions Critiques sur chaque sujet.*

Quidquid agunt homines, huius farrago Libelli,
Et quando uberior vitiorum copia?

IUVENAL. *Sat.* I.

Es wird erdichtet, daß eine Dame in Paris einer guten Freundin in Brabant wöchentlich schreibt, was besonderes und lustiges in Paris vorgeht. Der wirkliche Verfasser dieses Wochenblatts muß entweder in Paris leben, oder er muß seine Nachrichten aus einer dieser ähnlichen periodischen Schrift nehmen, welche in Paris herauskömmt. Man findet darinne vornehmlich das neueste, was in dem Reiche des Witzes, und besonders des Theaters in Paris, vorfällt. Im ersten Stück ist das merkwürdigste die Nachricht von dem traurigen Schicksale, welches der Catilina des Crebillon, und Voltärens Semiramis gehabt haben. Beyde Tragödien sind nur einige wenige male gespielet und ausgepfiffen worden. Der von dem Hrn. von V. deswegen geschriebene Brief ist angenehm

[1] [133. Stück. Donnerstag, den 6. November.]

zu lesen, und die Kritik darüber desgleichen. Es wird eine bittere Satire auf den itzigen Zustand des Parisischen Theaters angekündiget, deren Titel ist: *POT DE CHAMBRE CASSE, Tragédie pour rire et Comedie pour pleurer.* Wir sehen aus den Holländischen Zeitungen, daß sie wirklich schon heraus ist. Im zweyten Stück treffen wir besondere Nachrichten von dem itzo in der Bastille sitzenden Herrn Diderot und ein lustiges Historchen von einem freygeisterischen Mönche an. Im dritten werden wieder artige Nachrichten von dem Theater gegeben, und das vierte müssen wir dem jungen Frauenzimmer zur Lehre anpreisen. So weit haben wir es itzo gesehen. Es ist überhaupt ein recht angenehmes Blatt, sowohl wegen der artigen Neuigkeiten aus Paris, als auch wegen der aufgeweckten und satirischen Schreibart.

Leipzig.[1] Allhier ist in Bernhard Christoph Breitkopfs Verlage in verwichener Messe herausgekommen: Neue Sammlung auserlesener Stücke, aus Popens, Eachards, Newtons, und anderer Schriften, übersetzt von **Luisen Adelg. Vict. Gottschedinn, geb. Kulmußinn.** In Octav. 1 Alph. 4 Bogen. Die Frau Gottschedin, vor deren Namen das Wort berühmt zu gemein klingt, hat sich bey der klugen Welt durch gegenwärtiges Buch neuen Dank und neue Hochachtung erworben. Sie rechtfertiget in der im Carlsbade geschriebenen Vorrede die Wahl der übersetzten Stück hinlänglich. Es sind derselben viere: 1) Popens Schrift vom Homer und seinen Werken; 2) Betrachtungen über den Hobbesischen Stand der Natur; 3) ein Auszug aus der Newtonischen Chronologie und 4) eine Reisebeschreibung nach Frankreich. Die Frau Uebersetzerin hat hin und wieder nützliche und sinnreiche Anmerkungen beygefügt. Newtons Chronik ist, unsers Wissens, noch nicht im Ganzen Deutsch übersetzt, wie die Fr. G. glaubt, sondern Hrn. Hübners Uebersetzung ist auch nur ein Auszug. Angezeigtes Buch ist in den Vossischen Buchläden für 9 Gr. zu haben.

Chemnitz.[2] Allhier ist ohnlängst bey Joh. Christoph und Johann David Stössel auf 2 Bogen in 8t. gedruckt worden: Critik über den Wohlklang des Sylben Maases in dem Heldengedichte, der Messias, in einem Sendschreiben an Herrn J. F. M. in Leipzig abgefasset von J. N. R. Herr J. N. R. das ist, Johann Nathanael Reichel, welcher sich vor ein Paar Jahren in Leipzig beyder Rechte Beflissenen nennte, nunmehr aber, da er absolvirt hat, oder von der Universität weg ist, sich ohne Zweifel beyder Rechte Candidaten nennen wird, ist einer von den unverschämten Anbetern des Hrn. Klopstocks, Verfassers des Heldengedichts, der Messias. Bey diesen

[1] [137. Stück. Sonnabend, den 15. November.]
[2] [143. Stück. Sonnabend, den 29. November.]

Leuten heisst Critik, wenn sie auf den Messias zu reden kommen, nichts anders, als Lobspruch. Herr Reichel dringt mit seinen sklavisch kritischen Lobsprüchen nicht in das Innere dieses Heldengedichts ein. Er sieht es; er fängt an zu lesen; er sperrt Maul und Nase auf, und sieht das Sylbenmaaß an, wie die Kuh das neue Thor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinne und giebt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren. In dem Verse:

Sieh! itzt streckt schon der Sprößling der grünenden Ceder den Arm aus,

sieht er die Ceder vor sichtlichen Augen wachsen, und die beyden Worte: Arm aus, machen in seinen Ohren den Eindruck von dem Sprößlinge der Ceder gerade so, wie er zum völligen Dienste des Messias da steht. Herr Reichel muß Eingebungen haben. Diese Kritik ist in den Vossischen Buchläden für 1 Gr. zu haben.

Berlin.[1] In den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam wird für 2 Gr. verkauft: *Petit Discours sur les grands Bouquets à la mode. MDCCXLIX.* In Quart, 3 Bogen. Wenn man diese artige kleine Schrift gelesen hat, so kan man sie, wenn man nicht sehr unbekannt in dem Reiche des Scherzes und des Witzes ist, nicht aus den Händen legen, ohne einen großen Begriff von der Gabe des Verfassers, witzig zu scherzen, zu haben. Er leitet den Gebrauch, sich überhaupt mit Blumen zu schmücken, von der Eva Zeiten her: aber die ihm so sehr verhaßte Mode des jungen Frauenzimmers, einen großen Blumenstrauß vor die bloße Brust zu stecken, und dadurch so manche den Mannspersonen betrübte Sonnenfinsterniß zu verursachen, scheint ihm einen weit spätern und dabey niedrigen Ursprung zu haben. Er beweiset mit den tüchtigsten Gründen der Wahrscheinlichkeit, daß sie von den Schweizerischen Bauernymphen herrühret, welche die großen Blumenbüsche deswegen vor ihre Brüste gepflanzet haben, damit sie den aus dieser Gegend zuweilen aufsteigenden unangenehmen Duft vertreiben und in einen wohlriechenden verwandeln möchten. Er glaubt auch, daß man anfangs dasjenige dadurch ein wenig habe vermindern wollen, worinnen sich öfters die Natur etwas gar zu freygebig erwiesen hat. Er bestreitet diese itzo bey Schönen von höherem Stande überhand genommene Mode tapfer und glücklich. „Wieviel Angenehmes wird nicht manchem zärtlichen Blicke, welcher das „Natürliche liebet, durch die großen Blumensträußer entzogen! und wie „manche kritische Bewegung verstecken sie nicht vor den schmachtenden „Augen junger Mannspersonen!" sind des Verfassers Worte. Er wirft am Ende gar die rechtliche Frage auf, ob nicht den Mannspersonen erlaubt sey, diese Feinde ihrer Zärtlichkeit mit gewaltsamer Hand anzugreifen? Er untersteht sich nicht, diese Frage, welche an alle verliebte

[1] [145. Stück. Donnerstag, den 4. December.]

Facultäten verschicket werden sollte, zu entscheiden; behauptet aber doch, daß das schöne Geschlecht den Rechten der Mannspersonen restitutionem in integrum illimitatam zu erstatten, gehalten sey. Und das von Rechts wegen. Wir sehen diese Anklage der großen Blumensträußer als einen Sturmwind an, welcher sie alle an den Brüsten unserer Schönen auf einmal von Grund aus umstürzet und wegjaget. Wer dieses nicht glauben will, der lese diese Schrift, welche man allen Liebhabern des artigen Scherzes, des gesalzenen Witzes, und der feinen Satire in bester Form Rechtens anzupreisen sich verbunden zu seyn achtet.

Haag.[1] Die allhier bey P. Gosse, dem Jüngern, alle Donnerstage herauskommende *Bigarure,* welche auch in Berlin, in dem Neaulmischen Buchladen alle Sonnabende zu haben ist, wird mit grossem Beyfall fortgesetzt; welchen sie auch bey den Liebhabern des Witzes und Scherzes billig verdienet. In dem neunten Stück derselben finden wir eine so lustige Begebenheit aus Paris, daß wir sie unsern aufgeweckten Lesern unmöglich vorenthalten können. Es giebt nicht nur in Deutschland kritische Rotten. Wir finden nicht nur unter unsern witzigen Köpfen Gottschedianer und Schweizerianer, sondern es giebt auch in Paris Voltärianer und Crebillonianer. Zwey von diesen Parteyen trafen einander ohnlängst auf dem Komödiencaffeehause an, wo sie warteten, bis die Komödie anging. Man unterhielt sich, nach der Gewohnheit, von theatralischen Neuigkeiten, wobey man ganz natürlicher Weise auf die beyden von den Herrn von Voltäre ganz neu angekündigten Trauerspiele, Catilina und Elektra, zu reden kam. Ein jeder urtheilte davon so, wie er für den Herrn von Voltäre, oder für den Herrn Crebillon gesinnet war. Denn es ist zu merken, daß der letztere auch zwey Trauerspiele, über eben diese Materien verfertiget hat, welche der erstere durch die seinigen verbessern und übertreffen will. Mitten unter dem Disputiren fingen ihrer zwey, wovon der eine des Herrn von V., der andere des Hrn. C. Anbeter war, an, einander ihre Sätze durch Stösse mit den Stühlen zu demonstriren, und wollten dadurch erfahren, welcher von diesen beyden Dichtern den andern vom Parnaß herunter stürze. Keiner von beyden Partisanen wollte nachgeben. Auf den Streit folgte Ernst, auf den Ernst Heftigkeit und auf die Heftigkeit Grobheit. Alsbald mischten sich Zorn und Wut darein. Wenn man sie sah, war es nicht anders, als wenn Apollo sie anreizte und erhitzte, wie er ehemals der Sybille von Cumä that. Der Zorn blitzte aus ihren Augen. Bald darauf erfolgte ein Stillschweigen, welches dem Streit das Ende anzukündigen schien. Aber eh man sichs versah, warf der eine dem andern eine Bouteille Wein, aus welcher sie kurz vorher als gute Freunde miteinander getrunken hatten,

[1] [149. Stück. Sonnabend, den 13. December.]

in das Gesicht. Auf dieses Signal fing sich der Krieg ohne Verzug an. Man zerbrach die Gläser in tausend Stücken; man warf die Tische um; die Stühle flogen im Saale herum; die zerbrochenen Fensterscheiben machten ein entsetzliches Geklirre; es ward alles der Erde gleich gemacht; die beyden Kämpfer kamen zusammen, und faßten einander nach einem Hagel von derben Ohrfeigen. Sie bemächtigten sich in aller Geschwindigkeit der Ohren und Haare, und kriegten einander hernach bey dem Leibe zu packen, da sie denn einander niederwarfen, und so sehr und so lange über einander wegkullerten, daß einer über den andern in den Keller die Treppe hinunter fiel, ohne die Stuffen zu zählen. Die übrige Gesellschaft versah sich nichts gutes von dieser Komödie. Sie ging in den Keller zu den beyden spielenden Personen, wo die Bouteillen voll Muscaten- und Spanischen Wein Gefahr liefen, mit den Gläsern, Stühlen und Fenstern gleiches Schicksal zu erfahren. Nach vieler Mühe brachte man sie endlich auseinander. Sie gingen wieder herauf und erschienen vor dem Commissar, welchen der Caffeeschenke abgeschickt hatte, Friede zu stiften. Er stellte ihnen den Schaden vor, welchen sie ihm verursachet, da sie ihm seine Sachen zerbrochen, welche gleichwohl mit den beyden neuen Trauerspielen des Hrn. von V. in keiner Verbindung stünden. Kurz, er fragte, wer seine Sachen bezahlen wollte? „Parbleu! antwortete der „Crebillonist; ich bezahle sie nicht; meine Rippen im Leibe sind mir zer„brochen; ist das nicht genug für meine Rechnung?" Der andere machte sich dieses Geständniß zu Nutzen, und ruffte, ohne an die gethane Frage wegen der Bezahlung zu denken, mit einem sieghaften Ton aus: „Sehen „Sie, meine Herren, ich ruffe Sie zu Zeugen an, daß er mir gewonnen „Spiel giebt!" Eine Ausruffung, welche als eine den neuen Stücken des Hrn. von V. höchstgünstige Vorbedeutung angesehen worden. Es ist zu wünschen, daß es mit diesen ein besseres Ende nimmt, als mit dem Kriege dieser tapfern Kunstrichter, welche, bey allem ihrem Eifer und Muth, alsbald in das Chatelet geführet worden, wo sie noch sind, und so lange seyn werden, bis es dem Policeylieutenant gefallen wird, sie daraus zu erlösen.

Halle.[1] Bey Carl Herrmann Hemmerden ist auf 2 Bogen in 8t. herausgekommen: Eine kleine Betrachtung über die grossen Modesträusser, aus dem Französischen des Ritters G*** übersetzt. Dieses ist eine Uebersetzung des *Petit Discours sur les grands Bouquets à la mode,* welchen wir ohnlängst angezeiget haben. Diese Uebersetzung müßte besser seyn, als sie ist, wenn man solte sagen können, daß sie der Urschrift gleich käme. Der öfters unreinen Deutschen Schreibart nicht zu gedenken, so ist oft den witzigsten und scherzhaftesten

[1] [155. Stück. Sonnabend, den 27. December.]

Ausdrückungen der Urschrift ihre Schönheit durch übel gewählte Deutsche Wörter und Redensarten benommen worden. Wie Französisch Deutsch klingt das, wenn der Uebersetzer sagt: Durch einen Ueberfluß an Gründen erweisen; das Frauenzimmer wird wider diese Meynung auffahren; einer Sache mit einem gesammleten Gemüthe nachdenken! Damit der Herr Uebersetzer auch was de suibus hinzu thun möchte, so hat er eine Vorrede von einer halben Octavseite dazu gemacht; worinnen er sich unter andern von dem Verfasser folgendermassen ganz sinnreich ausdrückt: Er habe das Herz gehabt, dem Frauenzimmer recht ans Herz zu greifen. O puer! ut sis vitalis, metuo.

Römische Historie
von Erbauung
Der Stadt Rom,
Bis auf die Schlacht bey Actium,
oder das Ende der Republik;
aus dem Französischen des Herrn Rollins ins Deutsche übersetzt.

Vierter Theil.

Mit Kön. Poln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privil.
Leipzig, bey Johann Heinrich Rüdiger, 1749.[1]

[Seite 461, Anmerkung.][2]

Weil weder das Wort *Zöllner*, noch das Wort *Pachter*, man wollte denn das Beywort, *öffentlich* hinzusetzen, das lateinische Wort Publicanus genug ausdrücken, so will man lieber das lateinische Wort, gleich andern solchen Wörtern im Deutschen behalten.

Römische Historie
von Erbauung
Der Stadt Rom,
Bis auf die Schlacht bey Actium,
oder das Ende der Republick;
aus dem Französischen des Herrn Rollins, ins Deutsche übersetzt.

Fünfter Theil.

Mit Kön. Poln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privil.
Leipzig und Danzig, bey Johann Heinrich Rüdiger, 1750.[3]

---

[1] [24 unpaginierte Blätter und 480 Seiten 8°.]
[2] [Zu der dem dreizehnten Buche der Römischen Historie beigefügten *Abhandlung von den Publicanis* (Digression sur les publicains).]
[3] [510 Seiten 8°.]

Römische Historie

von Erbauung

Der Stadt Rom,

Bis auf die Schlacht bey Actium,

oder das Ende der Republick;

aus dem Französischen des Herrn Rollins, ins Deutsche übersetzt.

Sechster Theil.

Mit Kön. Poln. und Churfl. Sächs. allergn. Privil.

Leipzig und Danzig, bey Johann Heinrich Rüdiger, 1752.[1]

[Seite 361, Anmerkung.][2]

Modius, ein Maas, das zwanzig Pfund an Getrayde in sich hielt, und nach unsrer Art etwan ein Viertel betrug.[3]

---

[1] [550 Seiten 8°.]

[2] [Buch XX, § 2, zu den Worten „fünf hundert tausend Scheffel Korn" (boisseaux de froment).]

[3] [Mehr als diese drei Bände hat Lessing nicht übersetzt. Band III war schon 1746 zu Leipzig erschienen; Band VII kam erst 1757 bei Korn in Breslau heraus. Vgl. Lessings Brief an seinen Vater vom 2. November 1750.]

Beyträge

zur

Historie und Aufnahme

des

Theaters.

1750.

[Die Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erschienen anonym in vier Stücken „Stuttgard, bey Johann Benedict Metzler, 1750", zusammen 606 Seiten 8° nebst 12 unpaginierten Blättern Titel und Vorrede und 4 Blättern Register. Zur Herausgabe vereinigte sich Lessing mit Christlob Mylius.]

Erstes Stück.

Vorrede.

Wir wollen uns nicht lange entschuldigen, daß wir der Welt eine neue periodische Schrift vorlegen, wir wollen vielmehr dem Leser alsobald unsere Absicht etwas umständlicher entdecken, und versichert seyn, daß, wenn ihm diese gefällt, ihm auch unsere Arbeit nicht unangenehm seyn werde. Entweder man hat etwas nützliches unter Händen, oder nicht. Im ersten Falle sind die Entschuldigungen überflüßig, im andern vergebens.

Deutschland kann sich nunmehro bald rühmen, daß es in den Werken des Witzes Stücke aufzuweisen habe, welche die schärfste Critik und die unbilligsten Ausländer nicht scheuen dürfen. Wir trauen unsern Lesern mehr Geschmack zu, als daß wir nöthig zu haben glauben, sie ihnen zu nennen. Es sind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauspiel und das Trinklied, eines sowohl wie das andre, haben ihre Geister gefunden. Nur in der Menge dieser Geister muß unser Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe sich nur, den guten Geschmack allgemein zu machen, so wird auch dieser Vorwurf wegfallen. Dieses letztre ist eine Zeit lang die Absicht unterschiedener Monatsschriften gewesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nöthig sind, so hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegnen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, daß sie zu jetzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind größtentheils Zeiten der Kind-

heit unsers guten Geschmacks gewesen. Kindern gehöret Milch, und nicht starke Speise. Von Weisen auf Hallern wäre ein allzugrosser Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmacke eben so gefährlich seyn können, als es einem Kinde seyn würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht also auch diejenigen nöthig, die eben so weit unter den einen, als über den andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt, und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden. Eines ist nur zu betauern, nämlich daß meistentheils die Einrichtung dieser Monatsschriften nicht vergönnet hat, sich in alle Theile, besonders der Poesie, gleich weit einzulassen. Wir wollen nur den dramatischen Theil anführen. Hat dieser nicht allezeit den kleinsten Theil darinnen eingenommen? In vielen hat man gar nicht an ihn gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigsten vergessen sollen, da er die meisten Liebhaber nöthig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalstücke hätte vorlegen sollen. Hierzu gehöret allzuviel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten, und der Ausländer darinnen näher bekannt gemacht? Wie viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter? Wie viele kennen die Schaubühne der Italiäner, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzosen hat man durch häufige Uebersetzungen sich eigen zu machen gesucht. Dadurch hat man aber unser Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte bestreben sollen. Wenn man auch nur in das Theoretische der Schaubühne sich etwas eingelassen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meisten Lehrbüchern der Dichtkunst zu erfüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch besser stehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern seyn unterstützt worden. Denn wie wir schon gesagt, dazu sind die Monatsschriften, sie breiten den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus, und ermuntern zur Nacheifrung.

Diese Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir jetzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man versäumet

hat. Wir wollen uns bemühen, so viel in unsern Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beyzutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in folgenden. Wir wollen theils auf die sehen, die zu ihrer Arbeit, oder zur Verbesserung ihres Geschmacks, noch Vorschriften nöthig haben; theils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erstern wegen wollen wir alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft seyn, daß sie nicht zu trennen wären. Die drey Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Comische, über das Erhabene, über die Charaktere, über die Sittensprüche, und über andre beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als Comödie werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes seyn. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sey, finden, wollen wir unsre eignen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beyspielen alter und neuer Meister unterstützt seyn mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neusten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunstrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben, als tadeln. Wir glauben also, daß niemand unsre Critik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, jemanden abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sey, vorzustellen. Hierzu werden genaue Charaktere, die wir in ihrem Umfange von dem comischen und dem tragischen Dichter machen wollen, dienlich seyn. Wir wollen untersuchen, wie weit sich beyder Witz und beyder Gelehrsamkeit erstrecken müsse, und Vorschläge thun, wie jeder seine Kräfte prüfen könne.

Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen

und Lateinischen, aus dem Französischen, Italiänischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unsern Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Auf die erstern zwey wollen wir unsern Fleiß besonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeschylus ein Stück übersetzen; wozu wir allezeit ein solches wählen wollen, das von neuern Poeten ist nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neueres Stück zu finden ist. Dieses wollen wir auch mit dem Aristophanes, Plautus, Terenz und dem tragischen Seneca thun. Wir wollen sie dabey selbst untereinander vergleichen, und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieser vor jenem, beyde vor dem Aeschylus, und dieser vor beyden eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug seyn, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worinne und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Aristophanes nachahme. Wir wollen dabey mit allem Fleisse diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von diesen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einsehen lernen, welches die wahre und falsche Art, nachzuahmen sey, und den Vorzug der Alten vor den Neuern, oder, in gewissen Stücken, dieser vor jenen, daraus feste setzen können. Hierzu sollen besondre Abhandlungen gewidmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber, werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespear, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bey uns nur dem Namen nach kennet, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Eben so ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendosa, Francisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvan, Antonio de Azevedo, Francisco Gonsalez de Bustos und andern. Diese sind alle Männer, die zwar eben so grosse Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich sehr vieles zu Nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiäner und Holländer nicht vergessen. Von den erstern haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzu-

wärmen, und deswegen größtentheils nur auf die itztlebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel besonders hat, und von denen jeder meistentheils einen eignen Weg zu gehen sucht. Von den Italiänern und Holländern aber werden wir nur das, was sie regelmäßiges und eigenthümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach nicht möglich seyn, dasjenige fest zu setzen, was jede Nation vor der andern vorzügliches und eigentümliches habe? Wir glauben, ja, und sind so gar überzeugt, daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volks besser zu bestimmen sey, als aus ihrer dramatischen Poesie. Wir wollen dieses an seinem Orte weitläuftiger ausführen. Nur ist gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutschen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigne Stücke; und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von dem Deutschen wird bestimmen können, ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige, und es sich zu Nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen.

Dieses ist es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beyzutragen hoffen. Wir hätten gerne noch dieses hinzugefügt, daß wir auch dann und wann einige von unsern eignen Stücken mittheilen wollten. Allein der Leser hat noch allzuwenig Grund, sich etwas Gutes davon zu versprechen, daß wir es also auf sein eigen Urtheil wollen ankommen lassen, ob wir auch hierinnen unsre Absicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unsre Arbeit eben so scharf zu beurtheilen, als wir es mit andrer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidne oder unbescheidne Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem einen sowohl als aus dem andern uns zu bessern suchen.

Eines hätten wir bald bey diesem Plane vergessen. Wer weis nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worinne ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizet, wenn man sie lieset, allein sie reizet ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige, der durch die bloße Lesung, zum Exempel eines Trauerspiels, bis zu süssen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen seyn.

Er muß schon mehr zu denken, und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt seyn. Und solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden seyn, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gesetzt wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiges Theil der dramatischen Poesie sey? Die Kunst dieser Vorstellung verdienet derohalben unsrer Aufmerksamkeit eben sowohl, als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen. Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinne schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können allen nutzen, welche die Beredsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu betauern, daß wir die Kunst zu declamiren, die bey den Alten so hoch geachtet war, theils verlohren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man itziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äusserliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehöre. Zu der Vorstellung der dramatischen Poesie gehöret aber noch mehr, als die Beredsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes; die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen ist nichts weniger nöthig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsre Gedanken eröffnen, und die unzähligen Ungereimtheiten, die, in diesen Stücken, noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen.

Dieser Entwurf wäre weitläuftig genug, und wir würden an Materie sobald keinen Mangel haben: gleichwohl haben wir für dienlich befunden, mit erwähnter Absicht noch eine andre zu verbinden, damit die Abwechslung in unsrer periodischen Schrift desto größer, und der Gebrauch desto allgemeiner seyn könne. Es sind nun vier Jahr, daß uns bey dem Beschlusse der deutschen Schaubühne, der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist

gewiß, wir sind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegen gesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschickt dazu seyn würde, und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommnen Größe anwachsen würden. Es ist also um so vielmehr zu betauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäffte von dieser Arbeit abhalten, die fast einen eignen Mann erfodern will. Noch mehr aber würde es zu betauern seyn, wenn sie gar unterbleiben sollte. Wir glauben schwerlich, daß sich außer ihm derselben jemand unterziehen möchte, wenn er weis was für eine weitläuftige Belesenheit, und was für Hülfsmittel dazu erfodert werden. Sollte es aber nicht möglich seyn, dieses schwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bey der Hand sind; und wenn man diese mit Musse herbeyschaffen kann, so wird die Arbeit nicht halb so schwer. Es würde unendliche Mühe kosten, wenn der Mäurer jeden Stein, den er gebrauchet, selbst herbey schaffen sollte. Dessen Mühe aber wird nicht geringer seyn, der zu Verfertigung der Geschichte des Schauplatzes alle Kleinigkeiten selbst ausspähen muß. Wir hoffen also nichts Ueberflüßiges oder Unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmsten Nachrichten, die dazu nöthig sind, sammeln. Diese werden theils den Ursprung, den Fortgang, den Verfall, und die Wiederherstellung der Schaubühne bey allen gesitteten Völkern; theils die Lebensbeschreibungen sowohl der dramatischen Poeten, als der Schauspieler; theils historische Auszüge aus den vornehmsten theatralischen Werken, betreffen. Wir wollen übrigens alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden; und deswegen von den Kirchenvätern anfangen, und bis auf unsre heutigen Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Grunde sich diese auf das Beyspiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den itzigen Zeiten wegfallen; und daß die letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit so viel, daß unbedachtsame Eifrer etwas gelinder urtheilen, und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzugroße Rechnung machen. Denn manche Leute sind gewohnt, am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu

antworten haben. Sie sind genugsam durch ihren Irrthum, und durch die Schande, mit den größten und gründlichsten Gottesgelehrten nicht übereinzustimmen, gestraft. So viel ist zwar leider! wahr, daß durch ihr Schmälen bey dem Pöbel das Vorurtheil wider das Theater, und wider die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger, als sie, seyn wird, und da sie die einzigen seyn werden, denen man einen gesündern Verstand zu wünschen hat.

Bey diesen historischen Beyträgen wollen wir vornehmlich auf das deutsche Theater mit sehen. Wir wollen alle die verdienstvollen Männer hervorsuchen, die mit ihrem Witze oder mit ihrem Vermögen und Ansehen demselben nützlich gewesen sind, und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen suchen, den nur die unparteyische Nachwelt geben kann. Von unsern alten theatralischen Stücken haben viele einen allzuverächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die itzo Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche, und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen, oder seinen Geschmack allzusehr verekelt haben. Wir werden zu seiner Zeit von dergleichen Stücken unsern Lesern einen Auszug machen, von welchen meistentheils nichts, als der Titel aus des Herrn Prof. Gottscheds Verzeichnissen bekannt ist.

Nunmehr kömmt es auf den geneigten Leser an, zu urtheilen, ob das, was wir hier versprochen haben, und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten bestreben werden, seine Aufmerksamkeit verdiene. Wir wollen das Beste hoffen, und in dieser Hoffnung alle Quartale mit dieser Arbeit fortzufahren versprechen. Jedes Stück soll ohngefähr 10 Bogen, und jeder Band 4 Stück, oder ein Jahr, ausmachen. Diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns darinne beystehen, oder, wo wir etwan irren sollten, uns zurechte führen werden.

Im October, 1749.

Die Verfasser.

[I. Versuch eines Beweises, daß die Schauspielkunst eine freye Kunst sey.

(Von Mylius.)]

II.

Abhandlung

von dem Leben, und den Werken des Marcus Accius Plautus.

Wir sind Willens, dem Leser in der Folge einige Lustspiele des Plautus übersetzt vorzulegen. Wir haben uns schon in der Vorrede erklärt, wie und warum wir dieses thun wollen. Es wird also nicht unbillig seyn, wenn wir vorher das nöthige sammeln, was uns den Verfasser und seine Arbeit näher kennen lehrt.

Von dem Plautus (a) selbst finden wir wenige Nachricht. Alles was wir von seinen Lebensumständen wissen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Festus, Servius, und Hieronymus. Horaz, Plinius der jüngere, Quintilian, Macrobius und andre gedenken zwar auch sein, allein alles was sie uns von ihm sagen, sind Lobeserhebungen oder Beurtheilungen. Marcus Accius (b) Plautus soll in Sarsina (c), einer Stadt in Umbrien, gebohren seyn. Seine Aeltern und

(a) Man hat schon einige Lebensbeschreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man theils vor einigen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke, theils in unterschiedenen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern findet, so hat Casp. Sagittarius ein besonderes Buch de Vita, scriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii, et Ciceronis, Altorfii, 1672, in 8. herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viel Mühe haben ersparen können, wenn ich es zu bekommen gewußt hätte.

(b) Einige schreiben ihn auch Attius.

(c) Man schreibt sie auch Sarcina und Saßina. Janus Parrhasius nennt sie gar Farsina, aus welchem Grunde, weis ich nicht. Sie führt noch bis itzo diesen Namen, und liegt an dem apenninischen Gebirge an dem Flusse Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen westwärts von Rimini. Sie ist ein

die Zeit seiner Geburt sind gleich unbekannt. Man glaubt gemeiniglich, daß seine Vorfahren Leute von sehr geringem Stande, ja gar Sklaven sollen gewesen seyn. Pareus beruft sich deshalb auf eine Stelle bey dem Minutius Felix, wo Plautinae prosapiae homo, einen Menschen von der allerniedrigsten Herkunft anzeige. Ich weis nicht, ob dieses Beweis genug ist. Wenn man übrigens von der Geschicklichkeit und dem feinen Witze eines Menschen, auf seine gute Erziehung und von dieser auf seine Aeltern einigermaßen schließen kann, so möchte die Vermuthung von des Plautus geringer Herkunft am ersten wegfallen. Wenigstens könnte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter gesitteten und artigen Leuten müsse seyn auferzogen worden. Vielleicht ist er zeitig nach Rom gekommen, vielleicht hat er eben das Glück gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten seiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das sind Vermuthungen, die keinen gewissern Grund als die gegenseitigen haben. Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervordringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, wenn er auch selbst in seinen ersten Jahren ein Sklave gewesen wäre. Man bewundert den Epictet; und ich sollte fast meynen, daß es schwerer sey in der Sklaverey ein Poete als ein Philosoph zu werden. Das Unglück giebt oft die beste Anleitung zur Weltweisheit, allein ob es zum Dichten gleich nützlich sey, daran kann man um so viel mehr zweifeln, je mehr man Beyspiele von Dichtern anführen könnte, welche Armuth und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geschlagen hat. So viel ist gewiß, Plautus muß sehr zeitig Comödien zu schreiben angefangen haben, wenn alle, die man für seine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm sind. Im Anfange muß er mit seiner Arbeit glücklich gewesen seyn. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit so viel gewonnen, daß er eine Handlung anfangen konnte (d). Vielleicht, daß er seine Stücke an die Aediles verkaufte,

bischöflicher Sitz, und gehöret unter den Erzbischof von Ravenna. Limiers in der Lebensbeschreibung des Plautus, die er seiner Uebersetzung vorgesetzt hat, meynt also fälschlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

(d) Gellius im 3 Haupt. des 3 Buchs seiner attischen Nächte: *Saturionem* et *Addictum*, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non suppetit, in

vielleicht, wann diese Einrichtung, damals, noch nicht war, daß er sie selbst auf seine Unkosten aufführen ließ, und den Nutzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kann man nichts gewisses schließen. Das erste ist zwar wahrscheinlicher, weil aus einigen Stellen in seinen Lustspielen klar ist (e), daß die Aediles schon damals die Aufsicht über die Schauspiele gehabt haben. Dem sey wie ihm wolle. Plautus war aus einem comischen Dichter ein Handelsmann geworden. Er suchte sich vielleicht dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen, worinn er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun könne. Allein seine Hoffnung schlug ihm fehl. Er verlohr durch seinen Handel alles, was er sich so rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armuth wieder nach Rom zurück. Hier nun nahm er seine erstern Bemühungen wieder vor. Allein ein Lustspiel ist nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit es unterzubringen. Die Noth zwang ihn also, sich zu einem Becker zu vermiethen, bey dem er die Handmühlen (f) drehte. Gewiß eine niedrige Beschäfftigung für einen Dichter (g). Allein die Schande fällt nicht auf ihn, sondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeacht dieser knechtischen und fast viehischen Arbeit, behielt Plautus noch immer einen genugsam aufgeräumten und muntern Geist, seine komischen Werke fortzusetzen. Er machte die Zeit über, da er sich in der Mühle aufhielt, drey Lustspiele; zwey davon nennt uns Gellius, *Saturio* und *Addictus*. Er beruft sich auf das Zeugniß des Varro, diligentissimi investigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero nennt. Die Stücke selbst sind verlohren

pistrino Plautum scripsisse Varro, et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum scenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam redisset, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Sicut de Naevio quoque accepimus, Fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem.

(e) Siehe den Vorredner des Amphitruo, v. 72.

(f) Diese Handmühlen hießen bey den Römern Trusatiles sc. molae. Von dem alten Zeitworte Trusari, dem Frequentativo von trudi. Bey den Griechen heißen sie χειρομυλα.

(g) Athenäus erzählt ein gleiches von den Weltweisen Asklepiades und Menedemus. Sonst ist auch aus dem Laertius bekannt, daß der stoische Weltweise Cleanthes des Nachts Wasser, zur Begießung der Pflanzen, gepumpt, und damit seinen Unterhalt gesucht hat.

gegangen, auch von ihrem Inhalte weis man nichts zu sagen, und aus den Benennungen läßt sich wenig oder gar nichts schließen (h). Aus dem Addictus führt der ungenannte Ausleger des Virgils über das 1 Buch Georg. eine Zeile an:

Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, wann er vom Drehen ermüdet war, zur Erquickung lieber an seinen Lustspielen arbeiten, als schlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Festus unterschiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des Hieronymus (i), die sie uns beyde von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anscheinenden Widerspruch. Gellius nämlich spricht, wie wir schon angeführet, daß ihn seine eigne Noth so weit gebracht habe; Hieronymus aber sagt, daß er wegen damaliger Theurung hierzu hätte greifen müssen. Allein sie sind leicht zu vergleichen. Es kann beydes wahr seyn. Plautus kam von seinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglück war Theurung in Rom, so daß ihm seine Freunde, die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beyspringen konnten. Es scheint, daß er von diesem Zufalle einen beynahe schimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drey Handschriften, die C. Langius zusammengehalten hat, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Asinius benennt gefunden. Joh. Meursius glaubt, daß es ein Versehen der Abschreiber sey, und daß es heißen müsse Asinus, weil alle

(h) Herr Limiers übersetzt Addictus durch le Valet obeissant. Ich kann nicht begreiffen, wie die wahre Bedeutung des Worts Addictus einem Uebersetzer des Plautus hat unbekannt seyn können. Ich will nicht leugnen, daß es nicht dann und wann ergeben, gehorsam heiße, Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verstande. Addicti wurden nämlich diejenigen genennt, die ihre Schuldner nicht befriedigen konnten, und ihnen deswegen von dem Richter als Knechte zugesprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frey, als bis sie ihre Schulden bezahlt hatten. Man sehe die Bachid. im 5 Aufzuge im 2 Auftritt v. 86. desgleichen im Rudens Aufz. 3. Auft. 6. v. 53. Ohne Zweifel hat also Plautus in diesem Stücke etwan einen Hurenwirth, der seinen Klägern von dem Prätor zum Sklaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio ist der Name eines Schmarotzers, dergleichen Plautus auch in der Persa vorgestellet hat.

(i) Hieronymus in der Chronike des Eusebius: Olymp. 145. Plautus ex Vmbria Sarsinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad molas manuarias pistori se locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, scribere fabulas et vendere solitus consueverat.

diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet, und mit den Eseln beynahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung, Asini wären genennet worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zusatz unbesonnener Abschreiber sey, oder wenn ja Plautus auch bey seinen Lebzeiten diesen Zunamen sollte gehabt haben, daß ihn gewiß niemand, als der niedrigste Pöbel, oder seine ärgsten Feinde, damit werden belegt haben. Wenn es ein Name gewesen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, so würde man ihn gewiß auch bey andern Schriftstellern finden.

Durch die angeführten drey Lustspiele mochte sich Plautus nun wohl wieder so viel verdienet haben, daß er die Mühle verlassen, und vor sich leben konnte. Vielleicht hatte auch die Hungersnoth aufgehört. Er konnte nunmehro mehr Zeit auf seine Arbeit wenden, und seinem nachfolgenden Fleiße haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben ist. Wenn ich nicht dem spanischen Schriftsteller, dessen Taubmann (k) gedenket, gleich werden, und in Ermanglung gegründeter Nachrichten von dem Plautus, meine Erdichtungen oder Vermuthungen dem Leser aufhängen will, so kann ich weiter nichts zur Lebensbeschreibung unsers Dichters beyfügen, als seinen Tod. Plautus starb in Rom. Die Zeit seines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus sagt in dem oben angeführten Orte, er sey in der 145ten Olympiade gestorben. Er läßt uns also die Wahl, ob wir es auf das erste, andere, dritte oder vierte Jahr dieser Olympiade setzen wollen. Cicero bestimmt das Jahr

(k) Zum Schlusse seiner Ausgabe vom Jahr 1605. Narro tibi, lector, cum extremas hasce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e Bibliotheca Lud. Personii JC. et Elect. Sax. Consil. ac Prof. primarii, libellus ab amico offertur Nob. cujusdam Hispani, in quo ille, pag. 19. germ. edit. ut rem certam ponit, Plautum nostrum in juventute variis fuisse moribus: sectatum esse militiam: per maria circumvectum esse: pistorem fuisse: mercaturam et imprimis oleariam exercuisse: factum etiam vestiarium et sarcinatorem: tandemque in bonis litteris acquievisse. Sed nisi potior ab aevo prisco juvet auctoritas, qui credam ista omnia Taubmannus?
– – Credat Judaeus Apelles, non ego.
Wo ich nicht irre, so ist dieser Spanier Antonius von Guevara. Denn so viel ich mich besinne, glaube ich an einem Orte seiner Schriften ein gleiches gelesen zu haben.

genauer, und zwar, wie wir sehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterschied (1). Der Ort befindet sich in dem 15ten Hauptstücke seines Brutus, wo er von dem Cethegus, und seinem Zeitgenossen dem Nävius redet. Er sagt uns, daß Nävius unter dem Bürgermeisteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweyten punischen Krieges, als M. Cato Quästor war, gestorben sey. Er bestimmt uns diese Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahr vor seinem Consulate. Und zwanzig Jahr hernach, spricht er, als P. Claudius und L. Porcius Consuls, und Cato Censor waren, starb Plautus. Wenn wir also das Jahr wissen, in welchem Cicero Consul war, so ist das Uebrige leicht auszurechnen. Dieses Jahr nun ist das 690ste nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550sten also starb Nävius, und 20 Jahre nachhero im Jahr 570 Plautus. Dieses nun ist das zweyte Jahr der 148sten Olympiade. Hieronymus läßt also den Plautus wenigstens zehn Jahr zu früh sterben. Wir wollen nicht untersuchen, woher dieser Unterscheid komme: so viel bleibt doch gewiß, daß sich Plautus zur Zeit des zweyten punischen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch seinen komischen Geist beliebt gemacht hat. Rom hatte also damals zu einer Zeit zwey der größten Geister, die aber ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach, einander sehr ungleich waren. Wer war ernsthafter, als Cato? Wer war scherzhafter, als Plautus?

Wenn wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, so ist sein Körper noch weit drollichter gewesen, als sein Geist, und man könnte sagen, daß ihn die Natur recht darzu ausgekünstelt habe, seine ernsthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein schwärzliches Gesicht, rothes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar scharfe Augen, ein rother Mund; diese Stücke stelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit dicken Waden,

(1) Es lautet also: At hic Cethegus consul cum P. Tuditano fuit bello punico secundo. Quaestorque his consulibus M. Cato, modo plane annis 140. ante me consulem, et id ipsum nisi unius esset Ennii testimonio cognitum, hunc vetustas, ut alios fortasse multos, oblivione obruisset. Illius autem aetatis qui sermo fuerit, ex Naevianis scriptis intelligi potest. His enim Consulibus, ut in veteribus commentariis scriptum est, Naevius est mortuus: quanquam Varro noster, diligentissimus investigator antiquitatis, putat in hoc erratum, vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio, L. Porcio, viginti annos post illos, quos ante dixi consules, mortuus est, Catone censore.

so möchte man ungefähr das Bild unsers Comödienschreibers haben. Allein woher weis man denn, daß er so ausgesehen hat? Ich muß doch meinen Lesern den schönen Grund mittheilen. Plautus soll sich selbst so unter der Gestalt des Pseudolus, in dem Lustspiele, das von diesem schlauen Betrüger den Namen hat, geschildert haben. Er läßt daselbst den Harpax eine Beschreibung von dem machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in diesen Worten: (siehe des 4 Aufz. VII. Auft. v. 120).

Rufus quidam, ventricosus, crassis suris, subniger,
Magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, admodum
Magnis pedibus - -

Hier fällt ihm der alte Simo ins Wort:

Perdidisti, postquam dixisti pedes.
Pseudolus fuit ipsus.

Und dieses letzre, vermuthe ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man diese Stelle auf die Gestalt des Plautus selbst angewendet hat. Man behauptet nämlich, und dieses zwar nicht ohne Grund, daß sein eigentlicher Name Marcus Accius gewesen sey, daß er aber von seinen platten Füßen den Zunamen (m) Plautus bekommen habe. Weil nun hier das deutlichste Kennzeichen des Pseudolus gleichfalls die Beine sind, so hat man sichs gefallen lassen, so wohl dieses, als das vorhergehende, auf den Verfasser selbst zu deuten. Ob gleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht grosse, sondern platte, Füße soll gehabt haben. Die

(m) Festus sagt: Ploti appellati sunt Vmbri pedibus planis quod essent, unde soleas dimidiatas, quibus utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant semiplotia, et ab eadem causa M. Accius Poeta, quia Vmber Sarsinas erat, a pedum planitie initio Plotus, postea Plautus coeptus est dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbrisches Wort sey, allein wahrscheinlicher Weise kömmt es wohl von dem griechischen πλατὺς her; und in der That heißt es auch nichts anders, als breit, platt, welches letztre auch dem Tone nach eine grosse Gleichheit mit ihm hat. Man sagt es auch von Hunden, und plauti canes heißen Hunde mit breiten herabhangenden Ohren. Wenn man es von den Füßen sagt, so heißen es Füße, wo die Fußsohlen nicht die gehörige Höhlung haben, und also ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreife nicht, warum alle Umbrier diesen Fehler sollen gehabt haben. Ich vermuthe also vielmehr, daß sie von ihren Schuhen, die sie vielleicht ganz platt machten, den Zunamen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Festus scheint diese Meinung zu bestärken, da er glaubt, daß die Semiplotia von ihnen den Namen haben.

Herren Kunstrichter sind überhaupt sehr scharfsichtig. In einer andern Stelle (n) wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andre ehrliche Leute können nichts als eine frostige Verwechslung des Worts Umbra, da es bald der Schatten, bald eine Weibsperson aus Umbrien heißen kann, darinnen finden. Wenn man sonst nicht wüßte, daß Plautus aus Sarsina in Umbrien gewesen wäre, wie würde man es ewig daraus schließen können?

Gellius berichtet, daß sich Plautus selbst eine Grabschrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig, allein kann man es einem großen Manne verdenken, wenn auch er von seinen Verdiensten überzeugt ist? Genug er hat die Wahrheit gesagt, und seine Prophezeyung ist allerdings eingetroffen. Die Grabschrift ist diese:

Postquam est mortem aptus Plautus, Comoedia luget:
Scena est deserta. Hinc ludus risusque jocusque
Et numeri innumeri simul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehro auf die Werke des Plautus, wo wir schon ein viel weitläuftiger Feld vor uns haben. Die Anzahl seiner Lustspiele ist nicht geringe, allein es ist unmöglich, sie gewiß zu bestimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundert und dreyßig, die des Plautus Namen hatten (o). Allein es war auch damals schon

(n) Diese Stelle siehe in der Mostellaria im 3 Aufz. 3 Auft. v. 83.

(o) Gellius im 3 Buch s. attischen Nächte im 3 Hauptst. Verum esse comperior, quod quosdam bene litteratos homines dicere audivi, qui plerasque Plauti Comoedias curiose atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii super his fabulis, quae dicuntur ambiguae, credituros, sed ipsi Plauto moribusque ingenii, atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque esse usum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae *Varronianae* vocantur, quas idcirco a caeteris segregavit, quoniam dubiosae non erant, sed consensu omnium Plauti esse censebantur; quasdam item alias probavit adductus stylo atque facetia sermonis Plauto congruentis: easque jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit: sicuti istam quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, si vel hos solos versus ex ea fabula cognoverit, qui quoniam sunt, ut de illius more dicam, Plautinissimi, propterea et meminimus eos, et adscripsimus. Parasitus ibi esuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit etc.

ausgemacht, daß die meisten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein andrer römischer Komicus gewesen sey, mit Namen Plautius, dessen Stücke man mit den seinigen vermengt habe. Es kann seyn. Doch ist auch die Vermuthung des Gellius nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß viele von diesen Stücken die Arbeit ältrer Poeten wären; Plautus aber habe sie vielleicht durchgearbeitet und verbessert, daher man darinnen hin und wieder den plautinischen Ausdruck fände. Er erzählt uns übrigens nicht wenige, die sich bemüht hätten, die wahren Stücke

Favorinus quoque noster, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas est habita, et audisset ex ea Comoedia versum hunc:

Strateae, scrupedae, strativolae, sordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates significantium: vel unus hercle, inquit, hic versus Plauti esse hanc fabulam satis potest fidei fecisse. Nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus *Fretum* (nomen est id Comoediae, quam Plauti esse quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret, et omnium maxime genuina, ex qua duos hos versus exscripsimus, ut historiam quaereremus Oraculi arietini:

Nunc illud est
Quod arietinum responsum magnis ludis dicitur:
Peribo, si non fecero: si faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de Comoediis Plautinis primo verba haec ponit: Nam nec *Gemini*, nec *Lenones*, nec *Condalium*, nec *Anus* Plauti, nec *Bis compressa*, nec *Boeotia* unquam fuit, neque adeo *ἄγροικος*, neque *Commorientes;* sed M. Acutici. In eodem libro Varronis id quoque scriptum est, Plautium fuisse quempiam Poetam Comoediarum, cujus quoniam Fabulae Plauti inscriptae forent, acceptas esse quasi Plautinas, cum essent non a Plauto Plautinae, sed a Plautio Plautianae. Feruntur autem sub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditissimus L. Aelius quinque et viginti esse ejus solas existimavit. Non tamen dubium est, quin istae, et quae scriptae a Plauto non videntur, et nomini ejus addicuntur, veterum Poetarum fuerint, et ab eo retractatae et expolitae sint, ac propterea resipiant dictum Plautinum. Dieser Lucius Aelius, welcher hier zu zweyenmalen genennet wird, ist ohne Zweifel wohl der, dessen Suetonius in seinem Buche von berühmten Grammatikern gedenket. Er sagt unter andern daselbst von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit: nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur: et Stilo, quod orationes nobilissimo cuique scribere solebat: tantus optimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus sit. Eben dieser Lucius Aelius Stilo, wie uns Quintilian im 10 B. im 1 Hauptst. meldet, hat zuerst das Urtheil vom Plauto gefellt: Musas Plautino sermone locuturas fuisse, si latine loqui vellent.

des Plautus auszusuchen, und sie in richtige Verzeichnisse zu bringen. Aelius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius, und vornehmlich Varro, dessen Buch von den plautinischen Comödien er anführet, welches sich aber, leider, unter den verlohrnen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur 21 für ächte plautinische Stücke erkannt, weswegen sie die Varronianischen hießen, und die auch in der That von allen einmüthig für die Arbeit des Plautus erkannt wurden. Er war aber nicht so strenge, daß er nicht auch andre, in welchen er den Witz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte zueignen sollen. L. Aelius, ein gelehrter Grammaticus, gab dem Plautus 25 Stücke. Man lese die angeführte Stelle des Gellius. Servius berichtet uns in seinen Anmerkungen über das erste Buch der Aeneis, daß einige dem Plautus zwanzig, andre vierzig und andre hundert Lustspiele zuschrieben. Da also schon die Alten so gar sehr uneinig hierüber gewesen sind, so muß es uns genug seyn, wenn wir wissen, er habe sehr viele gemacht, und daß die, die uns unter seinem Namen übrig geblieben sind, die Varronianischen, das ist, diejenigen sind, die er ohnstreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stücke haben uns die alten lateinischen Sprachkundigen theils die Namen, theils einige Stellen, oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es ist aber in den meisten dieser Fragmente so wenig Saft und Kraft, daß es sehr unnöthig seyn würde, sie hier anzuführen.

Bey den Alten machte die Erklärung der Lustspiele einen großen Theil ihrer schönen Wissenschaften aus. Daher kam es, daß sich viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, so sehr darauf legten, daß sie die Schreibart des Plautus, seine Art zu denken und zu scherzen so genau inne hatten, daß sie gleich sagen konnten, dieses oder jenes ist von ihm, oder ist nicht von ihm. Außer dem was Gellius von dem Favorinus anführet, so versichert schon Cicero (p), daß Servius Claudius, der Bruder des Papirius Pätus, an den wir

(p) Im 9 Buche s. Briefe an Untersch. im 16 Briefe. Sed tamen ipse Caesar habet peracre judicium: et ut Servius frater tuus, quem litteratissimum fuisse judico, (er war damals schon todt, denn er ist unter dem Consulate des Metellus und Afranius gestorben) facile diceret, hic versus Planti non est, hic est, quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum, et consuetudine legendi etc.

unterschiedene Briefe von ihm lesen, besonders diese Stärke im Urtheilen besessen habe. Die alten Römer schätzten den Plautus besonders zweyer Stücke wegen sehr hoch; theils wegen seiner Schreibart, theils wegen seiner anmuthigen Scherze. Und gewiß beydes ist unverbesserlich, wenn man von dem ersten das allzu alte und den possenhaften Ausdruck, von diesem aber das Allzufreye wegnimmt. Sie glaubten, die Musen würden plautinisches Latein sprechen, wenn sie römisch reden wollten. Hiermit stimmen die neuern Critici durchgängig überein. Es würde eine unendliche Arbeit seyn, wenn ich alle die Lobeserhebungen sammeln wollte, die man ihm deswegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beyfall erworben. Cicero (q) stellet sie den Scherzen der alten Attischen Comödie, und der Socratischen Weltweisen gleich. Der h. Hieronymus ergötzte sich daran, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über seine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergossen hatte (r). Man mag hierüber schelten oder spotten, wie man will, ich sehe weder was unbegreifliches, noch vielweniger was verdammliches darinnen. Darf denn ein Christ keine Erholung genießen? Ist es denn ein so großer Widerspruch das Laster verlachen, und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man beydes zugleich sehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laster als etwas das unsrer unanständig ist, das uns geringer macht, das uns in unzählige widersinnische Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es, als etwas, das wider unsre Pflicht ist, das den Zorn Gottes erregt,

(q) Cicero im 29 Hauptstücke des ersten Buchs von den Pflichten: Duplex omnino est jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitiosum, obscenum: alterum elegans, urbanum, ingeniosum, facetum: quo genere non modo Plautus noster et Atticorum antiqua Comoedia, sed etiam Philosophorum Socraticorum libri sunt referti.

(r) Hieronymus in seinem Buche von der Bewahrung der Keuschheit: Post noctium crebras vigilias, post lachrymas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es sind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato lesen wollen, wie man denn auch dieses in der Baseler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handschriften haben sonst alle Plautus; übrigens leidet auch der Zusammenhang diese Aendrung nicht. Und da wir aus andern Stellen versichert seyn können, daß Hieronymus den Plautus sehr fleißig gelesen habe, so können wir wegen der gemeinen Leseart um so viel gewisser seyn.

und uns also nothwendig unglücklich machen muß. Im ersten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man sich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Lustspiel, zu diesem die heilige Schrift die beste Gelegenheit. Wer seine Laster nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abschen dargegen kann ich mir in der That keinen allzuguten Begriff machen. Er beweint sie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel darbey gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiset, daß er lebendig überzeugt ist, Gott habe es nicht etwan aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eignes Wohl, unsre eigne Ehre es zu fliehen gebiethe. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus so viele nicht allzu gesittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewissen lesen können? Die zulänglichste Antwort darauf ist, daß den Reinen alles rein ist. Ich könnte zwar diesen scheinheiligen Richtern sagen, daß der Charakter derjenigen Personen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umstände manchmal etwas Freyes erfodert hätten, ich könnte ihnen sagen, daß vieles von dem, was sie verdammen, nicht in der Absicht geschrieben sey zu ärgern, sondern vielmehr zu bessern, allein hierzu möchten sie mehr Ueberlegung nöthig haben, als sie darauf wenden wollen. Sie müssen sich also mit der Versicherung begnügen lassen, daß es Leute, außer ihnen, giebt, welche die so genannten anstößigen Stellen in den plautinischen Lustspielen, mit gleich unsträflichen Gedanken lesen können, als sie etwa die Geschichte der Bathseba. Und aus dieser Zahl war auch Hieronymus.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. So viel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, so hat er doch auch seinen Verächter gefunden. Das übelste darbey ist, daß es ein Mann ist, den die Welt nicht nur als einen großen Dichter, sondern auch als einen gründlichen Kunstrichter bewundert, der also viele durch seinen Ausspruch, ehe sie ihn untersuchen konnten, auf seine Seite gezogen hat. Es ist Horaz, und sein Urtheil ist dieses: (siehe von der Dichtk. v. 270. f. f.)

At nostri proavi Plautinos et numeros, et
Laudavere sales: nimium patienter utrumque,

Ne dicam stulte, mirati: si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus, et aure.
Zwar unsrer Väter Mund hat Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt; allein aus blinder Gunst.
Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeschätzet:
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergötzet,
Was ein erlaubter Scherz, was grob und garstig ist,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unsern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.

Gottsched.

Gewiß es wird mir gleich schwer ihm zu widersprechen, als ihm Recht zu geben. Wenn ich jenes thun wollte, so würde ich zwar nichts mehr thun, als was schon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger sagt Horatii judicium sine judicio est. Turnebus (im 25 B. im 16 Hauptst. s. Adverss.) spricht in Plauti salibus existimandis accedo potius sententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venusini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar, wird durch die angeführte Stelle so erhitzt, daß er den Horaz in vollem Affecte anredet: (s. seine Dissert. von den Lustspielen des Plautus) Imo illi (proavi) merito et recte ac sapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt: tuque ad Graecitatem omnia, quasi regulam, poemata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas. Doch hat es dem Horaz auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Unter den Neuern hat besonders Daniel Heinsius (s) seine

(s) Danielis Heinsii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Dissertatio. Man hat sie unter andern auch der Ausgabe des Terentius zum Gebrauch des Dauphins, vordrucken lassen. Er fängt mit den Worten des Horatius an, und spricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum omnium parente, summo Critico, ac maximo Poeta excidisse nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur. etc. Man kann leicht sehen auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti ist widerlegt worden, dieser gab im Jahr 1618. in 8 heraus Apologiam pro Plauto oppositam scaevo Judicio Horatiano et Heinsiano. Wir wollen so wohl die Abhandlung des Heinsius als diese Apologie dem Leser ein andermal bekannter machen.

Sache auf sich genommen. Und er geht so gar noch weiter, als selbst Horaz gegangen ist. Wenn wir genau überlegen, was dieser sagt, so finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm aussetze, als seine unharmonischen Verse, und seine hin und wieder angebrachten frostigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht könnte man ihm auch manchmal Recht geben, wenn er sich nur nicht so gar unbestimmt erklärt hätte; wenn es nur nicht schiene, er habe alle Verse des Plautus vor schlechte Verse und alle Scherze vor ungesittete Scherze gehalten. Gleichwohl kann ich mir nimmermehr einbilden, daß Horaz mit der Vertheidigung des Heinsius zufrieden seyn sollte, wenn er sie lesen könnte. Er verwirft darinne überhaupt die ganze Schreibart des Plautus, er behauptet, sie sey, außer dem Schauplatze, unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrucken gesucht hätte. Er giebt ihm übrigens unzählige Fehler so wohl wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit, als auch wider das Sittliche der Lustspiele, Schuld. Wenn man aber seine Vorwürfe prüfet, so hat er oft den Plautus nicht verstanden, oft auch ganz falsche Begriffe von der Comödie gehabt. Das Billigste bey dieser Streitigkeit ist, daß man den Plautus nicht allzu unbehutsam, auf Unkosten des Horazes, erhebt, noch auch dem Horaz, auf Unkosten des Plautus, völlig beyfällt. Niemand ist gründlicher dabey verfahren, als die Frau Dacier, diese macht in der Vorrede zu ihrer Uebersetzung einiger plautinischen Lustspiele, drey Anmerkungen, welche das Urtheil des Flaccus theils erklären, theils lindern. Erstlich, sagt sie, muß man erwegen, daß, als Plautus anfing seine Stücke zu verfertigen, das römische Volk noch an die Satyren, welche vorher den Schauplatz besessen hatten, gewöhnt war. Diese Satyren waren zwar ein regelmäßiges Gedichte, aber es hatte noch so viel rauhes von seinem Ursprunge behalten, so wohl was die Scherze als die Einrichtung selbst anbelangte, daß es freylich, in einem so wenig artigen Jahrhunderte, noch sehr hart seyn mußte. Plautus war also genöthiget, seinen Stücken Beyfall zu verschaffen, einen Theil von diesen Scherzen beyzubehalten. Dieses war an ihm um so viel erträglicher, je weniger er sich dadurch von der alten griechischen Comödie, die er nachzuahmen sich vorgesetzt hatte, entfernte. Zum andern machen die Verse und die Scherze so wenig das Wesen der Lustspiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Comicus seyn kann, ob er gleich harte Verse und einige schlimme

Späße hat. Endlich muß man die Stelle des Horazes nicht allzu sehr nach dem Buchstaben nehmen, als wenn dieser Poete alle Scherze und alle lustigen Einfälle des Plautus verdammte. Er konnte unmöglich dieser Meinung seyn, ohne Vernunft und Wahrheit zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und seichte Scherzreden, allein er hat auch sehr viele, die sehr fein, zärtlich und wohl angebracht sind. Dieserwegen stellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nennten, zum Muster im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero sehr Unrecht thun würde, wenn man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, so wird man auch sehr übel von dem Horaz urtheilen, wenn man meinet, er tadle das, was Cicero so sehr erhoben hat. Sie haben alle beyde Recht. Der erste redet nur von den Schönheiten, die man nicht lesen kann, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der andre aber nimmt nur die üble Seite, und berühret nichts als gewisse frostige, und unehrbare Possenreden; die er auch nicht einmal an und vor sich selbst verdammet, und die man zwar entschuldigen könnte, allein weder loben noch nachahmen muß. Wir unterschreiben dieses Urtheil um so viel lieber, je gerner wir so wohl des einen als des andern Ehre mögen gerettet sehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben unsre Gedanken weitläuftiger von dem Vortrefflichen und von dem Tadelhaften in den Lustspielen des Plautus zu entdecken, wenn wir vorher einige Stücke von ihm, wie wir schon versprochen, werden übersetzt haben, damit der Leser zugleich mit uns urtheilen könne. Jetzo wollen wir uns etwas näher zu seinen uns hinterlaßnen Stücken machen, doch auf dieſesmal nichts mehr, als eine historische Nachricht davon ertheilen. Es sind auf uns nicht mehr als zwanzig Lustspiele des Plautus gekommen. Wenn es also diejenigen sind, die man die Varronianischen genennt hat, so fehlt uns noch eine daran. Ich hoffe, daß es vielen nicht unangenehm seyn wird, wenn wir vorher die vornehmsten Ausgaben davon bekannt machen. Alsdann wollen wir das Nöthigste von ihren Uebersetzungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erste gedruckte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieser Mann hat lange Zeit zu Venedig und Meyland gelehrt, und die plautinischen Comödien an dem erstern

Orte in Folio 1472 drucken lassen. Von dieser Zeit an, bis zum Anfange dieses jetzigen Jahrhunderts, würde es uns was leichtes seyn, beynahe alle Jahre, eine neue Ausgabe, wenigstens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine, anzumerken. Allein so ein Verzeichniß möchte den meisten Lesern allzutrocken vorkommen, wir berühren also nur die vorzüglichsten; und dieses sind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Fol. mit den Anmerkungen des Valla und Saracenus.

1500 zu Meyland, in Fol. mit dem Commentar des Joh. Baptista Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Comödien des Plautus einzeln drucken lassen, als die Cistellaria, den Truculentus, den Stichus. Er war Professor daselbst, und Joachim Camerarius hat bey ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den Plautinischen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg in 4 sind 5 Comödien des Plautus mit dem Commentar des Pilades, aus Brescia, gedruckt worden.

1522 in Venedig eine Aldinische Ausgabe in 8.

In eben diesem Jahre kamen auch die 20 Lustspiele des Plautus cum acri Judicio (wie es auf dem Tittel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8 heraus.

1530 in Paris von Robert Stephanus gedruckt in Fol.

In eben diesem Jahre des Gisb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius seine in Basel heraus. Er ist derjenige, dem wir das Meiste in Verbesserung des Plautus zu danken haben. Er hat unzählige Stellen wiederhergestellt, und die Menge derjenigen Kunstrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben als verbessert. Er klagt selbst hierüber in seiner angeführten Dissertation, wo er uns auch von einer Handschrift des Plautus Nachricht giebt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwehnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer sehr ungelehrten Hand mochte seyn verfertiget worden.

1566 kam Carl Langens Ausgabe mit den unterschiednen Lesearten des Turnebus, Junius und anderer heraus. In Antw.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Fol. Seine Verbesserungen sind oft allzu verwegen und eigenmächtig. Man findet bey ihm viel Gelehrsamkeit, aber wenig Kenntniß des Comischen.

1590 des Janus Dousa, in Lübeck in 8. Die erste Ausgabe zwar von ihm ist von 1589.

1593 in Frankf. mit Anmerk. unterschiedner Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4 von Fried. Taubmann. Der Fleiß, den dieser Gelehrte daran gewendet hat, ist ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmsten Gelehrten, einen nützlichen Auszug gemacht, und auch das, was er von dem seinen darzu gesetzt hat, ist allezeit gelehrt und sinnreich. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der selbst so anmuthig gescherzt, die Scherze des Plautus am besten verstanden hat.

1610 gab Ph. Pareus in Frankf. in 8 den Plautus heraus. Er hat sich ungemein verdient um ihn gemacht. Außer dieser Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta plautina, ein Lexicon plautinum, eine Abhandlung de Metris Plauti und eine andre de Imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus est. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmet habe, gesteht er selbst in der Vorrede zu seiner Andria

Quorum (Plauti sc., Naevii, Ennii) aemulari exoptat negligentiam
Potius, quam istorum obscuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weswegen er 1620 Provocationem ad senatum Criticum pro Plauto et Electis plautinis herausgab.

1621 in 4 gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Commentar des Taubmanns heraus. Diese Ausgabe ist in der That die allerbrauchbarste.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12 Buchnerus herausgegeben. Diese Ausgabe ist daselbst zu unterschiednenmalen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Boxhorns Ausgabe in Leiden in 8 ans Licht. Sie ist mit Anmerkungen unterschiedner Gelehrten; dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leiden in 8 herausgab.

1679 sah die Welt die Ausgabe des Jacob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weis schon ohne mein Er-

innern, wie diese Ausgaben beschaffen sind. Nach dieser Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmerkungen des Operarius, hat in diesem Seculo 1724 Samuel Patrick in Londen vier Comödien Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens in 8 herausgegeben. Und außer dieser ist auch keine in diesem Jahrhunderte merkwürdige, als etwa die noch, die

1725 in Padua, in des Josephs Cominus Buchdruckerey, nach der Taubmannischen Ausgabe, in 8 ans Licht gekommen ist.

An statt ihn zu ediren, und sich über seine dunkeln Stellen zu zanken, haben unsre neuern Gelehrten es vor dienlicher gehalten ihn theils zu übersetzen, theils nachzuahmen. Unter den Franzosen haben sich besonders in diesem und zum Ausgange des letztern Seculi vier Federn bemüht diesen Vater aller Comödienschreiber ihren Landsleuten in ihrer Muttersprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier, und weis was sie vor einen Fleiß auf die Uebersetzung des Terentius gewandt hat. Eben diesen Fleiß fing sie auch 1683 an dem Plautus genießen zu lassen. Sie gab nämlich drey vorzügliche Stücke, den Amphitruo, Rudens und Epidicus in einer treuen und zierlichen Uebersetzung, mit Anmerkungen, und Beurtheilungen nach den Regeln des Theaters, in drey kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben schon etwas angeführt, sie giebt außerdem noch darinnen eine kurze Nachricht von dem Ursprunge der Lustspiele und besonders bey den Römern; und stellet alsdann eine kleine doch sehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verspricht darinn sich nun auf gleiche Art über den Aristophanes zu machen, welches sie auch gethan hat, alsdann die griechischen Tragödienschreiber durchzugehen, und von dar wieder auf den Plautus zurück zu kommen. Ich zweifle nicht, daß sie ihr Versprechen nicht würde gehalten haben; allein wie manchen schönen Vorsatz hat der Tod nicht schon zu nichte gemacht? Von ihren Beurtheilungen, werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen ausführlicher zu reden. Der andre französische Uebersetzer des Plautus ist Herr Cost, welcher uns die Gefangnen des Plautus französisch geliefert hat. Die Arbeit ist glücklich gerathen. Herr Cost also und die Frau Dacier haben sich nur, wie wir sehen, über einzelne Stücken gemacht; die Franzosen sind derowegen dem Herrn von Limiers, und dem Herrn Gueudeville besondern Dank schuldig,

welche ihnen in zwey verschiednen Uebersetzungen alle sämmtlichen Stücke des Plautus zu lesen verschafft haben. Beyde Uebersetzungen sind in einem Jahre nämlich 1719 herausgekommen. Des Herrn Limiers ist in Amsterdam in 10 Octavbänden gedruckt worden. Er hat diejenigen Stücke sich zugeeignet, welche schon, wie wir erwehnt, von dem Herrn Cost und der Fr. Dacier waren übersetzt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben, und ertheilt von seiner Arbeit Nachricht. Der lateinische Text ist mit beygedruckt. Er sagt, daß er sich besonders einer Aldinischen Ausgabe bedienet habe. Jedem Stücke hat er nach Art der Fr. Dacier eine wohlgeschriebene Critik und Zergliederung vorgesetzt, auch wo es nöthig, kurze Anmerkungen beygefügt. Diese sind zwar größtentheils aus dem Taubmannischen Commentar genommen, doch hat er auch gewisse geschriebne Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabey gebraucht. Die Uebersetzung selbst ist an den meisten Orten treu, besonders muß man seine Geschicklichkeit loben, mit welcher er die anstößigen Stellen eingekleidet hat. Zwey Stücke nämlich Stichus und Trinummus hat er in Verse übersetzt. Man hätte ihm vielleicht außer dieser Probe geglaubt, daß er reimen könne. Uebrigens ist es wohl ein französisches Vorurtheil, daß dieses allein die rechte Art wäre, die Comicos zu übersetzen. In dem zehnten Bande befinden sich theils die Fragmente, theils eine Sammlung auserlesener Lehrsprüche (t) aus dem Plautus, theils zwey ganz nützliche Register. Eine Stelle wollen wir doch aus seiner Vorrede anführen. „Ich habe mich bemüht, sagte er, so viel mir möglich gewesen ist, die „Lebhaftigkeit der Gespräche zu erhalten. Und meiner Uebersetzung desto„mehr Anmuth zu geben, habe ich sie dadurch zu unterstützen geglaubt, „wenn ich mir die theatralische Vorstellung lebhaft dabey einbildete. „Dieserwegen sahe ich allezeit auf Molieren zurück, und untersuchte, „so weit ichs fähig war, welcher Ausdrücke er sich wohl würde bedient „haben, wenn er diese oder jene Gedanke hätte ausdrücken sollen. Als„dann brachte ich die Personen des Plautus auf das französische Theater,

(t) Die Sittensprüche aus dem Plautus haben außer ihm schon sehr viele gesammelt. Dahin gehören des Uladeraccius Flores Plauti, die zu Antw. 1597 gedruckt worden, desgleichen des Henpolds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Cassanders sententiae selectiores ex Plautinis Com. und viel andre mehr.

„und stellte mir die Bewegungen, mit welchen die besten Schauspieler „in Paris etwa diese oder jene Person vorstellen würden, vor. Hatte „ich einen bossenhaften Knecht vor mir, so gedachte ich an la Terilliere „oder an Poißon (u). Sollte ich einen Liebhaber oder einen Stutzer „reden lassen, so ruft ich mir das Bezeigen des Barons, oder des Beau„burgs (x) ins Gedächtniß zurück. Die la Beauval und die la Des„mar (y) gaben mir den Begriff von einer geschickten Buhlerinn. Es „ist unglaublich, wie mich diese Beyhülfe in meiner Arbeit unterstützet „hat, und wie viele Ausdrücke ich diesem Kunststücke schuldig bin, auf „die ich ausserdem wohl schwerlich würde gefallen seyn." Dieser Vortheil besteht wirklich in keiner leeren Einbildung, er ist gegründet, und man kann sich desselben mit eben so vielem Nutzen auch bey Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten französischen Schauspieler mit ihnen besetzen können. Ich komme auf die Uebersetzung des Herrn Gueudeville. Diese ist zu Leiden gleichfalls in 10 Octavbänden herausgekommen, doch ohne den lateinischen Text. Er hat eine Vorrede vorgesetzt, in der er die Schauspiele auf eine sehr muntre Art vertheidigt. Die Uebersetzung selbst ist sehr frey. Die Schreibart ist zwar comisch, und der Verstand ist größtentheils sehr wohl beybehalten, allein es sind so viel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die Plautinischen mit Mühe darunter erkennen kann. Oft hat er auch den Plautus mehr zu einen Poßenreißer, als gescheiten Comödienschreiber gemacht. So viel muß ich zwar gestehn, seine Uebersetzung läßt sich angenehmer lesen, als des Herrn von Limiers, nur muß man nicht sagen, daß man den Plautus gelesen habe. Er hat jedem Stücke eine freye Zergliederung vorgesetzt, und jedem Stücke hat er auch eine wohl geschriebene Untersuchung seiner Charaktere beygefügt. Der letzte Band enthält die Fragmente, und ein Verzeichniß aller anstößigen Stellen. Dieses werden die Keuschen so wohl als die Unkeuschen zu gebrauchen wissen. Außer diesen Uebersetzungen haben die Franzosen zwar schon lange Zeit vorher die Ueber-

(u) Ein Paar vortreffliche Schauspieler zu Paris vor das Comische.

(x) Sie waren besonders in den ernsthaftern Rollen stark.

(y) Zwey unvergleichliche Schauspielerinnen vor die verschmitzten Frauensrollen.

setzung des Mich. von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in 4 Octavbänden nebst der Uhrschrift ist gedruckt worden, allein sie ist so schlecht, so unangenehm, so unverständlich, daß sie in keine Erwegung zu ziehen ist. Eine englische Uebersetzung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742 von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe sie nicht gesehen, und bin also nicht im Stande davon zu urtheilen. Noch weniger kann ich von Uebersetzungen in andere Sprachen sagen; die deutsche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwey Stücke unsers Poeten anzuführen weis. Das eine ist die Aulularia, doch hat man eine doppelte Uebersetzung davon. Die eine hat nur ohnlängst ein geschickter Schulmann, mit dem Texte und Anmerkungen herausgegeben. Ich habe sie nicht bey der Hand und kann mich auch auf seinen Namen nicht besinnen. Die andre aber ist sehr alt und 1535 in Magdeburg gedruckt worden. Der Tittel heißt: Eine schöne lustige Comoedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff, von Zwickau deutsch gemacht und in Reimen verfaßt, fast lustig und kurzweilig zu lesen.

Quisquis es, o faveas nostrisque laboribus adsis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nützliche Sachen vor, woraus man sieht, daß der Uebersetzer allerdings ein vernünftiger Mann muß gewesen seyn, der einen sehr guten Begriff von den Comödien und ihrem Nutzen gehabt hat. Die größte Hinderniß der Aufnahme des Theaters bey den Deutschen, sagt er, sey, daß man die Leute, welche sich damit zu thun machten, nicht unterstützte. Er glaubt es würde sehr nützlich seyn, wenn man in Deutschland fleißig spielte, und lobt deswegen die Niederlande, wo fast alle Sonntage Comödien gehalten würden, wodurch denn manche Gotteslästerung, mancher Todschlag, Saufen, Fressen und viel Uebles unterbleiben könnte. Die Uebersetzung ist vor die damaligen Zeiten noch sehr gut. Der Anfang des Prologs klingt so:

Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
Wer ich doch sey, woher ich quehm,
Ich wills euch sagen alsobald,
So ihr ein wenig zuhören wolt. rc.

Das andre Stück des Plautus, von welchem man eine deutsche Uebersetzung hat, sind die Gefangnen. Es ist beynahe eben so alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Hayneccium übersetzt. Ich kenne es bloß aus den Verzeichnissen der alten deutschen Lustspiele, die wir dem Fleiße des Herrn Prof. Gottscheds zu verdanken haben. In eben diesen Verzeichnissen finde ich von 1608 ein Lustspiel von Wolfrath[1] Spangenbergen, unter dem Tittel die Geburt des Herculis. Vielleicht ist dieses eine Uebersetzung oder wenigstens eine Nachahmung des Amphitruos. Ich will mich bemühen, daß ich es meinen Lesern ein andermal näher berichten kann.

Wir wollen nunmehr den Stücken des Plautus selbst etwas näher treten. Es sind ihrer, wie wir schon gesagt, an der Anzahl zwanzig, die nach den Buchstaben geordnet zu seyn scheinen. Das erste ist

Amphitruo. In der Abwesenheit des Amphitruos hatte Jupiter desselben Gestalt angenommen, und seine Stelle bey der Alcumena vertreten. In diesem Lustspiele nun werden die Unruhen bey der Ankunft des wahren Amphitruos vorgestellt, welche sich mit der Entdeckung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiclus endigen. Plautus nennt es eine Tragicocomödie, weil hohe und niedrige Personen, Götter und Menschen darinne vermischt sind. Es ist in neuern Zeiten vom Molieren, unter eben diesem Tittel, und im Englischen von Dryden unter der Benennung the two Sosias nachgeahmet worden. Von der erstern Nachahmung sagt Bayle, wenn aus des Plautus und aus des Molieres Amphitruo der Vorzug der Alten oder der Neuern sollte fest gesetzt werden, so würde er nothwendig auf die letztern fallen. Ich wundre mich, wie dieses Urtheil diesem großen Manne entwischt ist. Gesetzt Moliere hat einige sinnreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; gesetzt seine ganze Einrichtung sey vortrefflicher: so bleibt doch, welches das vornehmste ist, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Wenn ein Meister, wie Moliere war, einen Plautus zum Vorgänger hat, so ist ja kein Wunder, wenn er ihn übertrifft. Wo man auf das gute nicht sinnen darf, da kann man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Wenn der erwehnte Streit durch diese zwey Stücke sollte ausgemacht werden, so müßte Moliere diesen Stoff nach seiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben.

[1] [vielmehr: Wolfhart]

Aus einer Stelle des Arnobius erhellet, daß dieses Lustspiel noch zu Zeiten des Diocletians, das ist dreyhundert Jahr nach Christi Geburt, zu Rom sey aufgeführet worden. Nach dem Amphitruo kommen die übrigen Stücke in folgender Ordnung.

Asinaria. Dieses Lustspiel hat Plautus von dem Diphilus imitirt, und nicht, wie gleichwohl die meisten Ausgaben lesen, von dem Dimophilus. Von dem erstern hat man auch noch einige Fragmente ἐκ τῆς ὀνηγου, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus gewesen ist.

Inest lepos, ludusque in hac Comoedia.

Ridicula res est.

Ein listiger Knecht nämlich, betriegt seine Frau um das Geld, welches ihr für einige Esel soll ausgezahlt werden. Mit diesem Gelde befreyt er die Liebste seines jüngern Herren, und dem Vater wird sie, für seine Einwilligung, auf eine Nacht versprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieses ist das bekannte Stück, woraus Moliere zu seinem Geizigen die schönsten Züge erborgt hat. Es ist nur zu betauren, daß sie nicht ganz zu uns gekommen ist. Antonius Codrus, Professor zu Bonnonien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs des dritten gelebt hat, hat sie zwar ergänzt, allein seine und des Plautus Arbeit unterscheiden sich allzusehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieses Stücks nichts gedenken, weil es das erste seyn soll, welches wir unsern Lesern übersetzt vorlegen wollen. Es ist gewiß, daß es das vortrefflichste Stück ist, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist.

Curculio. Dieses Stück hat von dem Schmarotzer, der darinnen vorkömmt, den Namen. Der Inhalt ist sehr einfach, und die ganze Verwicklung beruhet auf dem Ringe, den dieser entwendet, und dadurch seinem Patrone seine Liebste ohne Entgeld in die Hände spielt.

Casina. Dieses ist der Name der Magd, über welche in diesem Lustspiele gestritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es κληρουμενοι genennet hatte, weil beyde Parteyen darinnen um die Casina loßen. Es ist ungemein comisch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus selbst ist, ist gleichwohl lesenswürdig. Wir wollen einandermal über unterschiedne Stellen daraus unsre Gedanken mittheilen.

Cistellaria. Dieses Stück hat von dem Schmuckkästchen (cistella), welches verlohren wird, und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Aeltern erkannt wird, den Namen.

Epidicus. Dieses ist der Name des betriegerischen Knechts, der die vornehmste Rolle darinne zu spielen hat. Man hat eine italienische Nachahmung von diesem Stücke, unter folgendem Titel: La Emilia Comedia nova di Luigi Groto, Cicco di Hadria. Sie ist in Paris 1609. nebst der französischen Uebersetzung herausgekommen. Allein diese Nachahmung hat ihr vortreffliches Urbild sehr schlecht erreicht. Wir werden einandermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beyden Buhlerinnen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieses ist der kurze Inhalt davon.

Mostellaria. Wer des Regnard seine unvermuthete Wiederkunft gelesen hat, der hat von diesem Stücke eine glückliche Nachahmung gelesen. Es hat seinen Namen von den Abentheuern (monstris, wovon das diminut. Mostellum) die der Knecht seinem zurückkommenden Herrn weis macht.

Menaechmi. So heißen die zwey ähnlichen Brüder, von welchen dieses Lustspiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieser Benennung nachgeahmt.

Miles gloriosus. Dieses Stück ist genugsam wegen des von alten und neuen Poeten so oft nachgeahmten Charakters eines großsprecherischen Soldatens, bekannt genug.

Mercator. Aus dem Titel wird man es schwerlich errathen, daß dieses Stück von einem alten verliebten Narren handelt, der seinem Sohne seine Liebste vor dem Maule wegnehmen will. Dieses Stück ist von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Comödie in Prosa, nachgeahmet worden, die nebst seinen andern Schauspielen 1550 zu Venedig ist gedruckt worden.

Pseudolus. Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreuet haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerey rechte Wunder thun läßt.

Poenulus. Der Inhalt betrifft ein Paar Erkennungen, und weil

diese Erkennungen durch einen punischen Knecht geschehen, so hat dieses Stück von ihm den Namen bekommen.

Persa. Ein Schmarotzer, betriegt einen Hurenwirth, indem er ihm seine Tochter als eine Sklavinn verkauft, für das erhaltene Geld seines Patrones Liebste von ihm befreyet, und ihm hernach seine Tochter, als eine Freygebohrne, wieder entreißt. Sie hatte sich müssen für eine Persianerinn ausgeben, welcher Umstand dann dem Stücke seine Benennung ertheilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffsseil. Es sollte vielmehr der glückliche Schiffbruch heißen, und ist eines von den anmuthigsten Stücken des Plautus. Die Jungfer Helena Balletti Riccoboni hat es sehr artig unter dem Titel le Naufrage nachgeahmet. Diese Nachahmung ist zu Paris 1726 in 12 gedruckt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt; ein Paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, sondern bestehen darauf die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat, und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Cameraden, und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten, lustig macht.

Trinummus. Nach den Gefangenen des Plautus ist dieses sein vortrefflichstes Stück. Er hat es aus dem Griechischen des Philemo erborgt, bey dem es einen weit anständigern Titel hat, nämlich: der Schatz. Das letzte Stück des Plautus ist endlich:

Truculentus. Dieses Lustspiel ist am allerfehlerhaftesten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verschiedenen Kunstgriffe aus, die eine Buhlerinn anwendet, drey unterschiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darinnen mit vorkömmt.

Zu diesen 20 Comödien fügen Pareus und einige andre Ausgaben noch die ein und zwanzigste unter dem Titel Querulus. Dieses Stück hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum erstenmale herausgegeben. Außerdem ist es auch 1595 mit Conrad Rittershusius und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob

nun zwar auch einige Manuscripte dieses Stück dem Plautus zueignen, so haben doch die Kunstrichter erwiesen, daß es weit neuer, und ungefähr zu den Zeiten des Theodosius des jüngern geschrieben sey.

Dieses haben wir vor diesesmal von dem Leben und Schriften des Plautus anführen wollen. Wir werden schon noch öftrer Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wo wir dasjenige, was wir etwa noch übergangen haben, nachholen werden.

[III. Abhandlung von dem Nutzen und den Theilen des dramatischen Gedichts.

Aus dem Französischen des Peter Corneille übersetzt.]

[IV. Des Herrn von Voltaire Gedanken über die Trauer- und Lustspiele der Engländer, aus seinen Briefen über die Engländer übersetzt.

(Von Mylius.)]

[V. Theatralische Neuigkeiten aus Paris.]

[VI. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters in Berlin.][1]

---

[1] [Die Nachrichten über das Berliner Theater erhielt Lessing höchstwahrscheinlich auch schon in der stilistischen Fassung, in der er sie abdruckte, von fremder Hand, wofern nicht Mylius sie geliefert haben sollte. Höchstens könnte Lessing die eine oder andere Zwischenbemerkung darin eingeschaltet haben, z. B. nach dem Verzeichnis der im Jahre 1749 aufgeführten, durchweg französischen Schauspiele den Satz:] Racine und Moliere verdienen den Beyfall, den man ihnen in Berlin gönnet: aber Voltaire und Destouches würden ihn auch verdienen, wenn sie ihn erhielten. [oder bei der Schilderung eines alten, steifen und unbrauchbaren Schauspielers, der selbst alte Männer schlecht, weil allzu natürlich und kunstlos, darstellte, die Worte:] Alles Natürliche auf dem Theater, was gefallen soll, muß durch Kunst hervorgebracht werden. [und besonders nach der Beschreibung des Opernhauses, das trotz seiner Größe noch immer zu klein für die vielen Schaulustigen sei, die vorwurfsvollen Sätze:] Niemand bekömmt Billets. Se. Majestät wollen, daß alle Leute, welche nicht zum niedrigsten Pöbel gehören, und besonders Fremde, eingelassen werden sollen. Aber diesem königlichen Willen wird schlecht nachgelebet. Man sieht die besten Logen von den nichtswürdigsten Weibsbildern einnehmen, indessen daß sich oft die angesehensten Leute vor der Thüre mit den brutalsten Begegnungen müssen zurückweisen lassen. Doch dieses sind Beschwerden, welche zu klein sind, als daß sie bis vor den Thron sollten gelangen können. [Ob Lessing diese Worte geschrieben hat, muß dahingestellt bleiben; daß sich aber seine etwaigen Zuthaten zu dem Aufsatz über das Berliner Theater weiter erstreckt hätten, darf wohl entschieden bezweifelt werden. F. M.]

Zweytes Stück.

I.

Die Gefangnen,

ein Lustspiel.

Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt.

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir halten hiermit unser Versprechen, und scheuen uns nicht, noch einmal zu behaupten, daß die Gefangnen des Plautus mit eines von den schönsten Stücken sind, die jemals auf den Schauplatz gekommen sind. Johann Douza, ein Mann, der sich in seinen Anmerkungen über den Plautus als einen wahren Kenner komischer Schönheiten gezeigt hat, spricht: Quotiescunque manum Plauti Captivis injectare libet, me sibi prorsus consimilem, hoc est *captivum* reddunt, eadem opinor ratione qua olim *Graecia capta ferum victorem cepit*, et sic ut iis ultro vinciendum me praebeam, faveamque ipse servituti meae: neque adeo si liceat aufugere velim: *ita isthaec nimis lenta* (ut meo more Plautissem) *vincla sunt literaria. Quo magis intendas, tanto adstringunt arctius* etc. Wir könnten noch mehr solche Urtheile anführen, wenn wir den Leser nicht lieber selbst wollten urtheilen lassen. Dieser Vorbericht ist auch zu nichts bestimmt, als nur etwas weniges von unserer Uebersetzung zu gedenken. Wir haben uns bestrebet, sie so einzurichten, daß sich Plautus darinne ähnlich bleiben möge. Wir haben genau übersetzt, wo es möglich gewesen ist; wir sind von dem Originale abgegangen, wo es der natürliche und komische Ausdruck der Gedanken, oder unübersetzliche Wortspiele nothwendig erfoderten. Mit den letztern würden unsere feinern Kunstrichter vielleicht etwas tyrannischer umgegangen seyn, als wir es zu thun gewagt haben. Sie würden sie mit einer verächtlichen Miene übergangen, und uns dafür mit einigen von ihren ausgesuchten und zärtlichen Wendungen beschenkt haben, die eben so weit von dem Komischen entfernt sind, als des Plautus Spielwerke nimmermehr von dem wahren Witze. Sie werden uns mit Erbarmung ansehn, daß wir uns Mühe genommen

haben, die Wortspiele theils durch ähnliche Wortspiele zu übersetzen, theils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leser ja nichts von diesem Schatze verliere. Doch sie werden so gütig seyn uns so lange als Uebersetzer, welche mit ihrem Originale gewissenhaft umgehen wollen, anzusehen, bis wir einmal unsere Gedanken von dem Gebrauch der Wortspiele in den Komödien entdecken, und ihnen das Recht geben, unsern Geschmack zu verdammen. Wir waren Anfangs Willens in den Anmerkungen alle Schönheiten unsers Dichters zu entwickeln; allein wir fanden, daß sie zu weitläuftig würden als daß man sie mit Vergnügen, bey dem Stücke zugleich, lesen könne. Wir entschlossen uns also, die Empfindungen unserer Leser ungehindert fortgehen zu lassen, und unsere Gedanken darüber in eine besondere Abhandlung, die wir in dem dritten Stücke liefern wollen, zu bringen. Die wenigen Anmerkungen aber, welche noch geblieben sind, enthalten größtentheils nichts, als was wir zur Erklärung unsers Originals, und zur Rechtfertigung unsrer Uebersetzung, nothwendig beybringen mußten. Findet unsre Arbeit Beyfall, so wird es uns ungemein ermuntern, alles mögliche anzuwenden, daß wir einmal die sämmtlichen Lustspiele des Plautus unsern Landsleuten übersetzt vorlegen können. Könnte man was bessers thun, den itzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?

Personen des Lustspiels.

Hegio. Ein Alter.
Ergasilus, ein Schmarutzer.
Philokrates, } die Gefangnen.
Tyndarus, }
Aristophontes.
Ein Scherge.
Ein Knecht des Hegio.
Philopolemus, des Hegio Sohn.
Stalagmus.

Der Vorredner an die Zuschauer.

Diese zwey Gefangnen, die ihr hier stehen sehet, sitzen nicht, sondern* = = stehen. Es kann mir es jeder von euch bezeugen, daß ich die

* Ich mag diesen Einfall eben nicht vertheidigen. Plautus hat es ohne Zweifel selbst eingesehen, daß er nicht der vortrefflichste ist. Es ist ihm genug

Wahrheit rede. Der Alte, welcher hier wohnet, heißt Hegio, und ist dieses Gefangnen Vater. Wie es aber komme, daß er bey seinem eignen Vater diene, will ich euch, wenn ihr mir zuhören wollt, erzählen. Hegio hatte zwey Söhne. Einen davon, als ein Kind von vier Jahren, entführte ihm ein Knecht, welcher sich damit fortmachte, und ihn in Elis an den Vater dieses andern Gefangnen verkaufte. Ihr begreift es doch? = = Nun gut. Wie aber? Du, dort unten im Winkel, du sprichst, nein? Tritt näher her. Wenn du keinen Platz zum sitzen finden kannst, hier ist Platz zum stehen. Soll sich denn der Schauspieler zum Bettler schreyen? Nimm mir es nicht übel, deinetwegen werde ich mich nicht zerreißen. Ihr aber, die ihr einen bequemen Ort inne habt, dankt es euerm Reichthum, und hört vollends das Restchen, denn ich bleibe die Restchen nicht gerne schuldig. Der flüchtige Knecht, wie ich schon gesagt habe, verkaufte seinen jungen Herrn, den er von Hause mitgenommen hatte, an dieses Vater. Dieser schenkte ihn alsobald seinem Sohne zu seinem besondern Knechte, weil sie beynahe von einem Alter waren. Nunmehro aber dient er in seinem väterlichen Hause seinem eignen Vater, ohne, daß es der Vater weis. In der That, die Götter spielen auch mit den Menschen, wie mit Fangebällen. Nunmehro wißt ihr, wie er den einen Sohn verlohren hat. Der andre aber ist im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander geführt haben, zum Gefangnen gemacht worden, (denn das geschieht, so viel ich weis, im Kriege dann und wann) und der Arzt Menarchus in Elis hat ihn an sich gekauft. Hegio gegentheils kauft eliensische Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit dem er seinen gefangnen Sohn austauschen könne; weis aber nicht, daß einer davon sein eigner Sohn sey. Weil er nun gestern gehört, daß ein sehr vornehmer eliensischer Ritter sey gefangen worden, so hat er, zu seines Sohnes Besten, keine Unkosten angesehen, sondern hat diesen Ritter, nebst seinem

gewesen, wenn er nur seine Absicht, die Römer zum Lachen zu bewegen, damit erlangt hat. So ein Anfang verspricht eine reiche Erndte lächerlicher Sachen. Man sehe übrigens, mit was für Lebhaftigkeit er das, was die Zuschauer wissen sollen, erzählet, und mit was für Kunst er das versteckt, was sie itzo nicht wissen, sondern was sie selbst bald sehen sollen. Und man sage mir, ob in vielen neuen Komödien die ersten Auftritte, ob sie gleich das Dialogische voraus haben, so angenehm sind, als dieser Prolog?

Knechte, bey den Quästors von der Beute erkauft, damit er durch ihn seinen Sohn desto leichter wieder erhalten könne. Diese aber haben sich folgende List ausgesonnen, wodurch der Knecht seinen Herrn nach Hause verhelfen könne: sie haben nämlich Kleider und Namen unter einander verwechselt, daher heißt nun dieser Philokrates und jener Tyndarus, und Tyndarus spielt heute des Philokrates, und Philokrates des Tyndarus Rolle. Dieser wird seine List vortrefflich ausführen, und nicht allein seinen Herrn in die Freyheit versetzen, sondern zugleich seinen eignen Bruder erhalten, und ihn als einen Freyen in sein Vaterland zu seinem Vater zurück helfen. Alles das aber wird er von ungefähr thun, wie es denn meistentheils geschieht, daß die Menschen mehr Gutes von ungefähr*, als mit Willen, thun. Denn von ungefähr haben sie, ohne jemands Einrathen, ihre List also eingerichtet, daß dieser bey seinem eignen Vater in der Knechtschaft bleiben muß. Er dienet nun also seinem eignen Vater, ohne, daß er es weis. Was für eine elende Creatur ist der Mensch, wenn ichs bedenke!

Dieses nun, ihr Zuschauer, ist es, was ihr als eine wahre Geschichte, wir aber als eine Fabel** anzusehen haben. Eines habe ich

* – – itidem ut saepe iam in multis locis
Plus insciens quis fecit, quam sciens, boni.

Dieses sind des Plautus Worte. Wir wollen hierbey die Stelle aus dem Terentius anmerken, wo er eben dieses den Parmeno zum Schlusse der Hecyra sagen läßt:

equidem plus hodie boni
Feci imprudens, quam sciens ante hunc diem unquam.

Aus dieser Stelle darf es nicht allein bewiesen werden, daß Terentius den Plautus nachgeahmet habe.

** Haec res agetur nobis, vobis fabula: so heißt eigentlich die Stelle. Wenn ich sie aber nach der Einsicht beurtheile, welche Plautus nothwendig von der Einrichtung der Schauspiele muß gehabt haben; so komme ich auf die Vermuthung, daß die beyden Pronomina versetzt worden sind, und daß es heißen solle: Haec res agetur vobis, nobis fabula. Denn dieses eben macht die Vollkommenheit der Schauspiele aus, wenn die Zuschauer eine wahrhafte Geschichte, und keine Vorstellung einer erdichteten Begebenheit, zu sehen glauben. Die Schauspieler aber müssen es niemals aus den Gedanken lassen, daß sie nur vorstellende Personen sind, und ihre Vorstellungen so wahrscheinlich machen müssen, daß sie den Zuschauer zu hintergehen im Stande seyn können. Doch kann es auch seyn, daß die erste Leseart die rechte ist, und daß Plautus ganz was anders dabey gedacht hat. Vielleicht will er den Vorredner dadurch sagen lassen: ihr könnt zwar das, was wir vorstellen werden, für eine Fabel ansehen, für uns aber ist

noch mit wenigem zu erinnern. Es verlohnt sich, in der That, der Mühe, daß ihr diesem Spiele zuhört. Denn es ist nicht so oben hin nach der gemeinen Weise gemacht; es sind keine unzüchtigen Verse darinne, mit welchen man das Gedächtniß zu beladen sich schämen muß. Es kömmt kein meyneidiger Hurenwirth, keine treulose Buhlerinn, kein großsprecherischer Soldat vor.

Uebrigens dürft ihr euch des Kriegs wegen nicht bange seyn lassen, den, wie ich gesagt habe, die Aetolier und Elienser mit einander führen. Es kömmt nichts auf dem Schauplatze davon vor. Denn es wäre sehr unbillig, wenn wir, da die Zuschauer ein Lustspiel erwarten, plötzlich in ein Trauerspiel fallen wollten*. Will aber jemand von euch Krieg haben, der fange nur Händel an. Wenn es ihm glückt, daß er an einen kömmt, der stärker ist als er, so wird es gewiß ein so artiges Treffen setzen, daß er sich gerne in Zukunft für alle Treffen bedanken wird.

Lebet wohl, ihr gerechtesten Richter im Frieden, und tapfersten Helden im Kriege! Ich gehe ab.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Die Jugend hat mir den Zunamen Hure gegeben, weil ich beständig ungerufen bey ihren Gastereyen bin. Ich weis wohl, die Herren Witzlinge sagen, daß der Zuname sehr albern sey; allein ich = = ich sage, daß er schon recht ist. Denn wenn ein Buhler bey der Schmau=

es schon eine etwas wichtigere Sache, weil unsere Belohnungen, wenn wir es gut machen, darauf beruhen.

* Hoc paene iniquum est Comico choragio,
Conari de subito nos agere Tragoediam.

Die neuern Comici würden sehr wohl thun, wenn sie diese kleine Erinnerung merken wollten. Es ist, als wenn sich unsere Zeiten verschworen hätten, das Wesen der Schauspiele umzukehren. Man macht Trauerspiele zum Lachen, und Lustspiele zum Weinen. Den Franzosen könnte man es noch eher erlauben, daß sie sich diese kleine Abwechselung machten. Sie haben schon Trauerspiele genug, die zum Weinen, und Lustspiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutschen aber, die ihnen hierinne noch weichen müssen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo diese mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht.

serey würfeln will, so ruft er seine Hure dabey an. Nicht wahr, sie ist also angerufen? Freylich. Ist es denn nun viel anders mit uns Schmarutzern, die wir niemals zu einem Schmause gerufen werden? Wir sind also allezeit ungerufen? Angerufen und ungerufen aber ist ja nicht so weit von einander*. Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich die Leute Feyertage machen, und aufs Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feyertage. So wie die Schnecke bey der Hitze, wenn kein Thau fällt, sich ganz verborgen hält, und von ihrem eignen Safte zehret; so bleiben auch die Schmarutzer, wenn die, die sie sonst beschmausen, auf dem Lande sind, ganz versteckt, und leben von ihrem eignen Safte. Alsdann gleichen sie den Windhunden, nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurück kommen, werden sie wieder zu dicken unbequemen und verdrüßlichen Bollenbeißern. Es ist zwar hier auch ganz aus mit ihnen; wer nicht Ohrfeigen leiden, und sich die Töpfe auf dem Kopfe zerschmeißen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vors Thor betteln gehen. Und wer weis, ob mirs besser gehen wird, da mein Patron im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander führen, zum Gefangnen ist gemacht worden. Itzo ist er nun in Elis, der arme Philopolemus; denn ich bin hier in Aetolien, und zwar bey seines Vaters des Hegio Hause. Der gute alte Mann! Sein Haus ist mir itzo ein recht Jammerhaus geworden, ich kann es ohne Thränen niemals ansehen. Er hat, seinem Sohne zum Besten, einen recht schimpflichen Handel, und der seinem Naturell gar nicht gemäß ist, angefangen. Er kauft nämlich Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit welchem er seinen Sohn vertauschen kann. Ich muß ihn doch besuchen. Doch die Thüre geht alleweile auf, woraus ich so oft dicke und berauscht gegangen bin.

* Ich habe dieses Wortspiel einigermaßen beyzubehalten gesucht. In dem Lateinischen ist es ungleich artiger, weil invocatus zugleich angerufen und ungerufen heißen kann. Ehe ich es aber gar übergehen wollte, so habe ich es lieber so gut übersetzen wollen, als es die deutsche Sprache verstattet. Uebrigens wird man so billig seyn, und dieses Spielwerk nach dem beurtheilen, in dessen Munde es ist. Die Scherze nach den unterschiednen Charakteren einzurichten, ist ein Kunststück, welches wenig in einer solchen Stärke besitzen, wie Plautus. Bey den meisten scherzet der Knecht eben so fein, wie sein Herr, oder der Herr eben so grob, wie sein Knecht.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ein Scherge. Ergasilus.

Hegio. Höre, was ich sage. Mache die zwey Gefangnen, die ich gestern bey den Quästors von der Beute gekauft habe, von ihren großen Ketten, womit sie gefesselt sind, los, und lege jedem eine besondre an. Laß sie, drinnen und draußen, frey herumgehen, nur daß sie mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Mit einem Gefangnen, dem man zu viel Freyheit läßt, ist es nicht anders, als mit einem Vogel. Wenn er einmal Gelegenheit davon zu fliegen findet; so ist es geschehen. Er läßt sich nimmermehr wieder fangen.

Der Scherge. Ja freylich sind wir allesammt lieber frey, als in der Knechtschaft.

Hegio. Doch scheinst du eben nicht von den allen zu seyn.

Der Scherge. Willst du denn also, da ich dir nichts geben kann, daß ich mich auf die Flucht begeben soll?

Hegio. Begieb dich nur, begieb; du sollst schon sehen, was sich alsdann mit dir begeben soll.

Der Scherge. Je nu, ich will es machen, wie du sprichst, daß es die Vögel machen.

Hegio. Gut, und eben deswegen werde ich dich ins Käficht sperren. Doch, genug gespaßt. Thue was ich dir befohlen habe und pack dich fort.

Ergasilus. Wie gerne wollte ich, daß der ehrliche Mann seinen Zweck erhielte. Denn wenn er seinen Sohn nicht wieder erhält, so ist es mit meiner Erhaltung geschehen. Von der übrigen Jugend ist gar nichts zu hoffen. Sie lieben sich alle selbst zu sehr. Das war noch der einzige Jüngling von altem Schrot und Korne. Ich habe ihn niemals umsonst vergnügt gemacht. Sein Vater ist auch noch von der guten Art.

Hegio. Ich will zu meinem Bruder, bey dem ich meine übrigen Gefangnen habe, gehen. Ich muß sehen, ob sie die Nacht keine Unordnung angefangen haben. Von dar will ich alsbald wieder nach Hause kommen.

Ergasilus. Es thut mir leid, daß der arme alte Mann, zum Besten seines Sohnes, so eine kerkermäßige Handthierung treiben muß.

Wenn er ihn zwar auf keine andere Art wieder erhalten kann, so mag er gar einen Schinder abgeben. Ich kann es wohl leiden.

Hegio. Wer redt hier?

Ergasilus. Ich, den deine Betrübniß ganz abmergelt. Ich veralte, verschmachte und verschwinde darüber. Ich bin vor lauter Magerkeit nichts als Haut und Knochen. Es bekömmt mir kein Bissen, den ich zu Hause esse; kaum daß mir das, was ich bey guten Freunden koste, noch gedeyet.

Hegio. Willkommen Ergasilus.

Ergasilus. Die Götter stehen dir bey, Hegio!

Hegio. Nu, nu, weine nur nicht.

Ergasilus. Ich soll nicht weinen? Ich soll so einen rechtschaffnen Jüngling nicht beweinen?

Hegio. Ich habe wohl gesehen, daß mein Sohn und du gute Freunde waret = =

Ergasilus. So gehts. Wir Menschen erkennen unser Glück nicht eher, als bis wir es wiederum verlieren. Seit dem dein Sohn ist gefangen worden, seit dem habe ich erst eingesehen, wie hoch ich ihn zu schätzen habe. Ach wie sehne ich mich nach ihm!

Hegio. Da einem Fremden sein Unglück so nahe geht, wie soll es mich nicht schmerzen, da er mein einziger Sohn ist?

Ergasilus. Ich ein Fremder? Dein Sohn mir ein Fremder? O Hegio, sage dieses nicht; glaub es nicht. Er ist dein einziger Sohn, aber mir = = mir ist er noch viel einziger.

Hegio. Ich lobe dich, daß dich deines Freundes Ungemach wie das deine schmerzt. Doch sey nur gutes Muths.

Ergasilus. Ach!

Hegio. Der gute Schelm ist ganz betrübt, weil die Schmausereyen nunmehr abgedankt sind. Hast du denn aber niemanden gefunden, der unterdessen diese abgedankten Schmausereyen in seinen Sold nehmen und commandiren will?

Ergasilus. Du glaubst es wohl; aber nein. Nachdem dein Sohn Philopolemus ist gefangen worden, bedankt sich jedermann für dergleichen Commando.

Hegio. Es wundert mich auch eben nicht, daß sie sich dafür bedanken. Man hat gar zu viel und gar zu vielerley Soldaten dazu

image
not
available

einen Hasen auftreiben kannst, die Lerche bleibt dir doch gewiß*; denn meine Mahlzeit ist allerdings auch für dich ein wenig zu harte und zu rauh.

Ergasilus. O! o! Denke nicht, Hegio, daß du mich dadurch abschrecken wirst. Ich kann meinen Zähnen Schuhe anziehn.

Hegio. Nu, nu, meine Kost wird stachlicht genug seyn.

Ergasilus. Du wirst doch nicht gar Dörner speisen?

Hegio. Lauter Feldgerichte = =

Ergasilus. Das Schwein ist auch ein Feldthier.

Hegio. Vor allen Dingen viel Kraut = =

Ergasilus. Das kannst du den Kranken zu Hause vorsetzen. Hast du mir sonst noch was zu befehlen?

Hegio. Nichts, als daß du bey Zeiten kommen sollst.

Ergasilus. Das hätte ich so nicht vergessen.

Hegio. Ich will herein gehen, und doch überschlagen, wie viel ich Geld bey dem Wechsler stehn habe. Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und **Tyndarus,** die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unsterblichen Götter euch zu diesem Unglück ausersehen haben, so habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch diese könnt ihr euch eure Last erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frey gewesen seyd. Da ihr aber itzo in die Knechtschaft gerathen seyd, so wird es gut seyn, wenn ihr euch darein

* Ich glaube, daß dieses der natürlichste Verstand sey, weil er mit der ersten Rede des Hegio, emtum, nisi qui meliorem affert, am besten übereinkömmt. Ich biethe dich zwar zu Gaste, will Hegio sagen, aber du brauchst deswegen keine beßre Mahlzeit zu versäumen. Findest du einen, der dir was bessers vorsetzen kann, laß dich nicht abhalten. Ich könnte hier dem ältern Scaliger eine gelehrte Untersuchung, was Ciris sey, abborgen, wenn ich glaubte, daß meinen Lesern was daran gelegen seyn würde. Ich habe es nach der gemeinen Art schlechtweg, durch Lerche übersetzt; ich will mir aber diejenigen nicht dadurch

schickt, und sie euch, durch den Gehorsam gegen euren Herrn, so erträglich macht, als es nur möglich ist. Alles was der Herr thut, muß euch recht seyn, wenn es gleich nicht recht ist.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnöthig, und euer Weinen ist euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübsalen ist nichts besser, als ein guter Muth.

Die Gefangnen. Allein, wir schämen uns, daß wir gefesselt seyn.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm so viel Geld kostet, frey, ohne Ketten, hat gehn lassen, wenn ihr etwa – –

Die Gefangnen. Was befürchtet er sich denn von uns? Wir wissen schon, was unsere Schuldigkeit ist, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich sehe schon, worauf ihr umgeht. Ihr sucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehen? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hause.

Die Gefangnen. Geh! Es würde sich schlecht für uns schicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn sich die Gelegenheit etwa eräugen sollte, so will ich es euch nicht abrathen.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne besteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne mit einander sprechen, ohne, daß uns weder du, noch jemand von diesen, zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das soll euch erlaubt seyn. Weg von hier! Laßt uns unterdessen hier zurück treten. Allein macht es kurz.

zu Feinden machen, welche gebratene Lerchen einem gebratenen Hasen vorziehen. Eine kleine Anmerkung will ich hier noch über den Charakter der Schmarutzer machen. Man wird wenig Stücke bey dem Plautus finden, worinne nicht ein Parasitus vorkommen sollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von neuern Lustspielen besinnen, wo so eine Person wäre lächerlich gemacht worden. Doch es ist kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngespinste lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gastfreyheit auszusterben.

Philokrates. Dieses wünschte ich eben. Komm hier her Tyndarus.

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir sind euch beyde sehr verbunden, daß ihr uns diese Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm also näher hieher, damit sie nichts von unsern Reden auffangen können. Sie müssen von unserer List nicht das geringste merken. Denn eine List ist keine List, wenn sie nicht heimlich gehalten wird; sie ist vielmehr das größte Unglück, so bald sie auskömmt. Wenn du dich also für meinen Herrn ausgeben willst, und ich mich als deinen Diener anstellen soll, so müssen wir uns wohl vorsehn, daß wir alles behutsam und ohne Behorcher verrichten. Wir müssen allen unsern Fleiß, allen unsern Witz dabey anwenden. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie sich schläfrich treiben ließe.

Tyndarus. Ich will alles thun, wie du es befiehlst.

Philokrates. Das hoff ich.

Tyndarus. Du siehst wohl, daß ich itzo für dein mir so werthes Leben, mein eigen Leben in die Schanze schlage.

Philokrates. Es ist wahr.

Tyndarus. Aber gedenke auch daran, wenn du deinen Zweck wirst erlangt haben. Denn ich weis wohl, wie die meisten Menschen sind. So lange als sie nach etwas streben, so lange sind sie gut; so bald sie es aber erlangt haben, so bald werden sie aus den Besten, die Schlimmsten und Ungetreuesten. Doch ich will hoffen, daß du so seyn werdest, wie ich es wünsche. Ich könnte es mit meinem Vater nicht besser meynen, als ich es mit dir meyne.

Philokrates. In der That, ich habe dich mit Recht meinen Vater zu nennen. Denn nach meinem wirklichen Vater hast du dich am väterlichsten gegen mich bewiesen.

Tyndarus. Ja! Ja!

Philokrates. Ich ermahne dich also, gedenke ja fleißig daran, daß ich nun nicht mehr dein Herr, sondern dein Knecht, bin. Nur das einzige bitte ich dich, da uns die Götter itzo ihren Willen kund gethan, und mich, deinen vorigen Herrn, zu deinem Mitknechte gemacht haben: dieß einzige bitte ich dich, ich, der ich dir sonst mit Recht zu befehlen hatte, ich bitte es dich um unsers ungewissen Glücks, um der Gütig-

keit, die dir mein Vater erzeigt hat, um unserer gemeinschaftlichen Knechtschaft willen; ehre mich nicht anders, als ich dich geehrt habe, da du mir dientest, und erinnere dich fleißig, was du gewesen seyst, und was du nun bist.

Tyndarus. Ich weis schon. Ich bin nunmehro du, und du bist ich.

Philokrates. Gut. Wenn du das wohl merken kannst, so können wir hoffen, daß unsre List gelingen werde.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Ich werde gleich wieder herein kommen. Ich will nur diese erst etwas fragen. Wo sind sie, die ich vor die Thüre zu führen befohlen habe?

Philokrates. O, du hast schon dafür gesorgt, daß wir nicht weit seyn können. Wir sind ja mit Ketten und Wachen ganz umschanzt.

Hegio. Wenn man sich auch noch so sehr vorsieht, man kann sich doch nimmermehr zu viel vorsehn. Wenn man manchmal glaubt, sich am besten vorgesehn zu haben, so ist man mit aller seiner Vorsicht betrogen. Oder thue ich etwa unrecht, daß ich euch so scharf bewache, da ich euch für so viel baares Geld gekauft habe?

Philokrates. Es würde uns nicht geziemen, wenn wir dir deine Vorsicht übel nehmen wollten. Doch würde es sich auch für dich nicht schicken, es uns zu verdenken, wenn wir uns bey Gelegenheit davon machen sollten.

Hegio. Wie ich euch hier bewachen lasse, eben so wird mein Sohn bey euch bewacht.

Philokrates. Ist er auch gefangen worden?

Hegio. Leider!

Philokrates. So sind wir doch nicht die einzigen Bärenhäuter gewesen.

Hegio. Komm hier her. Ich möchte dich gerne alleine um etwas fragen, worinne du mich aber nicht belügen mußt.

Philokrates. Was ich weis, will ich dir wahrhaft gestehen. Wenn ich aber etwas nicht weis, so mußt du mir es auch nicht verdenken, daß ich es nicht weis.

Tyndarus. Nun ist der Alte in der Barbierstube. Das Messer ist schon angesetzt. Gleichwohl giebt er ihm nicht einmal das Tuch um, daß er sich das Kleid nicht garstig mache. Ob er ihn aber glatt, oder über den Kamm scheren wird, weis ich noch nicht. Wenn er aber gescheid ist, so wird er ihn rechtschaffen zerkratzen.

Hegio. Höre! Willst du lieber frey, oder ein Knecht seyn? Sprich!

Philok. Ich will nichts, als was dem Guten am nächsten kömmt, und von dem Uebel am weitesten entfernt ist. Vielen zwar ist die Knechtschaft eben nicht sehr beschwerlich gewesen. Darunter gehöre auch ich. Mein Herr hat mich nicht anders, als sein eigen Kind gehalten.

Tynd. Gut! In der That, nicht einmal für ein Talent wollte ich den Thales aus Milet kaufen. Denn gegen den seiner Weisheit ist die seinige Kinderpossen. Mit was für einer Art hat er nicht die Rede auf die Knechtschaft zu bringen gewußt!

Hegio. Aus was für einem Geschlechte ist dieser Philokrates?

Philok. Aus dem polyplusischen, welches daselbst das mächtigste und geehrteste Geschlecht ist.

Hegio. Aber er selbst, in was für einem Ansehen stehet er in seiner Vaterstadt?

Philok. In großem. Die vornehmsten Leute schätzen ihn.

Hegio. Da er nun, wie du sagst, in solcher Hochachtung bey den Cliensern steht, wie steht es denn um seinen Beutel? Ist er fett?

Philok. Er könnte Unschlitt daraus kochen. Der Alte - -*

Hegio. Was? der Alte? Lebt sein Vater auch noch?

Philok. Als wir von Hause abreiseten, hat er noch gelebt. Ob er aber itzo noch lebt, das muß der Tod am besten wissen.

Tynd. Das geht vortrefflich. Er lügt nicht nur, er fängt auch gar an zu philosophiren.

* Vnde excoquat sevum senex heißt es in den meisten Ausgaben, Douza aber unterscheidet die Personen also: *Phil.* Vnde excoquat sevum. *Heg.* Senex quid pater? vivitne? Allein das Senex kann ganz wohl noch bey der Rede des Philokrates bleiben, nur so, daß es einen neuen Perioden anfängt, worinne er von seinem Vater etwas gedenken will, wo ihm Hegio aber alsbald ins Wort fällt: quid pater? etc. Daß man also vielleicht lesen muß:

Phil. Vnde excoquat sevum. Senex - - -
Heg. Quid Pater? vivitne?

Hegio. Wie heißt sein Vater?

Philok. Thesaurocrypsonicochrysides.

Hegio. Den Namen hat man ihm gewiß wegen seines großen Reichthums gegeben.

Philok. Nicht allein. Auch wegen seines Geizes, und seiner Kühnheit. Denn sein eigentlicher Name ist Theodoromedes.

Hegio. Was sagst du? So ist sein Vater geizig?

Philok. Nur gar zu geizig. Zum Exempel, daß du doch siehst, was er für ein Mann ist; wann er seinem Genius opfert, so braucht er lauter irdene Gefäße zu dem heiligen Werke, aus Furcht sein Genius möchte sie ihm sonst entwenden. Daraus kannst du sehen, wie viel er andern trauen mag.

Hegio. Gut! Komm, tritt unterdessen hier her. Ich will mich auch bey diesem erkundigen. Philokrates*, dieser hat als ein rechtschaffner Mensch, wie es auch seine Schuldigkeit war, gehandelt. Ich weis von ihm, aus was für einem Geschlechte du bist. Er hat mirs gestanden. Wenn du mir es auch gestehen willst, es wird dein Schade nicht seyn. Unterdessen will ich dir doch sagen, daß ich alles schon von ihm weis.

Tyndarus. Er hat seine Schuldigkeit gethan, da er dir die Wahrheit gestanden hat; ob ich gleich mit aller Sorgfalt meinen Adel, mein Geschlecht und meine Reichthümer habe verbergen wollen. Da ich aber Vaterland und Freyheit verlohren habe, so kann ich es ihm freylich nicht verdenken, daß er mich weniger als dich fürchtet. Die feindliche Gewalt hat meinen Stand dem seinigen gleich gemacht. Vorher durfte er mich nicht mit einem Worte beleidigen; itzo kann er es mit der That thun. Aber, wie du siehst, das Glück verfährt mit uns Menschen nach seinem Kopfe. Ich war frey, nun bin ich ein Knecht. Vom höchsten macht es mich zum letzten. Sonst war ich gewohnt zu befehlen, nun muß ich mir befehlen lassen. Wenn ich zwar einen Herrn bekommen habe, wie ich selbst gegen meine Leute gewesen bin, so darf ich mich nicht befürchten, daß er mir was ungerechtes oder allzu be-

* In den Ausgaben, die ich habe nachsehen können, stehet: Philocrates hic fecit, hominem frugi ut facere oportuit. Dieses ist offenbar falsch. Bey Philokrates ist das Comma unentbehrlich, welches hier die Anrede seyn muß; denn Hegio wußte es ja nicht, daß es Philokrates, mit dem er geredt hätte.

schwerliches gebiethen werde. Dieses einzige, Hegio, will ich dir nur sagen, = = wenn du es nicht übel nehmen willst = =

Hegio. Rede frey.

Tyndar. Ich bin eben sowohl frey gewesen, als dein Sohn. Wir haben, sowohl er als ich, durch die feindliche Gewalt unsre Freyheit verlohren. Er dienet bey uns nicht anders, als ich bey euch diene. Es ist ganz gewiß ein Gott, welcher, was wir thun, hört und sieht. Wie du mich hier halten wirst, so wird er machen, daß man deinen Sohn auch bey uns hält. Führst du dich gütig gegen mich auf, so wird es ihm zu statten kommen, bist du hart gegen mich, so wird man es auch gegen ihn seyn. So sehr du nach deinem Sohne verlangst, so sehr verlangt auch mein Vater nach mir.

Hegio. Ich glaube alles das. Doch wirst du mir es gestehen, was er mir gestanden hat?

Tynd. Ich gestehe dir, daß mein Vater großen Reichthum besitzet, und daß ich aus vornehmen Geschlechte bin. Allein ich bitte dich, Hegio, laß dich meine Reichthümer nicht geiziger machen; und bringe meinen Vater nicht dahin, daß er es für anständiger halten muß, mich, ob ich gleich sein einziger Sohn bin, lieber bey dir in der Knechtschaft zu lassen, wo du mich auf deine Unkosten satt machen und kleiden mußt, als mich da, wo es mir am wenigsten anständig seyn würde, betteln zu sehen.

Hegio. Ich bin durch den Segen der Götter, und den Fleiß meiner Vorfahren reich genug. Zwar glaube ich nicht, daß man den Gewinnst allezeit verachten muß, ich weis vielmehr, daß viele Leute dadurch groß geworden sind. Allein ich weis auch, daß zuweilen Schaden besser ist, als Gewinnst. Ich hasse das Geld, es ist vielen ein schlechter Rathgeber gewesen. Höre also, und vernimm meine ganze Sinnesmeynung. Mein Sohn dienet bey euch in Elis, als ein Gefangner. Wenn du mir ihn zurück schaffst, so sollst du keinen Häller mehr geben. Ich will dich und deinen Knecht gehen lassen. Anders aber laß ich euch nicht frey.

Tynd. Dein Verlangen ist gut und billig. Du bist der rechtschaffenste Mann. Allein ist dein Sohn ein privat oder ein öffentlicher Gefangner?

Hegio. Ein privat Gefangner, bey dem Arzt Menarchus.

Phil. Vortrefflich. Menarchus ist dieses sein Client. Die Sache wird gehn, als ob sie geschmiert wäre*.

Hegio. Mache also, daß er ranzionirt wird.

Tynd. Es soll geschehn. Aber das bitte ich dich Hegio = =

Hegio. Nur bitte nichts, was diesem Vornehmen zuwider läuft; sonst alles = =

Tynd. Höre mich nur. Ich verlange nicht, daß du mich eher frey lassen sollst, als du deinen Sohn wieder bekommen hast. Allein das bitte ich dich. Schlag mir diesen um ein Gewisses an. Ich will ihn zu meinem Vater schicken, damit er deinen Sohn ranzioniren kann.

Hegio. Ich dächte, wir schickten lieber einen andern, so bald als Waffenstillestand seyn wird. Ein andrer kann sich mit deinem Vater eben so wohl besprechen, und deine Befehle nach deinem Willen ausrichten.

Tynd. Nein, einen Unbekannten an ihn zu schicken, taugt nichts. Es wäre alles umsonst. Schicke diesen. Der wird alles ausrichten können, wenn er hinkömmt. Du kannst keinen Getreuern, keinen, dem er mehr zutraute, schicken. Es ist ein Knecht, der völlig nach seinem Sinne ist. Wem sollte er also wohl seinen Sohn sichrer vertrauen können? Besorge nichts, ich will auf meine Gefahr seine Treue probiren. Ich verlasse mich auf seine Ehrlichkeit, weil er weis, daß ich gütig gegen ihn gesinnt bin.

Hegio. Gut, wenn du es so haben willst, so mag er auf deine Gefahr gehen. Ich will dir ihn anschlagen.

Tynd. Ich sähe aber gerne, daß du ihn je eher je lieber abfertigtest.

Hegio. Willst du mir aber, wenn er nicht wieder kömmt, zwanzig Pfund für ihn geben?

Tynd. Ja, die will ich dir geben.

Hegio. Ihr da! Nehmt diesem die Ketten, oder nehmt sie vielmehr allen beyden ab.

Tynd. Die Götter beglücken dich mit allem was du wünschest, da du mich so vieler Ehre würdigest, und mir die Ketten abnimmst.

* Man halte mir den Ausdruck zu gute. Ich habe etwas setzen wollen, welches dem Lateinischen, welches ein Sprüchwort zu seyn scheinet, ein wenig ähnlich sey.

In der That, es ist mir eben nicht beschwerlich, daß ich das Halsband ablegen soll.

Hegio. Rechtschaffnen Leuten ist der Dank für die Wohlthat, die sie rechtschaffnen Leuten erzeigt haben, zuwider. Wenn du ihn also nach Hause senden willst, so sage, unterrichte, befiehl, was er deinem Vater melden soll. Soll ich ihn herrufen?

Tynd. Ja ruf ihn*.

Dritter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Wollten die Götter, daß dieses Vorhaben für mich, meinen Sohn und euch glücklich ausschlage! Du, dein neuer Herr befiehlt dir deinem alten Herrn, in allem was er verlangt, treulich zu gehorchen. Ich habe dich ihm für 20 Pfund angeschlagen. Er spricht, er wolle dich zu seinem Vater schicken, damit dieser meinen Sohn ranzionire, und wir also unsre Söhne mit einander austauschen können.

Philok. Ich halte meine Dienste auf allen Seiten bereit. Ihr könnt mich wie eine Töpferscheibe gebrauchen. Ich lasse mich zu dir und zu ihm drehen, wie ihr es verlangt.

Hegio. Diese deine Dienstfertigkeit wird dir das meiste nutzen, da du dich bey deiner Knechtschaft so verhältst, wie es dir geziemet. Folge mir! Hier ist er.

Tynd. Ich danke dir, daß du mir Macht und Gewalt giebst, diesen als einen Bothen zu meinem Vater zu schicken, der ihm alles umständlich berichte, wie es mit mir hier stehe, und wie ich es wolle gehalten haben. Hegio und ich, Tyndarus, sind mit einander eins geworden, daß ich dich nach Hause schicken soll. Er hat dich mir um ein Gewisses angeschlagen. Ich soll ihm nämlich, wenn du nicht wieder zurück kömmst, zwanzig Pfund für dich bezahlen.

Philok. Das habt ihr sehr wohl ausgemacht. Denn dein Vater wartet[1] gewiß, daß du mich oder einen Bothen an ihn schicken wirst.

* Ich weis in der That nicht, warum hier ein neuer Auftritt angehen soll. Tyndarus war ja nicht abgegangen, sondern Hegio hatte ihn nur bey Seite geführt, und er war bloß einige Zeit ohne Handlung geblieben.

[1] [vielleicht nur Druckfehler für] erwartet

Tynd. Vernimm also wohl, was du meinem Vater zu Hause berichten sollst.

Philok. Wie ich mich, Philokrates, bis anhero gegen dich erzeiget habe, will ich mich noch stets erzeigen. Alles, was deinen Umständen am zuträglichsten ist, will ich mich mit Leibs- und Seelenkräften auszurichten bestreben.

Tynd. Du thust dadurch, was dir geziemt. Doch höre mir nunmehro zu. Vor allen Dingen grüße meinen Vater und meine Mutter und unsere Verwandten, und alle, die uns sonst wohlwollen. Sage ihnen, daß ich mich wohl befinde, daß ich bey diesem rechtschaffnen Manne diene, und daß er mir alle Ehre erzeige.

Philok. Das brauchst du mir nicht zu befehlen. Ich würde es so thun.

Tynd. Ich wäre bey ihm wie frey, nur daß ich einen Wächter um mich hätte. Und endlich sage meinem Vater, auf was für Art ich mit ihm, wegen seines Sohns, einig geworden wäre.

Philok. Du hältst dich nur auf, da du mir etwas befiehlst, was ich ohnedem thun würde.

Tynd. Nämlich, daß er seinen Sohn ranzioniren, und ihn an unser beyder Statt zurück schicken solle.

Philok. Das will ich nicht vergessen.

Hegio. Er soll es aber, so bald als möglich, thun, weil beyden Theilen daran gelegen ist.

Philok. O die Begierde, seinen Sohn wieder zu sehn, wird bey ihm nicht geringer als bey dir seyn.

Hegio. Ja, ich liebe meinen Sohn, und ein jeder liebt den seinigen.

Philok. Hast du sonst noch was an den Vater zu bestellen?

Tynd. Daß ich mich hier wohl befinde. Außerdem kannst du ihn, Tyndarus, auch kühnlich versichern, daß wir sehr wohl mit einander ausgekommen wären; daß du keinen Fehler begangen habest, und daß ich dir nicht zuwider gewesen sey. Du habest deinem Herrn in diesen Trübsalen treulich beygestanden; du habest mich niemals verlassen und seyst mir in zweifelhaften und unglücklichen Fällen mit Rath und That an die Hand gegangen. Und wenn mein Vater hören wird, wie du, Tyndarus, gegen seinen Sohn seyst gesinnt gewesen,

so wird er nimmermehr so geizig seyn, daß er dir deine Freyheit nicht ohne Entgeld ertheilte. Ich selbst will, wenn ich nach Hause komme, alles mögliche beytragen, daß er es desto eher thue. Denn dir, deiner Leutseligkeit, Tugend und Weisheit habe ich es zu danken, daß ich wieder zu meinen Aeltern werde zurück kehren können. Nach deiner Weisheit entdecktest du dem Hegio mein Geschlecht und Vermögen, und nur dadurch befreytest du deinen Herrn aus den Ketten.

Philok. Ich habe alles gethan, was du sagst, und es ist mir lieb, daß du dich dessen erinnerst. Ich habe nach meiner Pflicht mit dir gehandelt. Denn wenn ich, Philokrates, itzo auch erzählen wollte, wie viel Wohlthaten du mir erzeigt hast, so würde sich der Tag eher als meine Erzählung endigen. Denn wenn du auch selbst mein Knecht wärest, so hättest du nicht ergebner gegen mich seyn können.

Hegio. O ihr Götter, was sind das für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Wie herzlich sie sich lieben. Mit was für Lobsprüchen belegt nicht der Knecht seinen Herrn.

Philok. O, er verdient hundertmal mehr gelobt zu werden, als er mich gelobt hat.

Hegio. Wann du also so treulich an ihm gehandelt hast, siehe, hier hast du eine Gelegenheit, deine Verdienste gegen ihn vollkommen zu machen. Sey auch hierinne treu.

Philok. Man soll nicht treuer seyn können, so treu will ich mich zu seyn bestreben. Und daß du mir, Hegio, desto eher glaubest, so rufe ich den höchsten Jupiter zum Zeugen an, daß ich dem Philokrates nimmermehr untreu seyn werde.

Hegio. Du bist ein wackrer Mensch!

Philok. Ich will an ihm handeln, wie ich an mir selbst handeln würde.

Tynd. Gut! Bekräftige nur diese deine Reden auch mit der That. Weil ich dir aber noch nicht alles, was ich wollte, gesagt habe, so höre, doch hüte dich, daß du dich durch meine Worte nicht zum Zorne reizen lassest. Ich bitte dich, bedenke, daß du auf mein Wort nach Hause geschickt wirst, daß du mir angeschlagen bist, und daß ich mein Leben hier für dich zum Pfande setze. Vergiß mich nicht etwan, so bald du mich aus den Augen gelassen hast. Da du mich für dich hier in der Gefangenschaft lässest, so glaube nicht, daß du selbst frey

seyst, und könnest dein Pfand in Stiche lassen; und brauchtest dich nicht zu bemühen, daß sein Sohn zu Hause für mich ranzioniret werde. Bedenke es ja, du bist mir um 20 Pfund angeschlagen. Mache mein Vertrauen auf dich nicht zu Schanden. Laß dein Wort nicht in Wind gesprochen seyn. Ich weis, der Vater wird alles thun, was ihm zu thun zukömmt. Mache, daß du mich zu deinem beständigen Freunde behältst, und an dem Hegio einen neuen Freund gefunden habest. Sieh, ich bitte dich um des Handschlags, den meine Rechte der deinen giebt, sey mir nicht ungetreuer, als ich dir bin. Bedenke, du bist itzo mein Herr, mein Patron, mein Vater. Auf dich gründet sich itzo meine Hoffnung und mein Glück.

Philok. Du hast mir genug befohlen. Bist du zufrieden, wenn ich das, was du mir befohlen hast, ausrichte?

Tyndarus. Ja.

Philok. Ich hoffe mit Ehren nach deinem, und deinem Wunsche wieder zurück zu kommen. Ist sonst noch was?

Tynd. Komm, so bald es möglich ist, wieder.

Philok. Das versteht sich.

Hegio. Folge mir, ich will dir von meinem Wechsler Reisegeld auszahlen lassen, und will dir zugleich von dem Prätor einen Paß verschaffen.

Tynd. Was für einen Paß?

Hegio. Den er mit sich nehmen muß, daß ihn unsre Truppen in sein Vaterland reisen lassen. Gehe du unterdessen herein.

Tynd. Reise also glücklich Tyndarus.

Philok. Lebe wohl.

Hegio. Ich danke es den Göttern, daß ich diese zwey von den Quästors gekauft habe. Ich habe meine Sache durch sie auf einen rechten guten Fuß gesetzt. Mein Sohn ist also, wenn es die Götter wollen, so gut als frey. Und ich konnte noch bey mir anstehen, ob ich sie kaufen, oder ob ich sie nicht kaufen sollte? Ihr Knechte, bewacht ihn drinnen wohl. Laßt ihn keinen Schritt, ohne ihn zu beobachten, thun. Ich werde gleich wieder zu Hause seyn. Ich will nur erst sehn, was bey meinem Bruder die übrigen Gefangnen machen. Ich muß mich doch zugleich erkundigen, ob einer von ihnen diesen Jüngling kennt. Du folge mir, daß ich dich reisen kann lassen, denn dieses geht allen andern vor.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Das ist ein elender Mensch, der seine Nahrung sucht, und sie mit Mühe findet; der ist aber noch viel elender, der sie mit Mühe sucht, und sie gar nicht findet*. Ja, ja, das ist der allerelendeste, der gerne essen will, und nichts zu essen hat. Ich möchte diesem Tage gleich die Augen auskratzen, wenn es angienge; so unbarmherzig sind alle Sterbliche heut gegen mich. Ich habe keinen verhungertern, keinen fasttäglichern Tag gesehen. Es geht mir nichts an demselben von Statten, ich mag anfangen, was ich will. Magen und Kehle feyern also heute bey mir Fastnachten. Nun kannst du dich, du ganze Schmarutzkunst, nur an Galgen packen; denn die Jugend entfernt sich von uns armen Possenreißern ganz und gar. Was bekümmern sie sich itzo mehr um die lakonischen Schlägesaulen, um die Prügelgeduldigen, welche wohl Einfälle, aber weder Brodt, noch Geld, haben. Sie bitten nur itzo die zu Gaste, die sie, wenn es ihnen geschmeckt hat, wieder bitten können. Sie kaufen gar itzo selber zur Mahlzeit ein, welches doch sonst die Schmarutzer thun mußten. Sie verhüllen sich eben so wenig den Kopf, wenn sie vom Markte zum Hurenwirth gehen, als wenn sie in ihrer Zunft zu eines Verdammung ihre Stimmen geben. Sie achten die Lustigmacher nicht einen Pfiff mehr. Sie lieben sich alle nur alleine. Als ich von hier weg gieng, machte ich mich auf dem Markte unter die Jünglinge. Seyd gegrüßt, sprach ich. Wo wollen wir heute zu Mittage speisen? Keiner antwortet. Nu, wer wird uns denn einladen? Aber alle sind stumm. Keiner will über mich lachen. Wo wollen wir zu Abend speisen? fragte ich wieder. Und alle schütteln den Kopf. Ich bringe darauf ein schnackisches Wort, eine von meinen besten Schnacken vor, eine, die mir wohl sonst einen ganzen Monat lang den Tisch verdienen mußte. Allein, niemand lacht. Ich merkte

* In dem Lateinischen scheinet eine dreyfache Gradation zu seyn; die andre und dritte aber ist, wenn man sie recht betrachtet, einerley; daß also der Superlativus nichts als eine Bestätigung des Comparativi hier seyn kann, wie ich es in der Uebersetzung deutlicher zu machen mich bemüht habe.

bald, daß es eine abgeredte Sache war. Keiner von ihnen wollte es nicht einmal wie die geneckten Hunde machen, daß er wenigstens die Zähne gefletscht hätte, da er nicht lachen wollte. Weil ich sehe, daß man mich so zum Narren hat, so gehe ich fort. Ich komme zu andern, wieder zu andern, und wieder zu andern: alle sind einerley. Sie sind alle von einem Schlage, wie die Oelmäckler auf dem Velabrum*. Ich komme eben von da her, weil ich mich nicht länger wollte verspotten lassen. O es sind noch mehr Schmarutzer, die alle vergebens auf dem Markte auf und nieder spazieren. Ich habe es aber nunmehro beschlossen, mein Recht nach den römischen Gesetzen auszuführen. Ich will denen einen Termin setzen; ich will sie rechtschaffen strafen, die darauf umgehn, daß sie mir zu essen und zu leben verwehren wollen. Sie sollen mir zehn Mahlzeiten geben müssen, so wie ich sie verlange, und noch dazu bey der theuersten Zeit. Ja, das will ich thun. Voritzo aber will ich nach dem Hafen gehen. Ich habe da noch eine kleine Schmausehoffnung; wird aber auch dieser der Hals gebrochen, so muß ich mich schon mit der rauhen Mahlzeit bey dem alten Hegio begnügen.

Zweyter Auftritt.

Hegio.

Was ist angenehmer, als wenn man, mit allgemeinem Beyfall**, eine Sache wohl ausgeführt hat, wie ich gestern gethan habe, da ich die zwey Gefangnen kaufte? Wer mich sieht, kömmt mir entgegen, und wünscht mir deswegen Glück. Sie haben mich durch ihr Stillestehnlassen und durch ihr Zurückhalten ganz ermüdet. Mit Mühe und Noth

* Velabrum hieß ein Platz in Rom an dem aventinischen Berge, wo die Oelverkäufer ihre Buden hatten. Plautus hat zwar in diesem Stücke den Schauplatz nach Aetolien verlegt, gleichwohl macht er sich kein Bedenken, Oerter, welche in Rom waren, darinne so anzuführen, als ob sie an dem Orte selbst wären, wo diese Vorstellung geschieht. Die römischen Zuschauer mußten zu seiner Zeit noch nicht sehr ekel seyn, weil er dergleichen Verwirrungen, ohne getadelt zu werden, brauchen konnte. In dem ersten Auftritt des ersten Aufzugs haben wir schon ein Exempel davon gehabt, wo er von der porta trigemina redet, welche in Rom war, und an der die Bettelleute am häufigsten saßen.

** Ich glaube nicht, daß bono publico etwas anders hier heißen kann. Denn des Lambinus Erklärung ist sehr weit hergeholt.

konnte ich mich durch die vielen Glückwünsche durchdringen. Endlich kam ich doch bis zum Prätor, wo ich ein wenig ausruhte, und um einen Paß bath. Ich bekam ihn. Ich habe ihn auch schon dem Tyndarus gegeben, welcher sich alsobald mit auf den Weg machte. Von dar komme ich nun itzo nach Hause. Auf dem Rückwege aber bin ich bey meinem Bruder eingesprochen, wo ich meine übrigen Gefangnen habe. Ich fragte sie, ob einer von ihnen den Philokrates aus Elis kenne? Endlich schreyt dieser, es wäre sein guter Freund. Ich sagte ihm, er wäre bey mir; worauf er mich inständigst bath, daß er ihn sehen dürfe. Ich ließ ihn auch alsobald los schließen. Du, folge mir nunmehro, daß ich deine Bitte erfüllen kann. Du sollst ihn sprechen.

Dritter Auftritt.

Tyndarus.

Ach! Itzo wollte ich auch lieber gelebt haben, als leben. Hoffnung, Rath und Hülfe fliehen und verlassen mich. Dieses ist der Tag, an welchem ich keine Rettung meines Lebens mehr zu hoffen habe. Es ist keine Zuflucht mehr für mich; keine Hoffnung, die mir diese Furcht benehmen könnte. Ich weis auf keine Art meine betrügrische Lügen zu bemänteln, auf keine Art meine sykophantischen Teuschereyen zu beschönigen. Ich kann eben so wenig meine Untreue abbitten, als entfliehen. Die Hartnäckigkeit wird mir eben so wenig, als neue List, helfen. Allein, unsre Geheimnisse sind entdeckt. Unsre List ist verrathen. Alles ist offenbar. Es ist ausgemacht, ich bin verlohren, für mich und meinen Herrn. Aristophontes, der eben itzo kam, ist mein Unglück. Er kennt mich. Er ist des Philokrates Verwandter und guter Freund. Wenn mich auch die Errettung selbst erretten wollte, sie kann es nicht; es ist unmöglich. = = Wo ich mich nicht noch auf eine List besinne = = Aber, zum Henker, auf was für eine? Was soll ich erdenken? Ich will = = Ach, es ist alles nichts; es sind Possen. Da steck ich!

Vierter Auftritt.

Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Hegio. Nu, wo ist der aus dem Hause hingerennt?

Tyndarus. Nunmehr bin ich verlohren. Die Feinde kommen auf

dich los, Tyndarus; was wirst du sagen? Was wirst du vorbringen? Was wirst du leugnen? Was wirst du gestehn? Ach, ich bin in allen ungewiß. Worauf soll ich mich verlassen? Daß du doch eher umgekommen wärest, Aristophontes, als du aus deinem Vaterlande kamest. Du verwirrest alle unsre Anschläge. Alles ist zu nichte, wenn ich nicht eine recht erschreckliche List ersinne = = =

Hegio. Folge mir. Hier ist er. Gehe zu ihm, rede mit ihm.

Tyndarus. Wer kann unglücklicher seyn, als ich?

Aristophontes. Was ist das? Warum wendest du denn die Augen von mir weg, Tyndarus? Warum verachtest du mich denn, als einen Fremden, als wenn du mich niemals gekannt hättest? Ich bin itzo so gut ein Knecht, als du; ob ich gleich zu Hause bin frey gewesen, und du von deiner Kindheit an in Elis gedient hast.

Hegio. O, ich wundre mich gar nicht, daß er dich nicht ansehn will. Er zürnt auf dich, daß du ihn, anstatt Philokrates, Tyndarus nennest.

Tyndarus. Hegio, dieser Mensch ist in Elis für rasend gehalten worden. Höre ja nicht auf seine Reden. Er hat Vater und Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt. Daher bekömmt er auch noch zuweilen die schwere Noth. Mache dich also ja nicht allzunahe an ihn.

Hegio. Fort mit dem von mir! Fort!

Aristophontes. Was sagst du Galgenstrick? Ich rasend? Ich hätte meinen Vater und meine Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt? Und ich hätte eine Krankheit, daß man mich anspeyen müßte*?

Hegio. Gieb dich zufrieden. Es sind mehr Leute mit diesem Unglücke behaftet, denen das Anspeyen ganz heilsam gewesen ist.

Tyndarus. O, es hat auch vielen in Elis geholfen.

Aristophontes. So? Und du glaubst ihm das?

Hegio. Was soll ich ihm glauben?

Aristophontes. Daß ich rasend sey.

Tyndarus. Siehst du, mit was für einem gräßlichen Gesichte

* Man weis nicht, ob die Alten, wenn sie einen solchen Kranken sahen, ihn deswegen angespien haben, weil sie glaubten, daß es ihm gesund sey, oder ob sie es aus Abscheu gethan haben: so viel ist aus einigen Stellen des Plinius klar, daß Morbus qui insputatur nichts anders als die Epilepsie sey.

er uns ansieht? Es ist am besten, man giebt ihm nach. Hegio, wie ich dir es gesagt habe, seine Raserey nimmt zu, nimm dich in Acht.

Hegio. Ich merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm stehn mußte, weil er dich Tyndarus nannte.

Tyndarus. Je, er weis ja manchmal seinen eignen Namen nicht, und kennt sich selber nicht.

Hegio. Aber er sagte auch, du wärst sein guter Freund.

Tyndarus. Das könnt ich eben nicht sagen. Alkmäo, Orestes und Lykurgus könnten sich mit eben so vielem Rechte meinen guten Freund nennen, als er.

Aristophontes. Und du nichtswürdiger Kerl unterstehst dich, so viel Uebles von mir zu sprechen? Kenne ich dich etwa nicht?

Hegio. Das ist ganz offenbar, daß du ihn nicht kennest. Sonst würdest du ihn nicht Tyndarus, anstatt Philokrates, genannt haben. Den, den du siehst, kennst du nicht, und nennst den, den du nicht siehst.

Aristophontes. Nein, nein, sondern er giebt sich für einen aus, der er nicht ist, und wer er ist, verleugnet er.

Tyndarus. So? Du willst der seyn, der den Philokrates Lügen straft?

Aristoph. Aber du, wie ich wohl sehe, willst der seyn, der die Wahrheit durch seine Lügen unterdrückt? Sieh mich doch recht an, ich bitte dich.

Tyndar. Nu.

Aristoph. Ey! Und du sprichst, du wärst nicht Tyndarus?

Tyndar. Eben das sprech ich.

Aristoph. Du sprichst, du wärst Philokrates?

Tyndar. Das sprech ich, ja.

Aristoph. Und du glaubst ihm?

Hegio. Mehr als dir und mir. Der, für den du ihn ausgiebst, ist heute von uns nach Elis zu dieses Vater gesandt worden.

Aristoph. Seinem Vater? Der Knecht?

Tyndar. Bist du doch itzo auch ein Knecht, ob du gleich sonst frey warest. Und ich, ich hoffe es auch zu seyn, so bald sein Sohn durch mich die Freyheit wird erhalten haben.

Aristoph. Was sprichst du, Galgenstrick? Du nennst dich frey gebohren.

Tyndar. Nicht doch, ich heiße nicht Freygebohren, sondern Philokrates.

Aristoph. Was? Höre einmal, Hegio, was er noch für Narrenspossen treibt. Glaube mir, es ist der Knecht selbst, und er hat niemals einen Knecht außer sich selbst gehabt.

Tyndar. Da du selbst in deinem Vaterlande Mangel leidest und nichts zu leben hast, so wundert mich es gar nicht, daß du dir alle gleich zu seyn wünschest. Die Unglücklichen sind meistentheils so, sie sind misgönstig, und beneiden die Glücklichen.

Aristoph. Ich bitte dich nochmals, Hegio, höre auf ihm so ohne Grund zu trauen. So viel ich vermuthe, hat er dir ohne Zweifel schon einen Streich gespielt. Was er von der Auslösung deines Sohnes spricht, das will mir gar nicht gefallen.

Tyndar. Ich glaub es wohl, daß du es nicht gerne sehen würdest. Gleichwohl will ich es thun, wenn mir die Götter beystehen. Ich will ihm seinen Sohn wieder zustellen, und er wird ein gleiches mit mir meinem Vater thun. Und in dieser Absicht habe ich den Tyndarus nach Hause geschickt.

Aristoph. Bist denn dus aber nicht selber? Es ist ja sonst in ganz Elis kein Knecht dieses Namens.

Tyndar. So fährst du doch fort, mir meine Knechtschaft vorzuwerfen, in die mich die feindliche Gewalt gezwungen hat?

Aristoph. Nein, länger kann ich mich nicht halten.

Tyndar. Hörst du, was er sagt? Mache dich ja fort! Bald wird er uns mit Steinen verfolgen, wenn du ihn nicht gleich zu binden befiehlst.

Aristoph. Welche Marter!

Tyndar. Die Augen brennen ihm. Nun ist der Strick nöthig, Hegio. Siehst du nicht, wie er im Gesichte ganz schwarzgelbe wird? Das schwarze Geblüte macht ihn unsinnig.

Aristoph. Aber dein böses Geblüte sollte dir der Schinder schon abzapfen, wenn Hegio klug wäre.

Tynd. Er redt schon ganz verkehrt. Die Furien schrecken den armen Mann.

Hegio. Wie, Philokrates, wenn ich ihn binden ließe?

Tynd. Du könntest nicht klüger thun.

Aristoph. Ich ärgre mich, daß ich keinen Stein bey der Hand habe; damit ich dem verdammten Kerl, der mich durch seine Reden unsinnig machen will, den Hirnschädel zerschmeißen könnte.

Tynd. Hörst du? Er sucht einen Stein.

Aristoph. Ich will dich alleine sprechen, Hegio.

Hegio. Bleib nur dort, wenn du mir was sagen willst, ich will es schon von weitem hören.

Tynd. Zum Henker, wenn du dir ihn auch ließest näher kommen, so wärs um deine Nase gewiß geschehen. Er würde dir sie mit Wurzel und Stiel wegbeißen.

Aristoph. Glaube nicht, Hegio, daß ich unsinnig bin, oder daß ich es jemals gewesen sey. Ich habe die Krankheit nicht, deren er mich beschuldiget. Wenn du dich aber vor mir fürchtest, gut, so laß mich binden, nur laß diesen auch mit binden.

Tynd. Ja, ja, Hegio, laß ihn nur binden, wie er es selbst begehrt.

Aristoph. Schweig nur. Ich will dich schon, falscher Philokrates, noch heute überführen, daß du der wahre Tyndarus bist. Nu, was winkst du mir mit dem Kopfe?

Tynd. Ich winkte dir*?

Aristoph. Was würde er nicht thun, wenn du weiter davon stündest.

Hegio. Was meynst du, ob ich wohl mit dem Unsinnigen rede?

Tynd. Er wird dir Possen vormachen, er wird dir Zeug schwatzen, das weder Kopf noch Schwanz hat. Es ist der vollkommne Ajax, nur daß ihm sein Anputz fehlt.

Hegio. Es schadet nichts; ich will doch mit ihm reden.

Tynd. Nun bin ich verlohren. Itzo stehe ich auf der gefährlichsten Stufe. Was soll ich anfangen?

Hegio. Aristophontes, ich will dir doch zuhören, wenn du mir was zu sagen hast.

* Diese und die folgende Rede ist in allen Ausgaben nur eine. Allein ich sehe nicht, was Tyndarus mit dem andern sagen wollte; wenn man es aber dem Aristophontes in den Mund legt, wie ich es hier gethan habe, so hat es einen ganz natürlichen Verstand. Er winkt mir, will er sagen, da du so nahe dabey stehst, wenn du weiter davon stündest, so würde er mich gar schweigen heißen.

Aristoph. Du wirst also hören, daß das die Wahrheit sey, was du für eine Lügen gehalten hast. Vor allen Dingen aber mußt du überzeugt seyn, daß ich kein Unsinniger bin, und daß ich keine Krankheit habe, außer meiner Knechtschaft. Wenn ich und du aber nicht eben so wohl Philokrates sind, als dieser, so strafe mich der König aller Götter und Menschen, und lasse mich mein Vaterland niemals wieder sehen.

Hegio. Nu so sage mir doch, wer ist er denn sonst?

Aristoph. Kein andrer, als für den ich ihn gleich anfangs ausgegeben habe. Und wenn du es anders befindest, als ich es sage, so will ich meiner Freyheit und meiner Aeltern bey dir verlustig werden.

Hegio. Was sagst du dazu?

Tynd. Daß ich dein Knecht bin, und du mein Herr bist.

Hegio. Darnach frage ich nicht. Bist du frey gewesen?

Tynd. Ja.

Aristoph. Nein, er ist es niemals gewesen. Er hintergeht.

Tynd. Wie kannst du denn das wissen? Bist du denn etwa bey meiner Mutter Hebamme gewesen, daß du es so kühnlich behaupten kannst?

Aristoph. Ich habe dich, da wir beyde noch Kinder waren, gekannt.

Tynd. Und ich kenne dich itzo, da wir beyde erwachsen sind.

Aristoph. Siehst du, wie er wieder Possen treibt*!

Tynd. Wenn du klug wärest, so solltest du dich um mich gar nicht bekümmern; denn bekümmre ich mich denn um dich?

Hegio. Hat sein Vater nicht Thesaurocrypsonicochrysides geheißen?

Aristoph. Nichts weniger. Ich habe Zeit meines Lebens den Namen nicht gehört. Des Philokrates Vater heißt Theodoromedes.

Tynd. Nun ist es aus mit mir. O so ruhe doch, mein Herz, oder geh an Galgen. Du hüpfest, und ich armer Teufel kann vor Furcht kaum stehen.

* Das Hem rursum tibi! habe ich lieber dem Aristophontes in Mund legen wollen. Tyndarus hatte sich schon oben einmal durch eine solche Wendung aus dem Handel ziehen wollen; und itzo versucht er es wieder, welches freylich Aristophontes nicht unangemerkt lassen konnte.

Hegio. So kann ich es gewiß glauben, daß dieser in Elis gedienet hat, und daß er Philokrates nicht ist?

Aristoph. Ja, und du wirst es niemals anders befinden. Aber wo ist denn der rechte Philokrates?

Hegio. Da, wo er sich am liebsten, und ich ihn am wenigsten zu seyn wünsche. Und so bin ich doch durch dieses Ruchlosen Betrügerey so jämmerlich angeführt worden; so hat man mich doch, nach eignem Belieben, bey der Nase herumgezogen? Aber hüte dich = =

Aristoph. Ich sage dir nichts, als was ich ganz gewiß weis.

Hegio. Ganz gewiß also?

Aristoph. Du wirst niemals was gewissers finden. Philokrates und ich sind von den ersten Jahren der Kindheit an gute Freunde gewesen = =

Hegio. Aber sage mir doch, wie sieht denn dein guter Freund Philokrates aus?

Aristoph. Ich will dir es sagen. Er hat ein hagres Gesicht, eine spitzige Nase, bleiche Farbe, schwarze Augen, etwas röthlich krauses Haar, das er in Locken legt = =

Hegio. Alles trifft überein.

Tynd. O, zu was für einer übeln Stunde bin ich heute aufgestanden! Wehe den armen Ruthen, die heute auf meinem Rücken sterben werden!

Hegio. Ich sehe wohl, ich bin betrogen.

Tynd. Was zaudert ihr noch ihr Fesseln, kommt, leget euch um meine Schenkel, ich will euch redlich bewachen.

Hegio. So bin ich denn rechtschaffen von diesen unglücklichen Gefangnen hintergangen worden. Der Freygebohrne gab sich für den Knecht, und der Knecht für den Freygebohrnen aus. Den Kern habe ich verlohren, und die Schale hat man mir zum Pfande gelassen. Und durch dieses Blendwerk hab ich mich aus Unvorsichtigkeit schimpflich hintergehen lassen. Doch = = wenigstens soll mich dieser nicht auslachen. He! Colaphus! Cordalio! Corax! kommt heraus, und bringt die Stricke mit.

Fünfter Auftritt.

Die Schergen. Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Die Schergen. Wir werden gewiß wieder Holz tragen sollen.

Hegio. Gleich fesselt dem Galgenschwengel die Hände.

Tynd. Was soll das heißen? Was hab ich gethan?

Hegio. Du fragst noch, du unglücklicher Säemann und Schnitter der größten Uebelthaten.

Tynd. Warum nennst du mich denn nicht zuerst den Egger? Denn die Bauern eggen allezeit eher, als sie säen.

Hegio. Noch so unverschämt kannst du mir vor den Augen stehn?

Tynd. Ein unschuldiger Knecht muß unerschrocken seyn, besonders gegen seinen Herrn.

Hegio. Bindet ihm die Hände recht scharf.

Tynd. Ich und also auch meine Hände gehören dir; du kannst mir sie gar abzuhauen befehlen. Aber was ist denn das? Warum bist du denn auf mich zornig?

Hegio. Weil du mein ganzes Vornehmen, das sich auf euch allein gründete, durch deine verdammten betrügrischen Lügen, zu nichte gemacht hast. Durch alle meine Rechnungen hast du mir einen Strich gemacht. Durch deine List hast du mir den Philokrates aus den Händen gespielt. Ich habe ihn für den Knecht und dich für den Freygebohrnen gehalten. So nanntet ihr euch selbst, und so hattet ihr eure Namen verwechselt.

Tynd. So will ich es denn nur gestehen. Ja, es ist alles wahr, was du sagst. Durch meine Mühe und Arglistigkeit ist Philokrates dir entgangen. Aber, ich bitte dich, wie kannst du darüber ungehalten auf mich seyn?

Hegio. Nu, nu, es soll dir nicht unbelohnt bleiben.

Tynd. Wenn ich nur wegen keiner Uebelthaten umkomme, so werde ich es wenig achten. Muß ich hier sterben, und Philokrates kömmt, wie du befürchtest, nicht wieder, so wird mir meine That noch nach meinem Tode Ruhm bringen, daß ich meinen gefangnen Herrn aus der Knechtschaft und aus den Händen der Feinde frey in sein Vaterland zu seinem Vater wieder geschafft, und lieber mein, als sein Leben, der Gefahr ausgesetzt habe.

Hegio. Fort! Macht also, daß dieser wackre Mann diesen Ruhm am Galgen haben kann.

Tynd. Wer um der Tugend willen umkömmt, kömmt nicht um.

Hegio. Wenn ich dich werde rechtschaffen haben martern lassen, wenn du deiner Betrügereyen wegen wirst zu Tode seyn gepeiniget

worden, so mögen sie meinetwegen sagen, du seyst umgekommen oder nicht; wann du nur umkömmst, so gilt mir es gleich viel, wenn sie auch sagten, du lebtest.

Tynd. Wenn du das thust, so wirst du es gewiß nicht umsonst gethan haben, wenn Philokrates wiederkömmt, wie ich gewiß hoffe.

Aristoph. O ihr unsterblichen Götter, nun bekomm ich in der Sache Licht. So ist mein Freund Philokrates frey? So ist er in seinem Vaterlande bey seinem Vater? Wohl. Wem sollte ich dieses Glück lieber gönnen, als ihm? Aber, wie schmerzt es mich, daß ich diesem einen so schlechten Dienst gethan habe. Meinetwegen, meiner Entdeckung willen ist er gebunden.

Hegio. Habe ich dich nicht nachdrücklich gewarnt, mich nicht zu belügen?

Tynd. Ja.

Hegio. Warum hast du es also gewagt?

Tynd. Weil dem, für dessen Wohl ich besorgt war, die Wahrheit geschadet hätte. Itzo nutzt ihm die Lügen.

Hegio. Und dir wird sie schaden.

Tynd. Wohl gut! Habe ich doch meinen Herrn erhalten, über dessen Erhaltung ich mich freue; denn der alte Herr hatte mich ihm zum Beschützer gegeben. Aber sprich, ist es eine Lasterthat, was ich begangen habe?

Hegio. Eine erschreckliche.

Tynd. Ich aber bin andrer Meynung, und behaupte, es sey eine gute That. Denn bedenke, wenn dein Knecht gegen deinen Sohn sich so verhalten hätte, wie würdest du ihm danken? Würdest du ihn frey lassen oder nicht? Würde er dir nicht der angenehmste Knecht seyn? Antworte.

Hegio. Ja wohl.

Tynd. Warum zürnst du denn also auf mich?

Hegio. Weil du ihm getreuer gewesen bist, als mir.

Tynd. So? Du hast also gemeynt, einen neuen Gefangnen in Nacht- und Tages-Frist zu überreden, daß er dir mehr wohlwolle, als dem, mit dem ich von Kindheit an aufgewachsen bin?

Hegio. Du magst also auch nur von ihm den Dank erwarten. Führt ihn nur fort, damit ihr ihm schwere und starke Fußeisen anlegen

könnt. Von dar bringt ihn nur gleich in die Steingruben. Anstatt, daß andre daselbst des Tages nur acht Stück brechen dürfen, so soll er alle Tage anderthalb Tagewerk verrichten müssen, oder alle Tage 600 Stockschläge gewärtig seyn.

Aristoph. Hegio, ich bitte dich um der Götter und Menschen willen, laß diesen Menschen nicht umkommen.

Hegio. O dafür soll schon gesorgt werden. Des Nachts über will ich ihn gebunden bewachen lassen, und des Tags über soll er Steine aus den Gruben bringen müssen. Ich will ihn lange genug martern. Sorge nicht, daß er es mit einem Tage soll überstanden haben.

Aristoph. Und das willst du gewiß thun?

Hegio. So gewiß als ich einmal sterben werde. Fort! Führt ihn alsobald zu dem Schmidt Hippolyt. Laßt ihm fein starke Beineisen anlegen, und alsdann führt ihn sogleich vor das Thor zu meinem Freygelaßnen Cordalus, damit er in die Steinbrüche gebracht wird. Sagt, daß es mein ausdrücklicher Wille wäre, er solle es nicht schlimmer haben, als die, die es am allerschlimmsten haben.

Tynd. Je nu, ich will mich nicht wider deinen Willen erhalten wissen. Setze mich immer in Lebensgefahr, es geschieht auf deine Gefahr. Ich habe, nach dem Tode, im Tode nichts Uebles zu befürchten. Und wenn ich auch das größte Alter erreichte, so muß ich doch nach kurzem das, womit du mir droheſt, einmal ausstehen. Lebe wohl, ob du es gleich nicht um mich verdieneſt. Dir Aristophontes möge es so gehen, wie du es an mir erholt hast. Nur du bist die Ursache meines Unglücks.

Hegio. Führt ihn fort.

Tynd. Das einzige bitte ich euch; wenn Philokrates wieder zurück kömmt, macht, daß ich mit ihm sprechen kann.

Hegio. Ihr seyd unglücklich, wo ihr ihn mir nicht gleich aus dem Gesichte führet.

Tynd. Nu, das heißt doch noch Gewalt brauchen, ein ziehen und stoßen zugleich*.

* Ich weis nicht, wie einige Erklärer des Plautus diese Ironie nicht haben einsehen können, daß sie ihre Erläuterungen so weit hergesucht haben. Wenn die Alten bey erlittener Gewalt schrien: Haec vis est, so wollten sie zugleich um Hülfe rufen, welches aber dem Tyndarus hier ganz unnöthig gewesen wäre.

Hegio. Er wird an seinen verdienten Ort gebracht. Ich muß wegen der andern Gefangnen nothwendig ein Exempel statuiren, damit andre nicht auch so ein Bubenstück wagen. Wenn ich es nicht thäte, da man mir doch diesen Streich so öffentlich gespielt hat, so würde jeder sagen, er wolle mir meinen Sohn frey schaffen, und mich also betrügen. Ich habe mirs nun feste vorgenommen, keinem mehr zu glauben. Es ist genug, daß ich einmal bin betrogen worden. Ich armer Mann hoffte meinen Sohn dadurch aus der Gefangenschaft zu befreyen. Meine Hoffnung ist zu Schanden worden. Einen Sohn habe ich schon verlohren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes, wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? = = Du folge mir, ich will dich wieder hinführen, wo du hergekommen bist. Ich will mich auch gewiß keines mehr erbarmen, weil sich niemand meiner erbarmet.

Aristoph. Ich bin kaum einen Augenblick aus den Ketten gewesen, und nun, seh ich, muß ich schon wieder herein.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Höchster Jupiter! so willst du mich doch erhalten, und meine Umstände verbessern! O mit was für Ueberfluß, mit was für köstlichen Leckerbißchen, mit was für Lob, Gewinnst, Spiel und Scherz, mit was für Feyer- und Freudentagen, mit was für Pracht, mit was für Vorrath, mit was für Zechen, mit was für Sättigkeit, mit was für Wollust beglückest du mich! Nun darf ich gewiß keinem Menschen mehr gute Worte geben. Nun kann ich allen meinen Freunden helfen, und allen meinen Feinden schaden. O angenehmer Tag, mit was für angenehmen Annehmlichkeiten überschüttest du mich! Was für eine austrägliche Erb-

Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz lassen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.

schaft ist auf mich gefallen! Ich muß gleich meinen Lauf zu dem alten Hegio richten, dem ich so viel gute Nachricht bringe, als er sich nur selber wünscht, und noch weit mehr. Ich will eilend, wie die komischen Knechte zu thun pflegen, meinen Mantel auf die Schulter werfen, damit er die Bothschaft von mir zuerst höre. Ich weis gewiß, ich werde dafür eine ewige Mahlzeit bey ihm haben.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ergasilus.

Hegio. Je mehr ich diesen Zufall bey mir überlege, je größer wird mein Verdruß. Auf so eine Art bin ich heute hintergangen worden? Und ich konnte den Betrug nicht einsehn. Die ganze Stadt, wenn sie es erfährt, wird mich auslachen. Wenn ich werde auf den Markt kommen, so wird einer zum andern sagen: das ist der Alte, den sie so betrogen haben. = = Aber, seh ich nicht den Ergasilus dort von ferne? Und zwar mit auf die Schulter geworfnem Mantel. Was muß er vorhaben?

Ergas. Fort, zaudre nicht, Ergasilus; thue was zu thun ist. Ich will es niemanden rathen, daß er mir in Weg kömmt, wenn er nicht am längsten will gelebt haben. Wer mir entgegen kömmt, den will ich zur Erde schmeißen = =

Hegio. Ich glaube gar, er will Balgereyen anfangen?

Ergas. Ja, ja. Es soll ganz gewiß geschehn. Es mögen nur alle ihre Gänge aufschieben; es mag sich nur niemand auf dieser Straße was zu thun machen. Meine Faust soll mir statt der Balista, mein Ellebogen statt der Katapulta seyn; Schulter und Knie sind meine Mauerböcke, damit will ich meine Feinde zu Boden werfen. Wer mir in Weg kömmt, soll seine Zähne müssen auf der Gasse suchen.

Hegio. Was sind das für Drohungen? Ich kann mich nicht wundern genug.

Ergas. Ich will gewiß machen, daß er dieses Tags, dieses Orts, und meiner nimmermehr vergißt. Wer meinen Lauf hemmet, soll sein Leben schnell gehemmet haben.

Hegio. Was muß das Wichtige seyn, das er mit solchen Drohungen anfängt?

Ergas. Ich sage es fein zuerst, damit niemand durch sein Versehn unglücklich werde. Haltet euch in den Häusern, und hütet euch vor meiner Gewalt.

Hegio. Das muß was ganz besonders seyn, wenn ihn nicht etwa der volle Bauch so übermüthig macht. Wehe dem armen Mann, durch dessen Kost er so gebiethrisch geworden ist!

Ergasilus. Besonders ihr Becker, die ihr so viel Säue mit Kleyen mästet, daß man wegen des Gestanks bey euren Läden nicht vorbey gehen kann. Wenn ich welche von euren Schweinen auf der Gasse antreffe, so will ich ihnen gewiß mit meinen Fäusten die Kleyen aus den Ranzen prügeln, ich meyne ihren Besitzern.

Hegio. Nu, die Warnungen sind königlich und herrscherisch genug. Er muß ganz gewiß satt seyn. Er trotzt auf seinen vollen Bauch.

Ergasilus. Auch euch, ihr Fischer, die ihr dem Volke stinkende Fische feil biethet, welche ihr mit einer hinkenden Schindmehre in die Stadt bringt, und die durch Gestank alle Pflastertreter von der Basilica auf den Markt verjagen, euch will ich die Fischkörbe wacker unter die Nasen reiben, damit ihr doch auch fühlet, was sie andern Nasen für Verdruß machen. Was euch aber anbelangt, ihr Fleischer, die ihr die Schafe der Kinder beraubt, die ihr Lämmer zum abschlachten einkauft, mit dem Lammfleische das Volk betrügt*, und einen verschnittnen Hammel einen Schafbock nennt, wenn ich so einen Schafbock auf öffentlicher Straße sehe, so will ich den Schafbock und seinen Herrn, zu den unglücklichsten Thieren von der Welt machen.

Hegio. Nu, das sind doch noch ädilische Verordnungen. Es sollte mich sehr wundern, wenn ihn nicht die Aetolier zu ihrem Marktmeister machen sollten.

Ergasilus. Itzo bin ich kein Schmarutzer, sondern ein königlicher König der Könige, da so vieler Proviant für meinen Magen im Hafen angelangt ist. Doch zaudre ich noch den Hegio mit dieser Freude zu überschütten? Kann wohl jemand glücklicher seyn, als dieser Alte ist?

* Die Gelehrten machen zu dieser Stelle die Anmerkung, die Alten hätten das Lammfleisch nicht gerne gegessen. Wie können sie aber dieses mit einer kurz darauf folgenden Stelle vergleichen, wo der Schmarutzer unter andern Leckerbissen, die Hegio soll zurechte machen lassen, auch ausdrücklich agninam mit nennet?

Hegio. Nu, was ist denn das für eine Freude, die er mir so voller Freuden schenkt?

Ergasilus. Nu? Holla? Wo steckt ihr? Wird keiner die Thüre aufmachen?

Hegio. Ha! Ha! Er findet sich zur Abendmahlzeit bey mir ein.

Ergasilus. Macht die Thüren alle beyde auf, ehe ich sie in Grund und Boden stoße.

Hegio. Ich muß ihn doch anreden. Ergasilus.

Ergasilus. Wer ruft den Ergasilus?

Hegio. Sieh mich doch an!

Ergasilus. Das thut das Glück an dir nicht, und soll es auch nimmermehr thun.

Hegio. Wünschest du mir das*?

Ergasilus. Aber was giebt es denn?

Hegio. Sieh dich doch um, ich bin Hegio.

Ergasilus. O! bist dus, du allerbester der allerbesten Männer? Du kömmst zu rechter Zeit.

Hegio. Ich weis nicht, wen du in dem Hafen mußt angetroffen haben, bey dem du auf den Abend schmausen wirst, weil du so hochmüthig geworden bist.

Ergasilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Die Hand?

Ergasilus. Gieb mir deine Hand, sage ich; gleich!

Hegio. Nu, da!

Ergasilus. Freue dich!

Hegio. Weswegen soll ich mich freuen?

Ergasilus. Weil ich dirs heiße. Fort! freue dich nur.

Hegio. Die Betrübniß ist bey mir größer als die Freude.

Ergasilus. Sey nicht böse auf mich. Ich will dir bald alle Betrübniß benehmen. Freue dich nur! Auf mein Wort!

Hegio. Gut. Ich freue mich, ob ich gleich nicht sehe warum?

Ergasilus. So recht! Nun befiehl auch = =

Hegio. Was soll ich befehlen?

* Es hat mir natürlicher geschienen, wenn ich das hoc me iubes als eine Frage dem Hegio in Mund legte, ob ich gleich nicht leugne, daß es einen guten Verstand hat, wenn es auch Ergasilus sagt.

Ergasilus. Daß man ein entsetzliches Feuer anmache.

Hegio. Ein entsetzliches Feuer?

Ergasilus. Ja, ja, was ich sage; und es muß recht sehr groß seyn.

Hegio. Was willst du denn verbrennen? Glaubst du, daß ich deinetwegen mein Haus anstecken werde?

Ergasilus. Werde nicht böse. Befiehl auch zugleich, daß die Töpfe angesetzt, und die Schüsseln aufgewaschen werden. Laß nur den gespickten Braten ans Feuer bringen, und unterdessen schicke einen andern nach Fischen.

Hegio. Ich glaube er träumt wachende.

Ergasilus. Einen andern schicke nach Schweinefleisch, nach Lammfleisch und nach jungen Hühnern.

Hegio. Nu, du weißt doch was gut schmeckt, aber woher nehmen?

Ergasilus. Laß Schinken, Kuhlparse, Makrellen, Stockfische und Wallfische, und weichen Käse holen*.

Hegio. Nu, nu, nennen kannst du es wohl, ob du es aber wirst bey mir zu essen bekommen, mein guter Ergasilus = =

Ergasilus. Glaubst du denn, daß ich es meinetwegen anzurichten befehle?

Hegio. Betrüge dich nicht. Ich will dir zwar nicht nichts, aber doch nicht viel mehr als nichts vorsetzen. Bringe also von deinen Bäuchen nur den für die Alltagskost mit.

Ergasilus. Wie aber, wenn du diesen Aufwand, auch ohne mein Geheiß, machen wirst?

Hegio. Ich?

Ergasilus. Eben du.

Hegio. Alsdann will ich dich für meinen Herrn erkennen.

Ergasilus. O! ich werde ein ganz gütiger Herr seyn. Soll ich dich glücklich machen?

Hegio. Wenigstens lieber als unglücklich.

Ergasilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Da ist sie.

* Ich habe diese Namen so gut übersetzt, als es möglich ist, einige habe ich gar weggelassen, weil sie unsern heutigen Köchen allzu besonders vorkommen möchten. Cetus heißt zwar jede Art von großen Fischen, ich glaube aber doch, daß ihn der Schmarutzer eher zum Scherze als im Ernste dazu gesetzt hat.

Ergasilus. Die Götter erbarmen sich deiner.

Hegio. Ich weis nichts davon.

Ergasilus. Aber bald wirst du es wissen. Unterdessen gebiethe nur, daß man dir die Gefäße zu dem heiligen Werke fertig halte; und laß ein eignes und fettes Lamm holen.

Hegio. Warum das?

Ergasilus. Weil du opfern mußt.

Hegio. Und welchem Gotte denn?

Ergasilus. Mir. Ich bin itzo dein höchster Jupiter, ich bin deine Errettung, dein Glück, dein Licht, deine Freude, dein Vergnügen; wenn du nur diesen deinen Gott wacker satt machest, damit er dir gnädig sey.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint?

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Ey, hol dich der = =

Ergasilus. Du solltest dich lieber bey mir bedanken für die Nachricht, die ich dir aus dem Hafen bringe! O was für eine vortreffliche Nachricht! Wirst du mir so wieder gut?

Hegio. Geh, Narre, du kömmst zu spät.

Ergasilus. Das hättest du können sagen, wenn ich bey einer andern Gelegenheit gekommen wäre. Doch vernimm nur endlich die Freude, die ich dir bringe. Ich habe itzo gleich deinen Sohn Philopolemus lebend, gesund und frisch in dem Hafen gesehen. Er kam mit dem öffentlichen Jagtschiffe. Es war noch ein andrer Jüngling bey ihm, und deinen Knecht Stalagmus, der dir mit deinem Sohne, als einem Kinde von vier Jahren, davon gegangen ist, bringt er auch mit.

Hegio. Du willst mich zum besten haben. Geh! pack dich!

Ergasilus. Ich schwöre dir es bey der heiligen Sättigkeit! Ihr Name soll nie zu meinem Namen können gefügt werden; wenn ich nicht alles das gesehen habe.

Hegio. Meinen Sohn hast du gesehen?

Ergasilus. Deinen Sohn, und meinen Schutzengel.

Hegio. Und den elidensischen Gefangnen?

Ergasilus. *μα τον ἀπολλω**!

* Ich habe diese griechischen Schwüre beybehalten, weil sie unmöglich zu übersetzen waren. Ich kann auch den Leser versichern, daß er nicht viel darunter

Hegio. Und meinen Knecht Stalagmus, der mir meinen Sohn entwendet hat?

Ergasilus. *νη ταν κοραν!*

Hegio. Schon lange?

Ergasilus. *νη ταν πραινεςην!*

Hegio. Kömmt er?

Ergasilus. *νη ταν σιγνιαν!*

Hegio. Ganz gewiß?

Ergasilus. *νη ταν φρουσινωνα!*

Hegio. Aber du = =

Ergasilus. *νη ταν ἀλατριον!*

Hegio. Bey was für barbarischen rauhen Städten schwörest du?

Ergasilus. Sie sind eben so rauh, als deine Speisen, wie du sagtest, seyn sollten.

Hegio. Verdammtes Maul!

Ergasilus. Du willst mir aber ja nichts glauben, was ich dir doch so umständlich berichte*.

Hegio. Nein, sage mir aufrichtig, kann ich dir Glauben zustellen?

Ergasilus. Sehr vielen.

Hegio. O ihr unsterblichen Götter, ich bin von neuem gebohren, wenn es wahr ist was er sagt.

Ergasilus. Und ich glaube, wenn ich die heiligsten Schwüre

verliert. Der erste Schwur ist bey dem Apollo, der andere bey der Proserpina, und die übrigen bey unterschiednen italiänischen Städten, die er auf eine lächerliche Art als Gottheiten ansieht, bey welchen er schwören kann.

* Hier habe ich drey Zeilen ausgelassen, weil ich sie nicht so genau zu übersetzen weis, daß meine Leser den Sinn des Plautus daraus begreifen könnten. Hier sind sie:

Sed Stalagmus cuius erat tunc nationis, cum hinc abiit?
Heg. Siculus. *Er.* At nunc Siculus non est, Boius est, Boiam terit.
Liberorum quaerundorum causa ei, credo, uxor data est.

Dieses zu verstehen, darf man nur wissen, daß Boiae oder Boia eine Art von Ketten waren, Boii aber gewisse gallische Völker. Der Scherz in der dritten Zeile aber beruht darauf, daß Boia auch ein Weibsbild aus diesem Volke heißen kann. Man mag es selbst versuchen, ob es sich auf eine Art übersetzen läßt, daß diese Anspielungen nicht ganz verlohren gehen.

thäte, würdest du doch noch zweifeln. Doch kurz, Hegio, wenn du meinen Betheurungen so wenig trauest, so gehe selber zum Hafen.

Hegio. Das soll auch geschehn. Mache unterdessen drinnen die nöthigen Anstalten. Verlange, nimm, fodre was du willst. Ich mache dich zu meinem Ausgeber.

Ergasilus. Wenn ich das Amt nicht reichlich verwalte*, so sollst du das Recht haben mich wacker zu prügeln.

Hegio. Du sollst ewig einen aufgedeckten Tisch bey mir finden, wenn du die Wahrheit gesagt hast.

Ergasilus. Wie so?

Hegio. Bey mir, und meinem Sohne.

Ergasilus. Versprichst du mir das?

Hegio. Ich versprech es.

Ergasilus. Und ich verspreche dir nochmals, daß du deinen Sohn gewiß im Hafen finden wirst.

Hegio. Besorge alles aufs beste.

Ergasilus. Glück auf den Hinweg und Herweg!

Dritter Auftritt.

Ergasilus.

Er geht, und hat mir sein gemeines Küchenwesen übergeben. O ihr unsterblichen Götter, wie viel Rümpfe sollen die Hälse verlieren! Was für eine Pest soll unter die Schinken, was für ein Sterben unter den Speck gerathen! Was für eine Abnahme soll über den Schmeer, was für eine Niederlage über die Schweinslenden kommen! Wie will ich die Schlächter, wie will ich die Schweinshändler abmatten! Doch, wenn ich alles erzählen wollte, was zur Sättigung des Bauchs gehört, so würde ich mich zu sehr aufhalten. Ich will lieber mein Amt antreten, und dem Specke sein Urtheil sprechen; und will die armen aufgehangnen Schinken los schneiden lassen.

* Die Lesart mantissinatus scheint mir die bequemste zu seyn, so daß man es von mantissa ableite. Mantissa, spricht Festus, est additamentum lingua Tusca, quod ponderi additur. Er will also sagen: ich will zu dem Fleische, das ich zum Schmause werde abwiegen lassen, nicht wenig zugeben, damit die Gerichte desto größer werden. Ich hab es etwas allgemeiner ausgedrückt.

Vierter Auftritt.

Ein Knecht des Hegio.

Daß du, Ergasilus, mit deinem Bauche, mit allen Schmarutzern, und mit allen, die die Schmarutzer füttern, verunglücktest! Was für Unfälle, was für Unmäßigkeiten, sind in unser Haus gerathen! Er ist wie ein hungriger Wolf, ich mußte fürchten, er würde auch mich anfallen. Ich hatte es in der That Ursache zu fürchten, so knirschte er mit den Zähnen. Was für Unordnung hat er in dem Fleischbehältnisse mit dem Fleische angefangen. Er ergriff das Beil und hackte gleich drey geschlachteten Schweinen die Köpfe ab. Alle Gefäße, alle Töpfe, die nicht zum wenigsten acht Kannen hielten, brach er entzwey. Er hätte lieber gar von dem Koche verlangt, daß er die ganzen Fleischtonnen ans Feuer setze. Alle Keller, alle Vorrathsschränke hat er mit Gewalt aufgebrochen. Haltet ihn ja feste, ihr Knechte, ich muß mit dem Alten deswegen reden. Ich muß ihm sagen, daß er sich nur neuen Vorrath anschaffen soll. Denn wie der es anfängt, so muß er itzo schon alle seyn, oder wird es bald werden.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hegio. Philopolemus. Philokrates. Stalagmus.

Hegio. Ich danke dem Jupiter und allen Göttern herzlich, daß sie dich deinem Vater wiedergeschenkt haben, daß sie mich aus so vieler Kümmerniß gerissen, die mich in deiner Abwesenheit beunruhigte, daß sie diesen Bösewicht wieder in unsre Hände geliefert haben, und daß Philokrates sein Wort so redlich gehalten hat. Mein Herz hat sich genug betrübet; Sorgen und Thränen haben mich genug abgemattet. Was du ausgestanden hast, habe ich von dir weitläuftig in dem Hafen gehört. Es ist vorbey = =

Philokrates. Wie nun, Hegio, da ich dir mein Wort gehalten, und deinen Sohn in die Freyheit versetzt habe?

Hegio. Du hast so, an mir und meinem Sohne gehandelt, daß ich dir es nimmermehr verdanken kann.

Philopolemus. Du kannst es einigermaßen, mein Vater, und mir werden vielleicht die Götter Gelegenheit geben, daß ich mich auch unserm Wohlthäter erkenntlich erzeigen kann. Was du aber itzo thun kannst, das hat er um uns verdienet.

Hegio. Ohne so viel Worte! Er verlange nur, ich werde ihm nimmermehr was abschlagen können*.

Philokrates. Ich verlange also, daß du mir meinen Knecht, den ich hier zum Pfande gelassen habe, wiedergebest. Mein Wohl ist ihm lieber gewesen, als das seinige. Ich muß ihn für seine redlichen Dienste belohnen.

Hegio. Ich will dir zeigen, daß ich dankbar bin. Sowohl das, als was du sonst noch verlangen wirst, will ich thun. Nur nimm mir es nicht übel, daß ich mit deinem Knechte im Zorne hart verfahren habe.

Philokrates. Was hast du mit ihm gemacht?

Hegio. Ich habe ihn gefesselt in die Steingruben geschickt, so bald ich erfuhr, daß man mich hintergangen hatte.

Philokrates. O ich Unglückseliger! Der beste Mensch soll meinetwegen so viel leiden?

Hegio. Dieserwegen sollst du auch keinen Häller für ihn bezahlen. Ich will ihn umsonst frey geben.

Philokrates. Du handelst in der That gütig, Hegio. Allein befiehl nur, daß er herausgebracht werde.

Hegio. Ja. Holla! Geht, und bringet gleich den Tyndarus her! Gehet unterdessen herein. Ich will sehen, ob ich aus dieser schlägefaulen Bildsäule erfahren kann, was er mit meinem jüngsten Sohne gemacht hat. Mittlerweile waschet euch.

Philopolemus. Folge mir hier herein Philokrates.

Philokrates. Ich folge.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Stalagmus.

Hegio. Nun, du wackrer Mann, komm doch näher her. Du bist ein sehr feiner Knecht.

* Der Ausdruck ist hier im Lateinischen sehr artig, ich habe ihn aber nicht zu erreichen gewußt: lingua nulla est, spricht er, qua negem, quicquid roges.

Stalagmus*. Was muß ich denn noch thun, damit sich so ein Mann wie du, nicht in seinem Urtheile von mir irret? Ich bin niemals fein, wacker, noch gut gewesen. Ich habe niemals was getaugt, und werde auch Zeitlebens nichts taugen. Hoffe nur nicht, daß ich mich bessern werde.

Hegio. Du kannst leicht einsehen, wie deine Sachen stehn. Es wird dir nicht schaden, wenn du die Wahrheit redest. Deine schlimme Sache wird weniger schlimm dadurch werden. Rede aufrichtig = = Doch du hast niemals aufrichtig gehandelt = =

Stalagmus. Ich glaube gar du meynst, ich werde mich schämen dir es zu gestehn?

Hegio. Die Scham soll schon bey dir aufsteigen. Ich will dich über und über roth machen lassen.

Stalagmus. Das glaube ich wohl. Allein drohst du denn deine Schläge einem unversuchten**? Weg mit den Possen. Sage was dein Anbringen ist, wenn du was von mir wegbringen willst.

Hegio. Ey! wie beredt du bist. Doch, erspare die vielen Worte = =

Stalagmus. Wohl, es geschehe dann!

Hegio. In deiner Jugend warst du bescheiden, aber freylich schickt es sich itzo nicht mehr für dich. Doch zur Sache. Höre zu, und gestehe mir, was ich dich frage. Es wird deine Umstände nicht verschlimmern, wenn du mir die Wahrheit gestehst.

Stalagmus. Ach, das sind Worte! Glaubst du denn nicht, daß ich weis, was ich verdient habe?

Hegio. Du kannst aber wenigstens deine Strafe lindern, wenn du ihr auch nicht entfliehst.

Stalagmus. O eine solche Strafe, als ich verdient habe, ist zu

* Alle die Verbesserungen, die man mit dieser Stelle hat machen wollen, scheinen mir ganz vergebens zu seyn. Ich glaube den rechten Sinn ohne eine Veränderung zu machen, getroffen zu haben. Stalagmus nämlich nimmt das, was ihm Hegio sagt, für Ernst auf, und antwortet ihm: ich habe dir deinen Sohn entwandt, und du kannst mich noch für einen wackern Mann halten? Was soll ich denn noch für ein Schelmstück begehen, daß du richtiger von mir urtheilen lernest?

** Ich glaube dieses nicht unbillig in eine Frage verwandelt zu haben. Denkst du, will er sagen, daß mich deine Drohungen so schrecken, als ob ich nicht wüßte was Prügel wären?

groß, als daß sie durch das Lindern kleiner werden könnte. Ich bin dir nicht allein entflohen, sondern ich habe auch deinen Sohn mitgenommen, und ihn verkauft.

Hegio. An wen?

Stalagmus. An den polyplusischen Theodoromedes in Elis, für sechs Pfund.

Hegio. Unsterbliche Götter! Das ist Philokrates Vater.

Stalagmus. O! ich kenne ihn besser als dich, und hab ihn öftrer gesehen.

Hegio. Höchster Jupiter! Erhalte mich, und erhalte mir meinen Sohn. Um des Himmels willen, Philokrates, komm heraus! Ich muß dich sprechen.

Dritter Auftritt.

Philokrates. Hegio. Stalagmus.

Philok. Hier bin ich, Hegio. Was verlangst du? Befiehl!

Hegio. Dieser spricht, er habe meinen Sohn in Elis an deinen Vater für sechs Pfund verkauft.

Philok. Wie lange ist das?

Stalagm. Es geht numehro ins zwanzigste Jahr.

Philok. Du lügst.

Stalagm. Entweder ich oder du. Dein Vater hat ihn dir als ein Kind von vier Jahren zu deinem eignen Knechte geschenkt.

Philok. Wie hieß er? sage mir das einmal, wenn du die Wahrheit redest.

Stalagm. Er hieß Pägnium, ihr aber gabt ihm den Namen Tyndarus.

Philok. Warum kenn ich dich aber nicht?

Stalagm. Weil es die Mode ist diejenigen zu vergessen, deren Bekanntschaft uns nichts hilft.

Philok. So ist der, den du meinem Vater verkauft hast, und den er mir zum eignen Knechte geschenkt hat, dieses sein Sohn?

Hegio. Sage, lebt er noch?

Stalagm. Ich habe mein Geld bekommen; was bekümmere ich mich um das übrige?

Hegio. Aber was sagst du?

Philok. Aus seinen Reden kann ich nicht anders schließen, als daß mein Tyndarus dein Sohn ist. Er ist mit mir aufgewachsen, und hat eine gute, und einem Freygebohrnen anständige Erziehung genossen.

Hegio. Ich bin glücklich und unglücklich, wenn ihr die Wahrheit redet. Unglücklich, weil ich meinem eignen Sohne so hart mitgefahren habe. Ach! warum habe ich mehr und weniger thun müssen, als die Billigkeit erfoderte? Wie bekümmert mich mein Verfahren! O könnte was geschehen ist, nicht geschehen seyn. Doch hier kömmt er in seinem Schmucke. Was für ein unerschrocknes Ansehen giebt ihm seine Tugend!

Vierter Auftritt.

Tyndarus. Hegio. Philokrates. Stalagmus.

Tyndarus. Ich habe doch oft viel höllische Strafen abgemalt gesehen, aber was kann die Hölle gegen die Steingruben seyn, woraus ich komme? Das ist doch noch ein Ort, der einem nicht einen Tropfen Schweiß im Leibe läßt. So bald man herein kömmt, bringen sie einem Schubkarn, Hacke und Schaufel, von einer klein wenig dauerhaftern Art, als die sind, welche man den Kindern zum Spielen giebt*. Ich bekam auch eine ganz zierliche Spitzhacke, mir die Zeit zu vertreiben. = = = Doch, da steht Hegio vor der Thüre = = und, wie ich sehe, so ist auch mein Herr aus Elis wieder zurück gekommen.

Hegio. Umarme mich, mein liebster Sohn.

Tynd. Was? Ich dein Sohn? Ha! Ha! Ich merke bald warum du dich meinen Vater, und mich deinen Sohn nennest. Vielleicht, weil du mich, wie es die Aeltern thun, ans Licht bringest?

Philok. Sey gegrüßet, Tyndarus.

Tynd. Du auch, für den ich so viel ausstehen muß.

* Es lautet in dem Originale ein wenig anders, ich mußte aber nothwendig davon abgehen, weil wir im Deutschen kein Wort haben, das zugleich einen Wiedehopf und eine Spitzhacke bedeute, wie das lateinische Vpupa ist. Ich habe dergleichen Abweichungen noch hin und wieder gemacht, ohne sie angemerkt zu haben; denn es ist meine Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus meiner Uebersetzung soll verstehen lernen; ich habe sie bloß gemacht, damit die komischen Schönheiten desselben unter uns ein wenig bekannter würden.

Philok. Dafür wirst du numehr in Freyheit und Reichthum versetzt. Siehe, das ist dein Vater! Das ist der Knecht, der dich ihm als ein Kind von vier Jahren entwendet, und an meinen Vater für 6 Pfund verkauft hat. Er schenkte dich mir, weil wir in einem Alter waren, zum eigenthümlichen Knechte. Wir haben diesen Dieb aus Elis wieder zurück gebracht, und er hat alles gestanden.

Tynd. Aber wie ists mit seinem Sohne geworden?

Philok. Gehe herein, so wirst du deinen leiblichen Bruder finden.

Tynd. Was? So hast du ihn mitgebracht?

Philok. Ja, ja, drinnen ist er.

Tynd. O wie wohl hast du gethan!

Philok. Dieser ist numehr dein Vater, und dieser dein Dieb, der dich ihm als ein Kind gestohlen hat.

Tynd. Dafür will ich ihn nun erwachsen züchtigen lassen.

Philok. Er hat es verdient.

Tynd. Er soll seinen verdienten Lohn schon bekommen. Aber Hegio, so bist du mein Vater?

Hegio. Ja, ich bin es, mein Sohn.

Tynd. Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße.

Hegio. Und ich eben bin es.

Philok. Nun so mache doch Hegio, daß ihm die Fessel abgenommen, und diesem angelegt werden.

Hegio. Ja, das soll auch das erste seyn. Kommt, laßt uns herein gehen. Der Schmid soll den Augenblick da seyn, dich von den Banden zu befreyen, die dein Räuber bekommen soll.

Stalagm. Du thust sehr wohl; ich habe so nichts eigenthümliches.

Der Schlußredner.

Dieses Lustspiel, ihr Zuschauer, ist für züchtige Sitten gemacht. Es kommen keine Liebsstreiche, keine Unterschiebung von Kindern, keine Geldschneidereyen darinnen vor. Kein verliebter Jüngling befreyet darinnen eine Hure wider Wissen seines Vaters. Dergleichen Spiele, worinne die Guten besser werden können, erfinden wenige Dichter. Hat

es euch gefallen, und sind wir euch nicht zur Last gewesen, so gebet das gewöhnliche Zeichen; und ein jeder, der von euch gute Sitten liebet, klatsche!

[II. Die zweyte Abhandlung des Peter Corneille, von den Trauerspielen insbesondre, und von den Mitteln, sie nach der Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit auszuführen.
Aus dem Französischen übersetzt.]

[III. Untersuchung, ob man in Lustspielen die Charaktere übertreiben solle?
(Von Mylius.)]

[IV. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters in Dresden.
(Vermutlich von Olfenfelder.)]

[V. Fortgesetzte Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters in Berlin.]

[VI. Theatralische Neuigkeiten aus Paris.]

Drittes Stück.

[I. Clitia, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen des Nicolaus Machiavell übersetzt. (Von Mylius.)]

II.

Critik über die Gefangnen des Plautus.

Gleich als ich im Begriff war die meinem Leser versprochene und mir sehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich, mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umständlich zu besprechen; so erhalte ich von einem Freunde unserer Arbeit einen Brief, dessen Inhalt mit meinem Vorhaben allzuviel Verwandtschaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekannt machen sollte. Er ist zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man schließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht sich auf drey Stücke. Erstlich macht er überhaupt über unser Vorhaben einige Anmerkungen. Zum andern beurtheilet er meine Uebersetzung des plautischen Lustspiels. Endlich tadelt er den Plautus selbst. Was die ersten zwey Stücke angeht, darauf werde ich ihm in beygefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das letzte ist das wichtigste, und verdienet also eine besondre Antwort. Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Belesenheit, welche ich, wie seine Einsicht in die Regel[1] der dramatischen Dichtkunst, nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn seine Gegner zu loben ist eine sehr kützliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beylegt, entzieht man sich, und = = Doch ohne längre Vorrede, hier ist der Brief.

[1] [vielleicht verdruckt für] Regeln

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die Ihnen sehr verbunden sind, daß Sie zur Aufnahme des Theaters, durch eine der artigsten Monatsschriften unserer Zeit, den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes ausbreiten wollen. Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatischen Dichtkunst gefunden, und wenn mich die Natur einen Dichter hätte lassen gebohren werden, so würde ich vielleicht in keiner andern als dieser Art der Dichtkunst meine Kräfte versucht haben. Was Wunder also, daß Ihre Monatsschrift meinen Beyfall erhalten hat?

Die Vorrede Ihres ersten Stücks hat mich in eine Verwunderung gesetzt, welche dem Erstaunen sehr nahe war. Ich sahe die fast unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie sich vorgesetzt, und welche alle zu erfüllen Sie sich anheischig gemacht hatten. So gleich aber fiel mir ein: sollte wohl alles dieses so leicht seyn, als man es sich einbildet? und wird nicht dieses schöne Vorhaben vielleicht ein bloßer schöner Vorsatz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich versprach mir vielmehr viel davon. Der Geist, den man in Ihrer Vorrede wahrnimmt, zeiget von Ihrer Stärke in Dingen dieser Art. Allein ich hatte an einem andern Orte gelesen, daß eine Gesellschaft, die wie die Ihrige ist, und beynahe ein gleiches Absehen gehabt hat, gestehen müssen, daß sie nicht eher begriffen habe, wie schwer es sey, in Dingen dieser Art etwas mehr als trockne Namen anzuführen; als bis sie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber sind so schön, daß ich mich nicht enthalten kann solche hier anzuführen. Sie befinden sich in der Vorrede des ersten Theils der Histoire du Theatre françois depuis son origine jusqu'à present etc. Amsterdam, 1735, 8. „Il est de certains tableaux, qui, considerés dans „l'eloignement, presentent aux yeux des plaines charmantes, des „coteaux rians, des montagnes superbement elevées, des rivieres „larges, profondes et remplies d'une eau argentine, enfin tous „les agremens d'une belle campagne. Aproche-t-on de cette per„spective? tout disparoit, et des traits couchés grossierement „sur une muraille prennent la place des objets enchanteurs, que „l'oeil trompé par l'art du peintre regardoit avec admiration. „Voila la juste comparaison de ce qui arrive à ceux qui forment

„le dessein de donner une histoire du Theatre - - - Tout semble „leur promettre une carriere aisée et brillante, pieces singulieres, „auteurs célèbres, faits anecdotes interessans, Comediennes et „Comediens renommés dans leur art. Mais ces flateuses idées „se trouvent totalement confonduës lorsqu'on consulte les histoi- „res - - - A l'égard des acteurs, le talent qu'ils ont exercé ne „les a point tirés du néant dont ils sortoient, et ils y sont ren- „trés si parfaitement qu'on n'en retrouve que peu de vestiges. - - - „Ces difficultés sont sans donte rebutantes, et nous ne doutons „point qu'elles ne soient la cause pour laquelle jusqu'à ce jour „les personnes qui possedent le plus cette maniere, se sont re- „fusés au pénible et dangereux emploi de remplir les souhaits du „public en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir être „exécuté dans toutes ses parties.“ [a]

Doch vielleicht finden alle diese Schwierigkeiten bey Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie so schöne Versprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wissen, daß es Ihnen leicht seyn werde, solche zu erfüllen. Wie viel Ehre werden Sie sich dadurch erwerben? Wie viel werden wir und unsre witzigen Nachkommen Ihnen schuldig seyn? Und wie reizend ist diese Aufmunterung?

Wenn alle diejenigen, so heut zu Tage Vorreden schreiben, so viel lehrreiches darinne anbrächten, als Sie in der Ihrigen, so würden die Vorreden öfters mehr scharfsinniges enthalten, und mehr Nachdenken erfodern, ja selbst lesenswürdiger seyn, als manche Werke selber. Was Sie unter andern darinnen von der Declamation sagen, scheint mir wahr zu seyn, nicht nur vielleicht darum, weil ich derselben Meynung

a) Die Schwierigkeiten, welche die Verfasser der Historie des französischen Theaters vor sich gefunden, treffen uns nur zum Theil. Jene wollten eine aneinander hangende Geschichte liefern, uns aber ist dieses niemals in Sinn gekommen. Wir haben nur versprochen, die wichtigsten Nachrichten zu sammeln, und demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollständige Historie des Schauplatzes bey allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bey den angeführten französischen Verfassern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umstand, den sie übergangen, oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerrissen worden. Bey uns aber fällt dieses weg; weil wir uns niemals zu der geringsten Ordnung oder Vollständigkeit anheischig gemacht haben. Man sehe unsre Vorrede.

bin, sondern weil es mit der Vernunft, der Erfahrung, und der Empfindung verständiger Kenner übereinstimmt. Dieses Theil der Beredsamkeit ist eines von den Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken gelernt, einen großen Gefallen gehabt, und worinne ich mich bey aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glück gehabt öffentlich zu reden, so habe ich es doch gewiß dieser Uebung allein zu danken, daß ich von einer sehr schwachen Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer männlichen gesetzten Aussprache gelangt bin. Ich weis die Regeln davon, und kann also meinen Reden allen Nachdruck geben, wodurch ich mir öfters mehr Beyfall erwerbe, als andre durch die ausgesuchtesten Ausdrücke.

Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweise das prächtigste der Schauspiele, oder wie andre sagen, *das ungereimteste Werk, so der menschliche Verstand jemals erfunden*, die Oper einem Volke zeigte, so bisher dergleichen kaum dem Namen nach kannte; gab mir noch mehr Gelegenheit hierauf zu denken. Ein jeder sagte seine Meynung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinsten Sachen, so daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bey einer derselben, wo, nachdem verschiedenes von dem Natürlichen und dem Wahrscheinlichen der Oper war geredt worden, einer von der Gesellschaft in die Worte eines Dichters unserer Zeit ausbrach: *die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht*; mithin, setzte er hinzu, müsse man nicht viel Vernunft da suchen, wo keine anzutreffen sey, sondern sich an der Wollust begnügen, die man durch das Gehör und das Gesicht empfände. Denn allerdings sey nichts widersinnischer, als zwey Helden vor sich zu sehen, welche von den allerwichtigsten und oft sehr heftig bewegenden Sachen sich singend besprechen. Ich sagte hierauf, daß man diesem Unnatürlichen abhelfen könne, wenn man nur die Arien singen ließe, und das Recitativ declamiret würde. Dieses könne der Oper, anstatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierrath verschaffen, indem dieses liebenswürdige Schauspiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beyfall, wenigstens wurde ihnen nicht widersprochen. Allein mir selbst fiel hernach ein, daß sich zu der rechten Declamation keine italienische Castratenstimme schicke. Indessen suchte ich in meiner und

meiner Freunde Büchersammlungen etwas über diesen Vorwurf nachzulesen. Unter allen aber gefiel mir nichts besser als des Grimarest Traité du Recitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la declamation, et dans le chant, 1740, 8.

Dieses kleine Werk ist gewiß eines der vortrefflichsten in seiner Art, und enthält so vieles, so zu Ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigstens einer Uebersetzung [b] des 7 und 8ten Hauptst., darinne von der theatralischen Declamation und dem Singen eines Schauspielers gehandelt wird, einmal einen Platz in Ihren Beyträgen vergönnen. Sie verdienen es so wohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht ist der Nutzen davon allgemeiner. Es scheint übrigens nicht, als habe der Verfasser der deutschen Dichtkunst dieses Buch gesehen, wenn er da, wo von dem Vortrage und der Aussprache der spielenden Personen gehandelt wird, verschiedene Schriftsteller anführt, die meines Erachtens lange nicht so ausführlich davon gehandelt haben, als dieser.

Doch ich entferne mich allzuweit von meinem Zwecke und komme eilends zu dem Plautus, den Sie sich zu Ihrem Helden erwählt haben; worinne Sie so glücklich gewählt, als eine Dacier und ein Limiers, obschon Horaz gesagt:

Daß seiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt, allein aus blinder Gunst.

G.

Ihre Ausdrücke aber, deren Sie sich bedienen, so oft Sie Ihres Dichters gedenken, sagen deutlich genug, daß Sie sich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Satze selbst: wider die Gewohnheit der Kunstrichter mehr zu loben als zu tadeln, ist dieses vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es also meiner Gemüthsart, welche zum Unglücke keine einzige von den Eigenschaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. So wenig es aber vernünftig seyn würde, wenn man sagte, Sie behaupteten,

b) Wir werden ehestens zeigen, daß wir guten Rath anzunehmen wissen. Gleichwohl scheinet mir auch dieser Schriftsteller von der theatralischen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das beste, was ich mich über diese Materie jemals entsinne gelesen zu haben, ist das schöne italienische Gedicht des Herrn Riccoboni von der Kunst zu agiren; vornehmlich aber das ganz neue Werk: le Comedien.

daß Plautus ganz ohne alle Fehler, und alles an ihm lobenswürdig sey: eben so unbillig wäre es, wenn man mir Schuld geben wollte, als wenn ich alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

Sie haben in dem ersten Stücke Ihrer Beyträge versprochen, in einer eignen Abhandlung von dem Vortrefflichen sowohl als dem Tadelhaften in den Schauspielen des Plautus zu handeln; und ich habe mit Verlangen diese Abhandlung erwartet. Da ich aber sahe, daß Sie in dem zweyten Stücke Ihr Wort halb zurück genommen und uns nur die Hoffnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stücke zu entwickeln, so habe ich gemuthmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden[c], an Ihrem Helden Fehler zu entdecken. Vergönnen Sie mir also, daß ich diesen zweyten Theil Ihres Versprechens ergänze, und nehmen Sie diese Critik so gütig auf, als ich mit Wahrheit versichern kann, daß sie aus keiner andern Absicht geschrieben ist, als nur zu zeigen, wie viel dazu gehöre, ein vollkommen dramatisches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer seyn müsse, die heut zu Tage dergleichen in 24 Stunden zu verfertigen für nichts unmögliches halten. Wenn Meister in der Kunst, ein Plautus und Terenz fehlen, dürft ihr Lehrlinge denn schon trotzen? Dem Ruhme des Plautus wird indeß mein Tadel keinen Abbruch thun; so gewiß als Sophokles dennoch ein großer Dichter ist, obschon sein Oedipus, den Aristoteles zum Muster der Tragödie vorschreibt, nicht ohne Fehler ist. Plautus ist allerdings ein großer Geist, dessen Scharfsinnigkeit unsre Bewun-

c) Wie aber, wenn Sie falsch gemuthmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftstellers in ihr gehöriges Licht setzen könne, ohne zugleich das, was an ihm anstößig zu seyn scheinet, anzuführen, dabey aber so viel wie möglich zu entschuldigen. Diesen letzten Punkt muß man besonders bey den alten Dichtern beobachten: Denn theils waren die Fehler, die man ihnen hin und wieder vorwerfen kann, zu ihren Zeiten keine Fehler; theils aber waren sie selbst von einem viel zu erhabnen Geiste, als daß sich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können hernieder lassen, welche unsre Kunstrichter alsobald in Harnisch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewisse Fehler habe; allein diese Fehler sind von mir niemals für was anders gehalten worden, als für eine Sommersprosse auf einem sonst vollkommen schönen Gesichte. Ich würde sie bemerkt haben, ohne sie zu tadeln und ohne sie zu lieben. Zu dem ersten bin ich nicht verwegen, und zu dem andern nicht blind genug.

drung verdient. Die alten Römer, sagen Sie, schätzten ihn zweyer Stücke wegen sehr hoch; wegen seiner Schreibart und seiner Scherze: beydes sey unverbesserlich. Racine hingegen ist der Meynung, daß alle diese Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entsprungen sind. Er sagt in der Vorrede des Trauerspiels Berenice: „Les partisans de Terence, qui l'elevent avec „raison au dessus de tous les poetes comiques pour l'elegance „de sa diction et pour la vraisemblance de ses moeurs, ne laissent „pas de confesser que Plaute a un grand avantage sur lui par „la simplicité qui est dans la plus part de ses sujets. Et c'est „sans doute cette simplicité merveilleuse qui a attiré à Plaute „toutes les louanges que les anciens lui ont données.“ [d] Daß aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten schädliche und unanständige Dinge befindlich sind, kann man nicht leugnen; so wenig man zu seiner Entschuldigung behaupten kann, daß es die Charaktere seiner Personen allemal so erfodert hätten. Denn erstlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplatz zu bringen vermeiden sollen, und zweytens hat Balzac schon gesagt, que les plus libres courtisanes de Terence sont souvent plus modestes que les plus honnettes femmes de Plaute. In der That war er auch so daran gewöhnt, daß er es nicht unterlassen konnte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kann dieses aus seinen Gefangnen beweisen, wo er an unterschiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Noth dergleichen Unrath ausstreuet; da er doch in diesem Stücke sich meynt Gewalt angethan zu haben, und bey dem Beschlusse derselben sagt: ad pudicos mores facta est fabula. Der Kunst des Dichters benimmt dieser Vorwurf nichts; nur schadet es den guten Sitten.

Von den verschiednen Ausgaben und Uebersetzungen des Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht ertheilet; da Sie aber von allen

d) Es ist unwidersprechlich, daß Plautus wegen der Einheit seiner Handlungen ganz besonders zu loben ist; daß aber die Alten vornehmlich auf die zwey von mir angeführten Stücke gesehen haben, beweiset die Stelle aus dem 29 Hauptst. des 1 Buchs von den Pflichten, und das Urtheil des Lucius Aelius Stilo; welches ich beydes in der Abhandlung von d. L. und W. des Plautus angeführt habe.

Uebersetzungen so weitläuftig gehandelt, so wundert mich, warum Sie der vortrefflichen Uebersetzung des Coste nicht mit mehrerm gedacht, und sie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, *die Arbeit sey glücklich gerathen*, abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen [e], daß Sie vielleicht diese Uebersetzung nicht selbst gesehen haben. Sie ist unter dem Titel: les Captifs, Comedie de Plaute, traduite en françois avec des remarques par Msr. Coste, in Amsterdam 1716 8vo herausgekommen. Der lateinische Text ist zur Seite beygedruckt, und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verstande des Gedichts nöthig waren, und die Ihnen vielleicht würden haben nutzen können, wenn Sie das Buch bey der Hand gehabt hätten. Man sieht aus verschiednen Stellen, daß Herr Coste eine zweyte Ausgabe mit verschiedenen Verbesserungen davon zu liefern Vorhabens gewesen ist, so aber meines Wissens unerfüllt geblieben.

Dieser Ihr Vorgänger hat sich bemüht in einer sehr wohlgeschriebnen Vorrede zu erweisen, daß dieses Lustspiel nach allen Regeln des Theaters sey. Seine Gedanken hiervon sind sehr schön. „Dieses „Stück, sagt er, scheint mir vollkommen regelmäßig = = = Die Einheit „der Handlung fällt in die Augen = = Die Entdeckung der Betrügerey „des Tyndars fließt sehr natürlich aus dem innersten Stoffe, und „dieser Zwischenfall, welches der einzige im ganzen Stücke ist, macht „den Knoten durchgängig aus = = Die Wiederkunft des Philokrat löset „ihn sehr ungezwungen. Aus einem so einfachen Stoffe, worinne ein „mäßiger Geist kaum Materie zu zwey oder drey Aufzügen würde ge„funden haben, hat Plautus durch seine Kunst ein Stück von fünf „ganz vollständigen Aufzügen zu machen gewußt = = Die Einheit des

e) Es ist wahr; besonders gedruckt war mir diese Uebersetzung damals noch nicht vorgekommen, ich kannte sie aber aus des Limiers Uebersetzung, wo sie von Wort zu Wort eingerückt ist. Doch auch diese, die Wahrheit zu gestehen, hatte ich nicht bey der Hand; welches mir in so weit ganz lieb ist, weil ich mich vielleicht durch sein Beyspiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten lassen. Uebrigens hat doch der Verfasser dieses Briefes eingesehen, daß meine Absicht gar nicht gewesen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen; sonst würde es ihm weit leichter, als einem von meinen Bekannten, geworden seyn, noch ein halb Dutzend von mir übergangner Ausgaben, ich weis nicht aus was für Katalogen zusammen zu stoppeln und gnädigst mitzutheilen.

„Orts ist eben so genau als die Einheit der Handlungen darinne be„obachtet. Alles geht ganz natürlich bey dem Hause des Hegio vor = = „Was die Dauer der Handlung anbelangt, so hat sie Plautus gleich„falls mit vieler Sorgfalt bemerkt. Sie fängt sich des Morgens an, „und schließt sich noch vor dem Abendessen, so daß acht oder aufs „höchste neun Stunden dazu erfodert werden.“

Alles dieses werde ich beantworten, und das Gegentheil darthun, wenn ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die sich nirgends besser als hier anbringen lassen.

Wenn Sie an des Limiers Uebersetzung des Plautus seine Geschicklichkeit rühmen, mit welcher er die anstößigen Stellen übersetzt, so verdient Coste eben dieses Lob; denn in seiner Uebersetzung finden Sie eben diese Behutsamkeit angewendet, so daß er selber sagt: „à la „faveur de ces changements je serois en droit de dire de ma „traduction selon toute la rigueur de la lettre ce que Plaute dit „de sa piece: *ad pudicos mores* facta est.“

Die Uebersetzung von des Plautus Aulularia, der Sie gedenken, ist zu Zelle 1743 mit dem lateinischen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Uebersetzers ist nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derselben wird gleich Anfangs gesagt, daß man durch diesen Versuch den Deutschen von der Stärke oder Schwäche der alten römischen Schaubühne einen Begriff habe geben wollen. Der Uebersetzer scheint nichts von der ältern Uebersetzung dieses Stücks gewußt zu haben, der Sie gedenken.

Wenn[f] Plautus der Vater aller Komödienschreiber

f) Wenn ich den Plautus den Vater aller Komödienschreiber genannt, so habe ich nur alle diejenigen darunter verstanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernste zutrauet, als hätte ich selbst die Griechen für Schüler dieses Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekannt seyn, daß uns von diesen kein einziger in ganzen Stücken übrig geblieben ist, als Aristophanes. Und auch dieser ist einen ganz andern Weg in den Schauspielen gegangen, als wir heut zu Tage zu gehen pflegen; so daß wir ihn uns nur in sehr wenig Sachen zum Muster vorstellen können. Wer ist aber nach ihm der älteste Komödienschreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben sind, gewiß kein anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben sich eine Ehre daraus gemacht zu bekennen, daß sie in

wäre, wie Sie ihn nennen, so müßten alle Komödienschreiber seine Schüler seyn, welches doch schwerlich wird können erwiesen werden. Ihre Meynung wird vielleicht nicht so allgemein seyn, als dieser Ausdruck es zu behaupten scheint. Hat gleich Terenz und Moliere ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat jener nicht auch von andern, absonderlich den Griechen, genommen und gelernt?

Da ich in dem ersten Stücke Ihrer Beyträge las, daß Sie der Meynung wären, *daß die Gefangnen des Plautus gewiß das vortrefflichste Stück wären, welches jemals auf das Theater gekommen*, und ich dieses nochmals in dem zweyten Stücke wiederholt sahe; ich aber bey Durchlesung des Originals und der Uebersetzung des Herrn Coste verschiednes Unwahrscheinliches und Ungereimtes darinne wahrgenommen hatte: so schien es mir, als wäre ich anitzo aufgefodert, meine Meynung, daß dieses Stück kein Meisterstück sey, zu beweisen, oder zu ändern. Hieraus nun sind diese Gedanken entstanden. Ich erwähle Sie selbst zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrthume absagen, wenn Sie zeigen werden, daß das, so ich an diesem Stücke tadele, nicht tadelnswürdig sey, und daß das Stück selbst dennoch wirklich schön und regelmäßig bleibe, und folglich für ein vollkommnes Muster eines dramatischen Gedichts müsse angesehen werden.

Hätten Sie nur gesagt, daß die Gefangnen das schönste Lustspiel unter allen Lustspielen des Plautus wären, und daß dieses die Ursache wäre, warum Sie eben dieses zu übersetzen sich die Mühe gegeben; so hätte man Ihnen nichts anhaben können. Denn warum Sie sonst dieses Stück gewählt, weis ich nicht. Es scheint Ihrem Vorhaben zuwider zu seyn, nach welchem Sie versprochen, *zu Ihren Uebersetzungen allezeit ein solches Stück zu wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neues Stück zu finden sey.* Wer hat denn die Gefangnen des Plautus nachgeahmt? Ich weis keinen. Doch es kann seyn, daß vielleicht meine Unwissenheit daran schuld ist, und darum würden Sie mir und andern einen großen Ge-

ihren vornehmsten Stücken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter diesen allen nur diejenigen verstehe, die es werth sind Schüler des Plautus genennt zu werden.

fallen erzeiget haben, wenn Sie uns solches gesagt hätten, denn so hätten wir es hernach auch gewußt [g].

Des Turnebus Urtheil, so Sie anführen, gilt hier nicht viel. Denn obschon dieser Mann seine großen Verdienste, wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit, hat; so weis man doch, wie heftig die Gelehrten des 16 Jahrhunderts die alten Schriftsteller vertheidigten, und dieses mit weit größrer Gelehrsamkeit als Scharfsinnigkeit. Absonderlich aber weis man, daß sie in Sachen des Witzes nur schlechte Ritter waren.

Weil Sie also Ihren Lesern die Freyheit gelassen haben selbst zu urtheilen, so bediene ich mich derselben, doch unterwerfe ich mich gänzlich Ihrer Beurtheilung. Dieser freundschaftliche Streit wird vielleicht einem Dritten nützlich seyn. Der Streit ist bekannt, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Lustspiels des Terentius gehabt hat. Wie viel schöne Anmerkungen haben sie nicht dabey gemacht, die ihren Nachfolgern alle genutzt, und uns vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank sagen müssen. Sie würden aber unserer Verehrung noch mehr würdig seyn, wenn sie sich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrückungen und ihre lächerliche Hitze um einen Theil der Hochachtung, die man ihren Verdiensten schuldig ist, gebracht hätten.

Anfangs werde ich nur mehrentheils mit dem Herrn Coste allein zu thun haben, und das Gegentheil dessen erweisen, was er in seiner Vorrede behauptet. Dieses geht Ihnen auch an, in so fern Sie dieses Stück für vollkommen halten; und wenn es mir gelingt zu erweisen, daß es nicht so regelmäßig ist, als Herr Coste behauptet, daß es im Gegentheil Unmöglichkeiten enthält, und daß es hin und wieder ohne Ueberlegung gemacht: so habe ich zulänglich das Gegentheil Ihres Satzes erwiesen, daß es das schönste Stück sey, so jemals auf das Theater gekommen.

Dieses setze ich aber, nach den Regeln der dramatischen Dicht-

g) Ich habe geglaubt, es stehe mir frey, von den Regeln, die ich mir selbst gemacht, gleich das erstemal abzugehen; zumal da ich so wichtige Ursache vor mir sahe. Es ist wahr, ich weis selbst keine Nachahmung dieses Stücks; allein eben deswegen, weil es von einer so besondern Einrichtung ist, daß ich glaube, es zeige uns eine ganz neue Art von Lustspielen, an die sich die neuern Dichter auf keine Weise gewagt; eben deswegen, sage ich, habe ich mir geschmeichelt, der Leser würde mir es Dank wissen, daß ich mich nicht so gar genau an mein Wort gehalten hätte.

kunst, voraus, daß ein vollkommnes Gedicht dieser Art nicht nur voll sinnreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künstlicher Verwickelung, und natürlicher Auflösung des Knotens der Haupthandlung seyn müsse; sondern daß es absonderlich müsse wahrscheinlich seyn, und der Zuschauer nicht alle Augenblicke durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine ohnmögliche Fabel vorplaudert.

„Jamais au spectateur n'offrés rien d'incroiable;
„l'Esprit n'est point emû de ce qu'il ne croit pas,“

sagt Boileau in seiner Dichtkunst. = = Ich habe also itzt zu erweisen, was ich in den Gefangnen des Plautus für unanständig und unwahrscheinlich halte; was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derselben zu sagen habe.

Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieser Komödie, so wie wir sie anitzo lesen, viel unrichtige Abtheilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich, welche das Ungereimte darinne vermehren. Allein dieses lege ich dem Plautus nicht zur Last, sondern seinen Scholiasten und Abschreibern. Die Ursache davon hat mir Menage in seinem Discours sur Terence p. 216 gelehrt: Nous voyons dans Terence des scenes et des actes mal divisés. La cause de cette confusion est - - que les anciens Poetes grecs et latins n'ont laissé aucune marque de ces distinctions, non pas meme Seneque le dernier des Poetes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abtheilung befindet sich im 2 Aufzuge, welcher in 3 Auftritte abgetheilet ist, da er doch nur zwey haben sollte. Diesen Irrthum haben Sie bereits in Ihrer Uebersetzung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabey auf, und würde ihn ganz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht dabey anmerken wollen, daß Plautus selbst viel Schuld an diesem Irrthume sey, und vielleicht nicht besser würde abgetheilet haben. Es ist gewiß, daß in dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater ist, und daß, wenn man auch sagte, er habe so weit davon gestanden, daß er nicht hören können, was sie gesprochen, er sie doch hat sehen können. Mithin ist das vin' vocem ad te? des Hegio, und des Tyndars Antwort voca ungereimt[h]. Hegio selbst ruft ihn auch nicht ein-

h) Warum dieses ungereimt seyn sollte, kann ich nicht einsehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß bey Seite geführt, damit er den Tyndar

mal, sondern, inzwischen daß er acht Worte spricht, nähert er sich ihm und sagt: vult te novus herus operam dare etc. Hier ist also keine Veränderung vorgegangen, also geht auch kein neuer Auftritt an. Selbst die Aufschriften dieser beyden Auftritte zeigen, daß in der einen eben die Personen sind, die in der andern waren: obschon dieses noch zu merken, daß außer diesen drey Personen noch andre Knechte müssen auf der Bühne gewesen seyn, welche Hegio zu Anfange des zweyten Auftritts fragen können: ubi sunt isti quos ante aedes iussi produci foras? Denn den Philokrat und Tyndar kann dieses nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende si ex his quae volo exquisivero. Denn wenn Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeynet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo sie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, sondern Philokrat so gleich herzutritt und den andern Knechten mit der Antwort zuvorkömmt, ist ein Kunststück des Dichters, davon die Absicht einem jeden in die Augen fällt[i].

insbesondere vornehmen konnte. Wahrscheinlicher Weise mußte er ihn so weit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein ander Zeichen geben können. Denn dieses zu verhindern war eben die Ursache, warum er ihn wegführte. Da er sich nun hernach genugsam mit dem Tyndar besprochen hatte, und sie über die Art, wie er und sein Sohn frey könne gemacht werden, einig geworden waren: was war natürlicher, als daß Hegio sagte: Soll ich ihn also her rufen? damit du ihm sagen kannst, wie er sich in Elis zu verhalten hat? Rufe ihn, antwortet Tyndarus. Was ist aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, sondern gar herholt?

i) Auch hier scheinet mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine sind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit sollen zu Hülfe nehmen, so würde ihm alles nothwendig sehr deutlich vorgekommen seyn. In dem ersten Auftritte des zweyten Aufzuges werden die beyden Gefangnen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten sich die Erlaubniß aus, daß sie ein Paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten sie, gehen also etwas bey Seite und werden über ihre ausgedachte List einig. Unterdessen kömmt Hegio, so daß er die ersten Worte, iam ego revertar intus, si ex his quae volo exquisivero noch in seinem Hause, oder doch gleich vor der Thüre, das Gesicht gegen sein Haus gekehret, sagt. Als er sich aber völlig umwendet, und die beyden Gefangnen, die er hatte herausführen lassen, nicht gleich gewahr ward, weil sie, wie aus dem ersten Auftritte erhellt, etwas bey Seite gegangen waren; so mußte er freylich wohl fragen, wo sie wären? Das ex his kann also ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freylich wenn es hieße ex his, *quos hic stare*

Eben so ist auch der dritte Aufzug in 5 Auftritte abgetheilt, da es nur viere seyn müssen. Denn die beyden letzten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts seine Knechte, sie kommen, und er befiehlt ihnen den Tyndar zu fesseln. So ist zwar alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplatz kommen; und so haben Sie in Ihrer Uebersetzung durch eine geschickte Ordnung dieser Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale sieht es ganz anders aus. Da ist alles in Unordnung. Hegio steht in dem vierten Auftritte vor der Thüre, und ruft seine Knechte. Diese sind entweder im Hause, oder sie sind mit ihrem Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, so findet man Schwierigkeiten.

Heg. v. 124. – Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe,
Cordalio, Corax,
Ite istinc atque efferte lora.

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit soll sich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Scene zu seinen Knechten zu reden:

Iniicite huic manicas etc.

Das ite istinc zeiget an, daß die Knechte schon vor der Thüre sind, und Hegio zu ihnen sagt: geht hin und holet die Stricke. Es müßte aber alsdenn wohl afferte lora heißen, wenn ich das *efferte lora* nicht durch bringet heraus übersetzen kann. Hegio hat das Wort kaum ausgeredt, so sind die Stricke schon da, und er befiehlt den Tyndar zu fesseln. Ich gestehe gern, daß mir dieses unbegreiflich bleibt. Denn daß ite istinc, kommet heraus heißen könne, kann ich mir nicht überreden[k].

video, alsdann würde die darauf folgende Frage ungereimt seyn. Allein Plautus will sagen ex his, *quos ante aedes iussi produci foras.* Uebrigens will ich gar nicht leugnen, daß noch außer dem Hegio, Philokrat und Tyndar, noch Knechte auf dem Theater müssen gewesen seyn. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die Lorarios redend ein; daß sie aber im Anfange des andern Auftritts sollten abgegangen seyn, davon findet sich keine Spur, wohl aber von dem Gegentheile. Denn zu wem hätte Hegio zu Ende dieses Auftritts sonst sagen können: Solvite istum nunc iam etc.

k) Ich glaube diesen Ort nicht so wohl verbessert, als nur richtig übersetzt zu haben. Freylich heißt ite istinc nicht eigentlich kommet heraus,

Der vierte Aufzug besteht aus vier Scenen und sollte nur dreye haben; denn die vierte muß die erste des letzten Aufzuges seyn. Ich wundre mich, daß Ihnen dieser große Irrthum nicht bey dem Uebersetzen in die Augen gefallen ist. Nachdem Hegio den Ergasilus in dem zweyten Auftritte zu seinem Haushofmeister gemacht, und dieser in dem dritten Auftritte den schönen Vorsatz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrathe anzurichten, so geht er ab alle diese große Dinge zu bewerkstelligen. Hier nun sollte sich der Aufzug enden, damit Ergasilus in der Zeit, die der Raum zwischen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter giebt, wirklich alles ausrichten, und alsdann der Knecht, in dem ersten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung davon machen könne. So aber ist Ergasilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, so kömmt der Knecht schon gelaufen, und erzählt was jener für Unheil im Hause angerichtet und wie er alle Vorrathskammern durchwühlet habe. Wann, fragt hier jeder Zuschauer, hat er denn alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit darzu. Ich sehe ihn ja erst vor meinen Augen weggehen. Und siehe, der Zuschauer spüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betrügt[1].

sondern es heißt, kommet von dort hieher, und nicht gehet von hier dorthin, wie es heißen müßte, wenn es Herr Coste durch allez richtig sollte übersetzt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57 Briefe des ersten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß istinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beylege: quanquam, spricht er, qui *istinc veniunt,* partim te superbum esse dicunt, quod nihil respondeas etc. Man darf sich also nur vorstellen, Hegio habe seine Knechte unter der Hausthüre stehen sehen, und alsdann ist das ite istinc atque efferte lora sehr deutlich. Daß aber die Knechte schon sollten auf dem Theater gewesen seyn, ist gar nicht wahrscheinlich. Wenn sie da gewesen wären, so hätten sie ja nothwendig hören müssen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu sie die Stricke herausbringen sollten, so daß alsdann ihre Frage: num lignatum mittimur? sehr abgeschmackt gewesen wäre.

1) In diesem Stücke hat mein Gegner vollkommen Recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, sondern auf seine Abschreiber, und itzo auf mich, als seinen Uebersetzer, legen wolle. Was mich aber abgehalten hat diese falsche Abtheilung anzumerken, ist, daß wenn man die letzte Scene des vierten Aufzugs zu der ersten des fünften macht, sie gar keine Verbindung mit den übrigen bekömmt. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, seinen Herrn zu suchen, und auf der andern Seite kömmt er ohne daß er ihn gewahr wird. Diese kleine Unwahrscheinlichkeit war also Schuld, daß mir eine weit größre entwischte.

Dieses sey von der unrichtigen Abtheilung der Aufzüge und Auftritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den Gefangnen zu sagen habe. Die Handlung ist allerdings einfach, so wie sie Herr Coste in seiner Vorrede zergliedert. Allein in seinem Entwurfe sagt er nichts von der Person des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio sey, noch daß er seinem Vater vor vielen Jahren entführet worden, und nunmehr, ohne es zu wissen, in seines Vaters Hause sich befinde. Man wird mir sagen, dieses sey nur eine Episode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Episoden sollen ja nach den Regeln der Dichtkunst so genau mit der Haupthandlung verbunden seyn, daß diese ohne jene unvollkommen seyn würde; ohne welche Bedingung die Episoden als besondere Handlungen können angesehen werden; so wie in der That auch in diesem Lustspiele die Handlung durch die Episode verdoppelt wird. Denn würde die Handlung dieses Gedichts nicht eben so vollkommen gewesen seyn, wenn auch diese Episode nicht darzu gekommen, wenn auch in der Person des Tyndars Hegions Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt denn dieser Umstand zu dem Knoten oder zur Auflösung desselben bey? Er würde ganz fremde in dieser Handlung seyn, wenn nicht der Dichter die Zuschauer durch den Vorredner hätte warnen lassen, daß einer von diesen Gefangnen des alten Hegio Sohn sey, ohne daß es einer von ihnen beyden wisse. Hierdurch hat freylich der Dichter mit großer Kunst die Auflösung des Knotens zubereiten wollen, und die Zuschauer desto aufmerksamer auf alles gemacht, was dem Tyndar wiederfährt. Allein es ist die Frage, ob der Prolog der alten Komödien kann als ein nothwendiges Theil derselben angesehen werden, und ob es nicht der Vernunft gemäßer ist, solchen für etwas ganz fremdes und nicht damit verbundenes anzusehen?

Ich kann mich hierüber dießmal nicht weitläuftig erklären. Hierinne bin ich aber Ihrer Meynung, daß dieser Prolog sehr angenehm sey. Die alten Dichter hatten einen großen Vortheil bey dieser Erfindung die Zuschauer von dem Inhalte ihres Stücks zu unterrichten; allein daß man hernach diese Weise abgeschafft hat, ist gewiß aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie etwas sehr unnatürliches an sich hat.[1]

[1] haben. [1750]

Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in diesem Stücke nicht sagen. Wenn ich nicht erwiesen, daß sie doppelt ist, so glaube ich doch wenigstens erwiesen zu haben, daß man an der Einheit derselben zu zweifeln Ursache hat.

Was ich nun in diesem Stücke für unanständig halte, ist erstlich die Person des Schmarutzers. Der Charakter dieses Kerls ist vollkommen ausgedrückt, und man erkennt an diesem Bilde einen großen Mahler. Allein daß uns diese Person heut zu Tage etwas fremde, unwahrscheinlich und übertrieben vorkömmt, davon haben Sie uns die Ursache gar artig in einer Anmerkung entdeckt. Nur dieses gefällt mir nicht, daß dieser Parasit in drey Aufzügen allemal der erste auf dem Theater ist, und das noch darzu allemal alleine. Mir scheint, dieß sey sehr gezwungen. Man sieht wohl, Plautus hat den Parasiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben.

Ferner ist es lächerlich, daß Ergasilus in dem ersten Auftritte sagt: Aetolia haec est. Ich stelle mir dabey sein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers darzu gemacht, welche sich zu diesem, denn ich bin hier in Aetolien, geschickt; und so gleich fallen mir die Meisterstücke der ersten Mahler bey, welche, wenn sie ein Gemählde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuschrieben: denn dieß ist ein Pferd, und dieß ist ein Ochse. Doch Plautus ist nicht der einzige dramatische Dichter der Alten, der diesen Fehler begangen hat. Es ist noch weit lächerlicher, wenn in dem Oedip des Sophokles, der Oedipus zu seinem Volke sagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt so berühmt ist; und der Priester des Jupiters ihm antwortet: Ich, der ich dich anrede, bin der Oberpriester des Jupiters. Kann was ungereimter seyn oder erdacht werden?

Drittens sind in dieser Komödie gar sehr viele und lange so genannte Aparte, welche so ungereimt sind, daß nichts darüber ist. Ich ließ es noch gelten, wenn dann und wann eine Person ein Wort sagt, das ihr so zu sagen aus dem Munde wider Willen entwischt, und die Verfassung seiner Seelen, bey unvermutheten Zufällen, gleichsam zu verrathen scheint. Allein solche lange Reden, als hier im zweyten Auftritte des ersten Aufzuges, im zweyten Auftritte des zweyten Aufzuges, im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht

die geringste Spur des Natürlichen an sich. Die letzte von den angezeigten Stellen ist am allerunnatürlichsten, wo Ergasilus die größten Possen macht, und gar erstaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menschlichen Geschlechte umgehen wolle, wenn ihn jemand aufhalten würde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und siehe der Narr steht vor des Hauses Thüre.

Absonderlich aber halte ich die anstößigen Stellen, die zweydeutigen Redensarten, und die schlechten platten Scherze, die in diesem Stücke in Menge zu finden sind, für sehr unanständig. Gleich Anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis stare hic captivos duos,
Illi qui astant, hi stant ambo, non sedent etc.

C'est un jeu de Theatre (sagte Coste) dont tout le succes depend de l'habilité de l'acteur. Allein dieses thut mir noch keine Genüge. Ihre Anmerkung, in welcher Sie gestehen, daß dieser Einfall nicht der vortrefflichste sey, verdient mehr Beyfall. Ob er aber geschickt sey zum Lachen zu bewegen, weis ich nicht. Dieß merke ich noch an, daß also diese beyden Gefangnen, Philokrat und Tyndar, auf dem Theater gewesen sind, und Tyndar nothwendig muß gehöret haben, daß er Hegions Sohn sey. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kann man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet diese Episode von Anfange der Handlung schon mit Kunst vorbereitet habe?

Einen eben so schlechten Scherz findet man in dem ersten Auftritte des ersten Aufzugs, wo Ergasilus sagt:

Iuventus nomen indidit scorto mihi,
Eo quia invocatus soleo esse in convivio etc.

Anstatt dieses elende Wortspiel zu übersetzen, sagt Coste in einer Anmerkung: „Il m'a été impossible de traduire ces huit vers, parce „qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots si dependant de la langue latine qu'il seroit tout à fait absurde, traduit en françois. „Cela même prouve sensiblement que la plaisanterie que Plaute „a pretendu mettre dans ces huit vers, semble dire quelque chose, „mais ne signifie rien dans le fond. Car ce qui est veritablement „plaisant dans une langue, peut toûjours être transporté dans „une autre. - - - Tout ce qu'on peut dire pour excuser Plaute,„

„qui est assez sujet à donner dans ces sortes de plaisanteries qui „ne roulent que sur des mots, c'est qu'il les met dans la bouche „de gens qui trouvent ces plaisanteries merveilleuses et sont in- „capables d'en imaginer de plus fines et de plus raisonnables - - „C'est pour ce qu'Ergasilus n'a pas plûtôt lâché cette fade „plaisanterie que Plaute lui fait dire

Scio absurde dictum hoc derisores dicere etc.“

Der Sinn Ihrer Anmerkung über diese Stelle trifft mehrentheils hiermit überein. Alle beyde Anmerkungen geben nichts destoweniger zu, daß dieses ein schlechter Scherz sey. Eben so ist es mit dem Scherze beschaffen, der in den Worten des Tyndars im zweyten Aufz. 2 Auft. stecken soll, wo er den verstellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel eckler ist der Einfall der Knechte im 3 Aufz. 4 Auft.[m]: Num lignatum mittimur? Es ist wahr, durch die Art, wie Sie es übersetzt, haben Sie der Ungereimtheit dieses gezwungnen Misverständnisses in etwas abgeholfen. Allein im Lateinischen ist es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet, und ganz unerträglich.

Die zweyte Scene im vierten Aufzuge ist voll dergleichen zweydeutiger Scherze. Im 86 V. sagt Ergasilus

Mihi quidem esurio non tibi - -

„Cette replique (sagt Coste) est très insipide et fondée sur une „supposition tout à fait extravagante.“ Darauf sagt Hegio im 87 V.

Tuo arbitratu facile patior.

In diesen Worten, spricht der französische Uebersetzer, liegt eine schändliche Anspielung. Daß dieses wahr sey, und Hegio es wohl verstanden habe, was jener sagen wolle, kann man aus dem folgenden schliessen, da er böse wird und sagt:

Iupiter te Dîque perdant - -

Sie haben dieses, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Uebersetzung billig ausgelassen[n].

m) Aus meiner Anmerkung k) werden Sie genugsam sehen, daß dieser Tadel ganz ungegründet ist.

n) Glauben Sie nicht, daß ich diese Stelle deswegen weggelassen, weil ich geglaubt, daß sie keusche Ohren beleidigen können. Nichts weniger als dieses; sondern ich habe sie in der Ausgabe, die ich meistentheils bey meiner Arbeit ge-

In dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges sagt Ergasilus von dem Stalagmus:

Boius est Boiam terit.

Cet equivoque (sagt Coste) porte sur une idée obscure et la plaisanterie est en elle même obscure et insipide. Und Sie haben es in Ihrer Uebersetzung eben darum auslassen müssen, weil es zu übersetzen unmöglich war. Ein Beweis eines falschen Scherzes.

In dem zweyten Auftritte des fünften Aufzuges sagt Hegio vom Stalagmus:

Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

Wenn man nun das ut vis fiat, das vorhergehet, dazu nimmt, so scheint es, als wenn Coste Recht hätte zu sagen: Voila une de ces passages dont j'ai dit que la pudeur n'y etoit pas assez menagée. Sie haben dieses aber in Ihrer Uebersetzung so bescheiden ausgedrückt, daß aller Argwohn einer Unflätterey wegfällt, und ich fast dadurch bewogen werde zu glauben, daß Coste sich geirret, und Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

Was ich nun endlich für unwahrscheinlich in diesem Gedichte halte, und was ich absonderlich wider die Dauer desselben einzuwenden habe, gründet sich auf folgendes. Der Schauplatz ist in Aetolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieser Provinz Namens Calydon. Gleichwohl nennt Plautus in diesem Stücke mehr als an drey Orten verschiedne bekannte Plätze der Stadt Rom, als wenn die Scene in Rom selbst wäre. Der Dichter, als er sein Gedicht schrieb, war freylich in Rom; allein die Unbedachtsamkeit seinen Aufenthalt mit dem Orte des Spiels zu verwechseln, ist nicht im geringsten zu entschuldigen. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges sagt Ergasilus, wenn es noch lange so gienge, würde er vor die porta trigemina gehen, und sein Brodt daselbst betteln müssen. In der ersten Scene des dritten Aufzugs sagt ebenderselbe, daß sich alle schienen beredt zu haben, als wie die Olearii in velabro, einem öffentlichen Marktplatze zu Rom. Beyde Stellen haben Sie in Ihrer Uebersetzung, und vor

braucht, nämlich in der Plantinischen von 1609 in 16, gar nicht gefunden. Auch in der Taubmannischen Ausgabe hatte ich sie nicht gelesen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß sie ganz unschuldig ist.

Ihnen schon Herr Coste, angemerkt, und beyde gestehen Sie, daß es wunderlich sey in einem Spiele, wo der Schauplatz in Griechenland ist, römische Plätze zu nennen; und beyde haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beybringen können. Daß die römischen Zuschauer zu seiner Zeit dergleichen Verwirrungen vertragen können, heißt nichts zu seinem Ruhme sagen. Wenn Plautus nur solche Richter gehabt, so ist es ihm sehr leicht gewesen, sich ihren Beyfall zu erwerben. Muß aber unser Geschmack nicht besser seyn?

Wenn man auch zu des Plautus Vertheidigung sagen wollte, er habe mit Willen diese Benennungen erwählt, um seinen Zuschauern durch ihnen bekannte Dinge seine Meynung leicht und begreiflich zu machen, so würde auch dieses können widerlegt werden. Denn daß Plautus in diesen Fehler bloß aus Unbedachtsamkeit oder Nachläßigkeit verfallen ist, beweise ich aus dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges, wie Hegio sagt:

Edictiones *aedilitias* hic habet quidem:
Mirumque adeo est, ni hunc fecere sibi Aetoli *agoranomum.*

Was die Aediles bey den Römern waren, das waren die Agoranomi bey den Griechen, und wenn Plautus sich hätte wollen nach den Römern richten, so hätte er die Aediles nur alleine nennen dürfen.

Was aber am allerunglaublichsten und am allerunwahrscheinlichsten in diesem Gedichte ist, ist des Philokrates schleunige Hin- und Herreise aus Aetolien nach Elis, und von da wieder zurück in einer Zeit von weniger als drey Stunden. Hier sage ich mit Ihnen, die Zuschauer des Plautus müssen nicht sehr eckel gewesen seyn, wenn er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß sie ihn darüber getadelt. Wie kann Coste nunmehr behaupten, daß dieses Stück vollkommen regelmäßig sey, und daß seine Dauer nicht länger als 7 bis 8 Stunden währe? Ich werde meine Meynung beweisen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es selbst deutlich angezeigt, wenn er den Hegio sagen läßt:

Ego ibo ad fratrem ad alios captivos meos,
Visum ne nocte hac quippiam turbaverint.

Gesetzt also die Handlung gehe des Morgens an um	7 Uhr.
Zu dem ersten Aufzuge ist eine Stunde genug.	8

Zwischen dem ersten und zweyten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu Gute kommen lassen,	9 Uhr.
Zu dem zweyten Aufzuge ist gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nöthig, und also	10
Zwischen dem zweyten und dritten Aufzuge müssen wir dem Plautus zwey Stunden verstatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verstellten Philokrates zum Quästor, und fodert einen Paß. Man hält ihn aller Orten, ehe er dahin kömmt, mit Glückwünschen auf; endlich bekömmt er den Paß und Philokrates reiset ab,	11
Nachdem dieser fort ist, geht Hegio zu seinem Bruder, erkundiget sich daselbst bei den Gefangnen, ob keiner von ihnen den Philokrates kenne. Es giebt sich Aristophontes an, und Hegio nimmt ihn mit sich in sein Haus	12
Der dritte Aufzug dauert eine Stunde	1
Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwey Stunden rechnen, davon wir eine dem Dichter noch wollen lassen zu Statten kommen, als sey sie verflossen, ehe Philokrates wieder angekommen ist,	2
Die andre Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergasilus gebraucht von dem Hafen nach Hegions Hause zu kommen	3

Und hier sind die 8 Stunden des Herrn Coste schon verflossen, ohngeachtet wenigstens noch zwey Stunden bis zu Endigung des Stücks nöthig sind.

Wenn nun ein dramatisches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunst, und zwar derer, welche der Währung desselben die längste Zeit verstatten, nicht über 24 Stunden dauern soll; wenn es vielmehr nur 6, 8, höchstens 12 Stunden zu seinem ganzen Verlauf haben soll, und wenn der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrscheinlichkeit handelt, wie wird hier Plautus zu rechte kommen? Alles was man also wohl in diesen Umständen von uns fodern kann, ist, daß wir ihm die 24 Stunden lassen zu Statten kommen, und sehen, ob wir ihn können durchbringen.

Dieses genau zu bestimmen, müßte man wissen, was Aetolien und Elis für böhmische Dörfer gewesen. Eine kleine[o] Anmerkung

o) Aus der Art wie ich den Plautus hierinne vertheidigen werde, wird man bald sehen, daß so eine Anmerkung ganz wider meinen Zweck gewesen wäre.

hierüber in Ihrer Uebersetzung würde vielleicht nicht unangenehm gewesen seyn. Sind es griechische Provinzen oder Städte, und wie weit waren sie von einander entfernt? Alles was ich hiervon weis, bestehet in folgenden. Menage in seiner Abhandlung S. 14. sagt, Polybius erzähle, die Aetolier und Elienser hätten Krieg mit einander geführet, und wären mächtige Völker gewesen. Vielleicht hat Plautus von diesem Kriege die Gelegenheit zu seiner Komödie genommen. Völker die zusammen Krieg führen, wenn es auch nur kleine Staaten sind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Hauptsitzes geht, müssen doch wohl so gar nahe nicht beysammen liegen. Sollte es wohl nicht das mindeste seyn, wenn man sagte, sie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat also Philokrates zu seiner Hin- und Herreise 20 Meilen gehabt. So bald er in Elis angekommen, hat er seinen Vater besucht, er hat ihm seine Geschichte erzählt, er ist zu dem Arzt Menarchus gegangen, er hat um die Freylassung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat sich auf die Rückreise gemacht, ist in Aetolien wieder angelangt, und das alles in drey Stunden.

Pausanias soll uns hierinne mehr Licht geben. Ich bediene mich der französischen Uebersetzung des Abts Gedoyn, der amsterdamer Ausgabe von 1730. Daselbst sehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem ersten Theile befindlich ist, daß Aetolien eine große Provinz gewesen, und Elis gleichfalls keine kleine Provinz, die einen Theil des Peloponnesus ausgemacht; daß man aus Aetolien nach Elis zu kommen durch den korinthischen Meerbusen schiffen müssen, und daß alles das ziemlich weit von einander lieget. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Theile befindlich, sehe ich, daß Elis die Hauptstadt der Provinz dieses Namens gewesen ist. Ich finde auch in der Provinz Aetolien den Ort, wo Plautus den Schauplatz hinverlegt, Namens Calydon, und der Maßstab zeigt mir, daß Elis und Calydon 400 griechische Stadia von einander entfernt gewesen. Vierhundert griechische Stadia machen 50 römische Meilen, oder 12 deutsche Meilen, die Meile zu 4000 Schritt gerechnet.

Ich glaube also meine Meynung bewiesen zu haben, daß diese Oerter nicht nahe bey einander gelegen, und man also den Plautus hierdurch nicht retten kann. Doch dieses sind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter eben sowohl vergeben kann, als man es dem Euripides

vergiebt, daß er gedichtet, Theseus sey von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe daselbst eine Schlacht geliefert und hundert andre Dinge verrichtet, sey siegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das alles in 6 Stunden. (S. Menage Seit. 13=22. 53=55.) Dieserwegen hat auch wohl Aristoteles von dem Euripides gesagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verstanden. Kann man also von dem Plautus nicht ein gleiches sagen?

Wenn also bis zu Philokrates Abreise, nach meiner Rechnung, die Handlung vier Stunden dauert, und von der Zeit seiner Wiederkunft bis zu Ende noch drey Stunden gehören, so bleiben von 24 Stunden noch 17 Stunden zu des Philokrates Hin= und Herreise. Aber auch in diesen 17 Stunden kann die Reise unmöglich verrichtet werden, wenn man auch zugeben wollte, Philokrates habe bey seiner Ankunft in Elis seinen Vater und den Menarchum und alle andre gleichsam wartend auf ihn angetroffen, daß er ohne sich aufzuhalten gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerspricht wohl gar Plautus selbst dieser Meynung. Sein Gedicht soll sich gegen das Abendessen enden, und der vierte Aufzug endet sich auch wirklich mit den Anstalten darzu. Nun fragt sichs, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß sie sehr späte in der Nacht gegessen. Menage hingegen erweiset genugsam, daß es mit Untergang der Sonne geschehen; und also fast zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt sind; wir wollen annehmen um acht Uhr. Da nun Herr Coste selbst sagt, daß sich das Stück einige Zeit vor dem Abendessen, etwa um 6 oder 7 Uhr, schließe; so rechne man mir nach, ob ich ihm nicht eben so viel Dauer zugestanden; nur muß man an des Philokrates Reise nicht gedenken. Diese bleibt eine Hexerey; es müßte denn seyn, daß er wie die Medea in der Tragödie, durch die Luft geflohen. Freylich ein viel kürzrer Weg.

Daß aber Plautus selbst gar wohl gewußt, daß Philokrates zu seiner Reise mehr als 3 Stunden Zeit haben müsse, beweise ich mit einer zweyten Unwahrscheinlichkeit, die in dem Tyndar sich antrifft. Nachdem Philokrates weg ist, wird des Tyndars List im 4 Auftritte des dritten Aufzuges, und also ohngefähr um 12 Uhr Vormittags entdeckt. Hegio verdammt ihn in den Steinbrüchen zu arbeiten; er be=

fiehlt seinen Knechten mit ihm zum Schmiede zu gehen, der ihm die Schellen anlegen solle, ihn hernach zur Stadt heraus zu führen, und ihn seinem Freygelaßnen zu übergeben. Sie können also mit ihm ohngefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs kömmt Tyndar schon wieder hervor, und macht eine umständliche schreckliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausstehen müssen. Die Zeit da er dieses erzählt, ist die fünfte Stunde Nachmittags; mithin wenn man annimmt, daß doch wohl wenigstens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verflossen, ehe er von da zurück in des Hegio Haus hat gelangen können, so bleiben nicht mehr als zwey Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kann er wohl in so kurzer Zeit für groß Ungemach ausgestanden haben, daß er davon eine so schöne Beschreibung machen könnte? Hat nicht Plautus wenigstens einige Tage zur Währung seines Gedichts haben wollen?

Was mir sonst noch unwahrscheinlich in diesem Stücke vorkömmt, ist die Person des Stalagmus. Dieser Kerl kömmt am Ende der Handlung ganz unvermuthet auf das Theater, als wenn er vom Himmel gefallen wäre; denn nichts scheint seine Gegenwart daselbst zu erfodern. Der Knoten der Haupthandlung ist aufgelöset. Er kömmt indeß mit den drey Personen der ersten Scene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die sinnreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro -- Interibi ego ex hac statua erogitare volo etc.

wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieses Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuschauer, wie kömmt der hier her? und was will er? Wer es sey, sagt Hegio gleich selbst, nämlich der, welcher seinen jüngsten Sohn entführt habe. Man wird sagen, Plautus brauche diese Person zur Entdeckung, daß in der Person des Tyndars dieser entführte Sohn verborgen sey: allein von dieser Episode habe ich schon oben meine Meynung gesagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um so vielmehr zum Beweise, daß sie der Dichter, so schön und künstlich sie auch ausgedacht ist, entweder hätte weglassen, oder besser einrichten sollen. Wo Stalagmus herkömmt, hat zwar der Zuschauer im dritten Auftritte des vierten Aufzugs von

dem Ergasilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht: allein mit alle dem kann ich in diesem Stücke keine Spur des Wahrscheinlichen, ja nicht einmal einen Zusammenhang finden. Denn warum kömmt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe seiner Bosheit zu holen habe? Sagt man, Philokrat habe ihn wider seinen Willen mit zurück gebracht, wie es seine Worte in dem letzten Auftritte anzuzeigen scheinen,

„Nam hunc ex Alide huc reduximus;“

so frage ich aufs neue, was bewog den Philokrat darzu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegions Sohn sey, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denselben seinem Vater verkauft. Er kannte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er selbst im 3ten Auftritte des 5ten Aufzuges sagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja selbst nicht einmal, daß sein Sohn noch am Leben, noch vielweniger, daß er schon in seinem Hause sey; denn so, meyne ich, muß man die Worte des Hegio übersetzen,

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidisti patri Philocratis; so wie Sie es auch gar wohl übersetzt, da des Herrn Coste Uebersetzung ganz falsch ist. Und wo hat denn Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Denn daß er in des Theodoromedes Hause geblieben, kann nicht erwiesen werden. Das Gegentheil aber sieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi caeterum.

Alles das sind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

Endlich muß ich noch den einfältigen Gedanken des Plautus entdecken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegions Sohn sey, jenen sagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito,
– – – – – – audisse me
Quasi per nebulam Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier was scharfsinniges sagen sollen, und sagt eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er aus seines Vaters Hause kam; seit der Zeit hatte er 20 Jahr in einem fremden

Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kannte. Wenn hat er es denn also gehört, daß sein Vater so heiße? Als er noch zu Hause war? Wird man wohl ein Exempel beybringen können, daß ein Mensch von 24 Jahren sich einer Sache erinnert habe, so er im vierten Jahre seines Alters gehört? Widerspricht nicht die Erfahrung aller Menschen dieser Ungereimtheit?

Menage in seiner Abhandlung über den Selbstpeiniger des Terentius hat ein ganzes Hauptstück der Vertheidigung des Plautus wider die Beschuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrscheinlichkeit durch die schnelle Hin- und Herreise des Philokrates vorgebracht. Hier sind seine Worte: Jul. Scaliger - et Muret - - accusent Plaute d'une precipitation peu vraisemblable dans sa Comedie des captifs. Ils pretendent qu'il fait passer Philocrate d'Etolie en *Aulide* et revenir en Etolie en moins de 2 ou 3 heures. Mais Turnebe a fort bien justifié Plaute de cette accusation, faisant voir par la Geographie, par l'Histoire et l'autorité de bons MScts, que les exemplaires de Plaute dont J. Scaliger et Muret se sont servis, etoient corrompûs, *et qu'au lieu d'Aulide il faut lire Elide ou Alide.* „Quoiqu'il ne soit pas toujours necessaire que le sujet des Co„medies soit veritable, il faut qu'il soit toujours vraisemblable. „Or il n'y a point d'apparence qu'*Aulide* qui est une ville de „Beotie fort eloignée de l'Etolie, et qui n'a jamais été fort con„siderable, ait fait la guerre aux Etoliens qui etoient des peuples „très puissans. Mais pour la ville d'*Alide* ou *Elide* on voit dans „Polybe, qu'elle a été en guerre avec les Etoliens, et quand „l'Histoire n'en diroit rien, *cette ville n'etant pas eloignée d'Etolie,* „il y a bien de l'apparence qu'elle a eu quelque different avec „les peuples d'Etolie: que *si on veut donner a cette comedie le* „*temps de 24 heures, on ne trouvera pas grande precipitation en ce* „*voyage de* Philocrate, particulierement si on considere que Philo„crate l'a fait *dans un de ces vaissaux que les anciens appelloient* „CELOCES, a cause de leur vitesse, et il ne faut pas douter „que le Poete n'ait employé ce mot a dessein pour faire connoitre „aux spectateurs que Philocrate etoit allé et revenû avec dili„gence.“ Diese Stelle ist lang, allein ich habe sie ganz einrücken

müssen, weil ich zu Behauptung meiner Meynung das Unrichtige aller dieser Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie sie so gar nichts[1] erweisen, was sie erweisen sollen. Erstlich ist es zwar wahr, daß, wenn Scaliger und Muret Aulis statt Elis gelesen, die Schuld an den verdorbnen Handschriften gelegen. Indessen ob wir nun schon heut zu Tage alle Alis oder Elis lesen, so hebt dieses die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieses ist genugsam erwiesen. Zum andern, wenn die Aetolier ein mächtiges Volk, und die Eleenser im Stande gewesen sind, mit ihnen Krieg zu führen, so müssen sie wohl so gar nahe nicht beysammen gelegen haben. Uebrigens ist das sehr unbestimmt geredt „cette ville n'étant pas eloignée d'Etolie." Wenn die Rede von großen Städten ist, welche Krieg mit einander führen können, so ist eine Entlegenheit von 10 bis 20 Meilen noch nicht sehr weit von einander. Drittens, wenn man auch der Währung dieses Stücks 24 Stunden geben wollte, so würde die Reise dennoch unwahrscheinlich bleiben. Wir haben aber schon genugsam erwiesen, das Plautus selbst die Dauer zwischen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendessen einschließt. Wie hat Menage diesen Umstand wohl nicht wahrnehmen können? Endlich ist die Geschwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hülfe kommen will, noch sehr zweydeutig. Im Lateinischen steht in publica celoce. Sie haben es übersetzt in einem öffentlichen Jagdschiffe, und Herr Coste le bâteau de poste. Ist es also ein öffentliches Schiff gewesen, das zur Bequemlichkeit mehrer Reisenden bestimmt war, mithin zu gewissen Stunden des Tages abgieng, wie unsre Posten heut zu Tage; so finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als sich würden angetroffen haben, wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiset wäre, so in seiner Gewalt alleine gestanden. Ich wenigstens würde zur Vertheidigung des Plautus mich dieses Grundes nicht bedient haben; denn er ist mehr wider den Dichter als für ihn.

So unrichtig als auch indessen Menage in diesem Stücke geurtheilet, so schlecht er auch den Plautus vertheidiget; (was kann man zwar mehr von ihm fodern? es war unmöglich ihn zu vertheidigen, und er hat zu seiner Entschuldigung alles beygebracht was er gekonnt)

[1] [vielleicht nur verdruckt für] nicht

so muß ich doch gestehen, daß diese seine kleine Abhandlung so voll der gelehrtesten Anmerkungen über die theatralische Dichtkunst ist, daß ich glaube, Sie würden auch noch aus diesem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren Beyträgen lesen, und der manchem noch neu seyn würde. Das Buch ist alt, und sein Titel ist auch nicht sehr reizend; er verspricht nicht viel, und gewiß niemand sucht darinne, was man darinne findet. Die Aufschrift heißt Discours de Mr. Menage sur l'Héavtontimorumenos de Terence. à Utrecht. 1690. 12. Dieses achtfüßige Wort schreckt schon manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber wenn man über den Eckel des ersten Blatts weg ist, und man sieht darinne die artigsten Gedanken über die Wahrscheinlichkeit in den dramatischen Gedichten, wie wenig sie die alten Dichter in Acht genommen, und wie sehr so gar die größten Meister, ein Euripides, ein Aeschylus und ein Aristophanes darwider gesündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit sich die Scene erstrecken könne, ohne wider die Regeln zu verstoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen desselben beschaffen gewesen, und andere dergleichen Dinge, so sage ich noch einmal, daß viele von Ihren Lesern sie, wenn sie in Ihren Beyträgen stünden, mit Lust lesen würden. Wenn ein großer Kunstrichter unserer Zeit sich die Mühe gegeben hätte, ein so verlegnes Büchelchen selbst anzusehen, so würde er nicht geschrieben haben, „daß Menage den „Terenz wegen des Selbstpeinigers beschuldigen wollen, als habe er „mehr denn 24 Stunden zu diesem Stücke genommen, und also wider „die Vorschrift des Aristoteles gehandelt = = . Der Abt von Aubignac „aber habe den Terenz gelehrt vertheidiget." (Crit. Dichtk. S. 733.) Was kann wohl deutlicher seyn, als die Worte des Menage, gleich im Anfange? „Mr. d'Aubignac soutenoit que l'action de cette comedie „ne comprenoit que 10 heures et je soutenois qu'elle en com- „prenoit plus de 12, mais je soutenois en même tems qu'elle ne „laissoit pas d'etre neanmoins reguliere - -" Und bald darauf: „- - je crois avoir demontré que l'action de cette comedie com- „prend du moins 15 heures et qu'un Poeme dramatique peut bien „etre de plus de 12 heures sans etre contre les regles - -" Und am Ende: „Je suis d'accord avec vous que cette comedie est „dans toute la justesse des regles anciennes." Wo steht nun hier,

daß dieses Lustspiel wider die Regeln des Aristoteles sey? Freylich, im Hedelin steht es. Allein, es heißt, man höre auch den andern Theil. Uebrigens ist hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

Wenn alle diese Gründe nicht hinreichend sind, meinen Satz zu beweisen, daß das Stück des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig sey, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatischen Gedichts verstoße, und also unmöglich das schönste Stück könne genennet werden, welches jemals auf das Theater gekommen: so weis ich nicht, wozu wir den Verstand und unsre Empfindung bey dem Natürlichen und Wahren brauchen sollen, und wie man sagen könne, eine Fabel, die nicht wahrscheinlich ist, tauge nichts, weil ihr die vornehmste Eigenschaft mangle.

Ich könnte hier meine Critik endigen, indessen, da ich während dieser Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Untersuchung Gelegenheit geben, und bey der Entwicklung des Schönen in dem Lustspiele des Plautus nutzen können, so theile ich sie Ihnen hier mit, so gut als sie sind.

Im Prolog stehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Recht eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meyne die Worte:

Accedito! si non ubi sedeas locus est, est ubi ambules.

Wenn ein in den Alterthümern, und besonders in den theatralischen, Unerfahrner, dergleichen Leser Sie mehr als der Gelehrten haben, dieses in Ihrer Uebersetzung lieset[p], so weis er nicht, was er daraus machen soll? Coste hat ein Stück von dieser Anrede erläutert, doch nicht alles, und ich möchte gerne wissen, ob denn der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hause? und ob er vorher gewußt, daß sich bey Vorstellung seiner Komödie dergleichen Begebenheit zutragen würde? und denn, ob die alten Komödien nur einmal vorgestellt worden, oder ob, wenn sie öfters

p) Es ist wahr, wenn ich allzu sehr bey dem Buchstaben des Textes geblieben wäre, so wäre eine Anmerkung hier sehr nöthig gewesen. Aus meiner Uebersetzung aber wird jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplatze gewesen ist, so gleich erkennen, daß der Poet mit denjenigen zu thun hat, welche sich mit vielen Lärmen Platz zum Sitzen verschaffen wollen, da sie doch noch genug Platz zum Stehen finden könnten.

wiederholt worden, sich diese Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede passen können?

Ihre Anmerkung über das

Nam hoc paene iniquum est comico choragio etc.

ist sehr vernünftig, und was Sie an den Deutschen tadeln, hat Coste eben so in seiner Anmerkung über diese Stelle bestraft.

In dem zweyten Auftritte des ersten Aufzuges ist die Einladung des Hegio an den Ergasilus bey Ihnen lange nicht so natürlich, als in der Uebersetzung des Herrn Coste. Es ist wahr, er lieset auch nicht im Texte so wie Sie; sondern nach der Verbesserung des Salmasius, und er sagt von der Leseart, wornach Sie übersetzt haben, tout cela me paroit un galimatias impenetrable[q]. Er lieset also:

Er. Facete dictum. *Heg.* Sed si pauxillum potes
contentus esse. *Er.* Ne perpauxillum modo,
nam isthoc me assiduo victu delecto domi.
Heg. Agesis, rogo. *Erg.* Nisi qui meliorem afferet,
quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich also übersetzen würde:

Erg. Das war noch einmal recht geredt.

Heg. Aber du mußt dich mit wenigem behelfen können.

Erg. Wenn es nur nicht allzuwenig wird: denn so behelfe ich mich, leider, alle Tage zu Hause.

Heg. Ich bitte dich also.

Erg. Es mag drum seyn; der Handel ist richtig, wo ich nicht eine beßre Gelegenheit antreffe, und annehmlichre Bedingungen als die deinen.

Eben daselbst haben Sie das Cirim in den Worten

„I modo, venare leporem: nunc Cirim tenes,“

durch Lerche übersetzt. Coste lieset ictim und übersetzet es durch Stachelschwein, un herisson. Er hält diese Leseart für die natürlichste und wahrscheinlichste. In der That ist der Sprung von einem Hasen auf

q) Ich gestehe es, daß Sie hierinne einigermaßen Recht haben. Doch müssen Sie mir auch zugestehen, daß aus meiner Uebersetzung dennoch ein ganz guter Verstand komme. Uebrigens scheint mir die Leseart des Herrn Coste etwas verwegen, da das emtum oder emin' tu, oder wie man sonst lesen will, ganz hinweg gekommen ist.

ein Stachelschwein, nicht so groß, als bis auf eine Lerche; und alles, was folget, scheint auf dieses Thier zu spielen [r].

Heg. Asper meus victus est.

Er. Sus terrestris bestia est.

In dem zweyten Auftritte des ersten Aufzuges haben Sie die letzten Worte des Hegio ad fratrem mox ivero so übersetzt: Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach. Ich weis nicht, ob ich mich irre; mir und allen, die ich darum gefragt, scheint aus diesem Ausdrucke zu folgen, als wenn Hegio den Gang zu seinem Bruder noch lange hinaus verschöbe; da er doch wirklich so gleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwischen dem ersten und zweyten Aufzuge verfließt [s]. Da hingegen, wenn Sie also übersetzt hätten: Ich will herein gehen und erst überschlagen = = = hernach so gleich zu meinem Bruder hingehen: so würde man hören, daß Hegio diesen Gang nur auf einen Augenblick verschöbe.

Eben so ist es beschaffen mit den ersten Worten des zweyten Auftritts im zweyten Aufzuge. Hegio sagt

Iam ego revertar intus - -

welches Sie so übersetzt: Ich werde gleich wieder hereinkommen. Dieser Ausdruck setzet zum Voraus, daß Hegio mit jemanden geredt, der voran ins Haus gehet, und dem er dadurch zu verstehen giebt, daß er ihm folgen wolle; oder aber daß Hegio aus seinem Hause herauskömmt. Beydes ist falsch. Hegio kömmt von seinem Bruder, und ist im Begriff in sein Haus herein zu gehen. Er ist allein, und sagt gleichsam vor sich, da er seine Knechte in der Thüre sieht: Ehe

r) Ich kann es zugeben, daß es jeder übersetzt, wie er will. Der Sinn wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche Sie anführten, auf das Stachelschwein zielten, glaube ich nicht. Ißt man denn die Stachelschweine mit den Stacheln, daß sie deswegen asper victus könnten genennt werden?

s) Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Hegio zwischen dem ersten und zweyten Aufzuge zu seinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringste Spur davon in dem Stücke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu seinem Bruder als zwischen dem zweyten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreisen lassen; siehe den zweyten Auftr. des dritten Aufzuges. Ich habe also das *Mox* ganz recht durch hernach gegeben.

ich herein gehe, muß ich doch diese Knechte noch etwas fragen, was ich von ihnen wissen will[t]. So, deucht mich, ist es natürlicher; obschon das jam ego revertar intus nicht von Wort zu Wort übersetzt ist; worauf aber nicht nöthig zu antworten ist. Sie wissen, was übersetzen ist.

Auch gefällt mir in einer schönen Uebersetzung der Ausdruck des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: Ich weis auf keine Art = = meine sykophantischen Teuschereyen zu beschönigen. Dieser Ausdruck ist nicht deutsch, und ich getraue mir unter 50 Ihrer Leser kaum einen zu finden, der sich einbilden könnte, was Sykophante für ein Gewächse sey. Wenn man sagt, ich weis meine Schelmereyen nicht zu beschönigen, so weis ein jeder Deutscher was das ist.

Ich bin Ihrer Meynung, daß die Leseart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges lesen: *A.* Quid mihi abnutas? *T.* Tibi ego abnuto. *A.* Quid agat si absis longius? die wahre sey, weil der Verstand am natürlichsten ist; obschon, wenn man auch die alte Leseart behält, und, so wie Coste es übersetzt, die letzten Worte den Tyndar sagen ließe, es auch nicht schaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieser Auftritt für alle drey Personen ganz ungemein wichtig und beschäftigend ist. Jeder kann viel Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit dem Aristophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Aristophontes aber, der das Geheimniß nicht versteht, oder nicht verstehen will, sagt, daß es Hegio hört: Nu? was winkst du mir? So gleich giebt Hegio besser Acht, und weil Tyndar sieht, daß ihm die List fehlschlägt, so leugnet er es, und spricht: ich winkte dir? und zum Hegio: Siehe Herr, was er mir Schuld giebt, mich nur verhaßt bey dir zu machen? Was würde er nicht vorbringen, wenn du nicht so nahe bey uns stündest? Darauf wird Hegio böse und sagt: Was schwatzest du mir dafür Zeug vor? Wie, wenn ich gleichwohl mit diesem Unsinnigen ernsthaft spräche? Darum sagt Tyndar

t) Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierinne ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu seinem Bruder gegangen, sondern kömmt in dem zweyten Auftritte zu seinem Hause heraus, wie ich diese Stelle schon in einer vorhergehenden Anmerkung i) erklärt habe.

endlich laut zum Aristophontes, weil er sieht, daß alles stumme Winken nicht helfen will:

Hem rursum tibi, meam rem non cures etc.

Höre, ich sage dir noch einmal, wenn du klug bist, so laß dich um meine Sachen unbekümmert; bekümmre ich mich doch nicht um deine. Ich stelle mir dabey vor, daß Tyndar, indem er das sagt, dem Aristophontes abermals, ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink giebt, und gleichsam drohend zu ihm spricht: hem rursum tibi! Er würde hinzugesetzt haben: „es wird dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu haben, „wenn du das Geheimniß erfahren wirst:“ allein Hegio stehet zu nahe bey ihm.

Die Worte des Tyndars in eben demselben Auftritte:

Vae illis virgis miseris, quae hodie in tergo morientur meo:

haben Sie meiner Meynung nach allzubuchstäblich übersetzt. Kann man denn sagen, daß Ruthen sterben[u]? Man sagt zwar von einem Zweige eines Baumes, der vertrocknen will: er stirbt ab; allein dieser Ausdruck findet nur alsdenn statt, wenn der Zweig noch an dem Stamme sitzt, welcher letzterer gesund ist und bleibt, da jener nur alleine vergehet. Indeß ist es gewiß, daß dieses eine der artigsten Stellen in unsrer Komödie ist. Ich stelle mir vor, wie der Schauspieler mit einem halb zärtlichen doch gar nicht kläglichen Tone wird gesagt haben: Wehe den armen Ruthen, die man heute ohne Erbarmen auf meinem Rücken zu Schanden schlagen wird. Coste hat dieses gar artig übersetzt. Nach seiner Uebersetzung sieht man ganz deutlich, daß Tyndar sich nicht beklagt; er betauert nur die Ruthen. Und das was er gleich drauf sagt: was verweilet ihr noch ihr Ketten; eilet doch, kommt, umfasset meine Schenkel, ich will euch treulich bewachen: klingt im Französischen noch viel artiger, weil das Wort *embrassez* (mes jambes) eine sehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet[w]. Der Dichter hat hier viel Geschicklichkeit gezeigt, wie ein Mensch, der ein

u) Warum sagt es denn Plautus? Er hat diesen Ausdruck komischer befunden als einen andern; und ich desgleichen.

w) Man darf nur das Wort umfassen nehmen, so findet eben die so artige Nebenbedeutung, welche meinem Gegner so wohl gefällt, bey dem deutschen Ausdrucke Statt.

gutes Gewissen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als strafbar ist, in Gefahr kömmt, ohne eine niederträchtige Schwachheit blicken zu lassen, gelassen erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

Die prahlerhafte Ausschweifung des Ergasilus im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges ist lächerlich genug. Allein, daß Sie die Worte Balista und Catapulta in Ihrer Uebersetzung nur mit deutschen Buchstaben geschrieben haben, kann ich Ihnen nicht vergeben [x]. Ein Leser, der nicht die alte römische Kriegsgeräthschaft kennet, sucht hier den Verstand, oder den ausschweifenden Scherz vergeblich. Es ist ja Ihre Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus Ihrer Uebersetzung soll verstehen lernen. Wenn Sie nur wenigstens durch eine kleine Anmerkung der Armuth dieser Leser zu Hülfe gekommen wären. Allein Sie sind gar zu geizig. Coste hat ohne diese seltnen Namen anzubringen, diese Stelle gar artig übersetzt, und in einer Anmerkung die Ursache gesagt, warum er sie nicht von Wort zu Wort habe übersetzen wollen.

Was ferner Ergasilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten sagt:

Tum pistores scrophipasci — — —
Eorum si quojusquam scropham in publico conspexero,
Ex ipsis dominis, meis pugnis exculcabo furfures.

haben Sie gleichfalls sehr undeutlich übersetzt, wiewohl hieran die alte Leseart, die Sie vor sich gehabt haben, Schuld ist. Sie mögen selbst urtheilen, ob es nicht sehr gezwungen ist, wenn Sie am Ende der ganzen Rede hinzusetzen müssen, ich meyne ihren Besitzern. Coste hat dieß gemerkt; seine Anmerkung verdient, daß ich sie hersetze [y]: Un sa-

x) Ich habe geglaubt, daß das, was mir so gar sehr deutlich gewesen, auch allen meinen Lesern begreiflich seyn werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, so wird mich ihre Höflichkeit schon entschuldigen. Denn eine Höflichkeit erfordet die andre.

y) Ich sollte meynen, daß in dieser Stelle eine ziemlich komische Wendung zu finden sey, wenn man die alte Leseart beybehielt. Gruterus ist auch der Meynung, weswegen er hinzusetzt: lepide minatur se id facturum dominis quod iuxta nexum orationis facturum quis putaret suibus. Der gelehrte Kunstrichter aber, auf den sich Coste gründet, ist Jacobus Palmerius. Wissen Sie aber, was Taubmann von dieser Verbesserung sagt? Palmerius legit *ex ipso abdomine* etc. invita Venere, et cuius sententia opinor non plus sapit quam occisa sus, quod noster ait.

vant Critique a crû qu'il falloit lire au lieu de *ex ipsis dominis*, *ex ipso abdomine*. Je voudrois pour l'honneur de Plaute qu'on pût trouver cette leçon en quelque MScrit, car la leçon ordinaire fait a mon avis un sens fort bizarre et ou il est bien difficile de trouver le mot pour rire. Streichen Sie in Ihrer Uebersetzung die Worte, ich meyne ihren Besitzern weg, so haben Sie eben diesen Verstand. Warum aber Coste die Worte pistores und pistrinum durch Mûniers und moulin übersetzt hat, weis ich nicht.

Erlauben Sie mir, daß ich einmal einen kleinen Auftritt übersetzen darf, der mir nach Ihrer Uebersetzung nicht gefällt, so wie Ihnen die meine vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen, und zeigen, daß man vom Specke nicht sagen könne sterben und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläuftig geworden seyn [z]. Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, ist der dritte des vierten Aufzuges. Ergasilus ist voller Freuden, daß Hegio ihn zu seinem Haushofmeister gemacht. Er ist ganz außer sich, für Vergnügen einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald also Hegio weg gehet, bricht er in die Worte aus:

„Er geht fort? und mir überläßt er die Verwaltung des ganzen „Küchenwesens? Ihr unsterblichen Götter welch Glück! O welche „Schlacht will ich unter dem Viehe anrichten! wie viel Köpfe werde „ich lassen herunter schmeißen! Welche Verheerung will ich unter dem „Specke und den Schinken anrichten! Wie werde ich das Fett so „dünne machen! und wie will ich die Schlächter durch viel Arbeiten „abmatten! Doch was halte ich mich auf, hier lange zu erzählen, „womit ich meinen Bauch zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein „großes Amt selbst anzutreten. Ueber den Vorrath werde ich das „Urtheil sprechen, und den unschuldig aufgehangnen Schinken eiligst „zu Hülfe kommen."

z) Was ich in der Anmerkung u) gesagt habe, das kann ich auch hier sagen. Hat Plautus solche uneigentliche Ausdrücke gebraucht, so muß sie auch der Uebersetzer brauchen können. Wer sie tadeln will, der scheint mir von dem komischen Ausdrucke nicht viel zu verstehen. Uebrigens wird es auf den Leser ankommen, unsre beyden Uebersetzungen dieses Auftritts mit einander zu vergleichen. Mein Gegner wird sich ohne Zweifel nicht besonnen haben, daß diese wunderlichen Reden und possenhaften Anspielungen mit zu dem Charakter des Ergasilus gehören.

Ich bin gewiß, daß Ihnen selbst der Ausdruck im ersten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea, eine schlägefaule Bildsäule übersetzt, nicht gefällt. Was ist das[aa]? Coste hat dieß besser übersetzt, wenn er sagt „cet idole icy, qui merite „d'etre roué de coups.“

Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweyten Auftritts, im fünften Aufzuge übersetzt haben, ist sehr natürlich, und ich glaube, daß dieses wirklich der Sinn des Dichters ist. Coste hat eben so übersetzt, wenn er sagt[bb]: que peut-on attendre de moi, si un homme de votre merite ne fait pas scrupule de donner des entorses à la verité? je n'ai jamais eté beau ni joly etc.

Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewisse Worte, Ausdrückungen und Redensarten hat, die viel bequemer sind eine Sache in einer Uebersetzung eben so wohl als im Originale auszudrücken, daran wird wohl niemand zweifeln. Ein Beweis davon ist die schöne Stelle im zweyten Auftritte des fünften Aufzuges:

Sta. Quod ego fatear, credine pudeat? – –

Heg. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coste übersetzt es: *Sta.* je ne rougis pas de l'avouer. *Heg.* và je sçaurai bien trouver le moyen de te faire rougir. Das artige in diesem Ausdrucke bestehet in dem Worte rougir, wie man leichte sieht, und welches nicht einmal im Lateinischen so artig klingt. Im Deutschen hätte man es eben so geben können. Stal. Meynest du, daß ich darüber erröthen werde? Heg. Allerdings, ich will es schon machen, daß du über und über erröthen sollst[cc].

aa) Ich sollte kaum glauben, daß ein Deutscher diesen Ausdruck nicht verstehen sollte. Eine schlägefaule Bildsäule ist hier ein Kerl, bey dem die Schläge eben so wenig fruchten würden, als bey einer Bildsäule. Gefällt jemanden die französische Uebersetzung dieses Ausdrucks besser, so kann ich es leicht zufrieden seyn. Nur habe ich es nicht für gut befunden aus dem, was Plautus mit zwey Worten sagt, acht bis neun Worte zu machen.

bb) Nein Coste hat es nicht so übersetzt. Bey ihm will der Knecht sagen: Wenn du die Unwahrheit redest, wie vielmehr soll ich sie nicht reden, der ich niemals was getaugt habe? Bey mir aber sagt er: Ich habe dir deinen Sohn entführt, und du sprichst gleichwohl, ich sey ein feiner Knecht? Was muß ich denn noch thun, daß du richtiger von mir urtheilen lernst?

cc) Vielleicht würde ich auch darauf gefallen seyn, wenn ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus schöner zu machen, als er ist.

Den Beschluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuschauer, über welche in Ihrer Uebersetzung stehet der Schlußredner. Ich vermuthe also[dd], daß in der Ausgabe, der Sie sich bedienet, Recitator gestanden. Coste lieset statt Recitator Grex oder Caterva, und hat bey dieser Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht, ob dieser Recitator einer von den Schauspielern gewesen, so in eben demselben Stücke mit gespielt; oder eine besondere Person. Er beweiset das erste, ob es schon sehr wider den Wohlstand sey, daß einer von den Spielenden auf einmal seinen Charakter ablegt, und unter der Person eines bloßen Komödianten hintritt, den Zuschauern ein Compliment zu machen.

Es ist wohl einmal Zeit, daß ich meine Critik beschließe. Ich werde es nicht wie diejenigen machen, die, wenn sie nichts mehr wissen, dennoch zum Beschlusse sagen, sie würden noch vieles erinnern, wenn sie nicht befürchteten allzu weitläuftig zu werden. Nein, ich gestehe aufrichtig, daß dieses alles ist, was ich wider diese Komödie zu sagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß diese Critik dem Dichter und seinem Uebersetzer so wenig schaden werde, als ich versichern kann, daß ich dieser Kleinigkeiten ungeachtet, gegen beyde die vollkommenste Hochachtung habe, und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig sey, dem Dichter seinen Ruhm und meine Bewunderung zu versagen. Je genauer ich gegentheils dieses Stück untersucht habe, Fehler darinne zu entdecken, je mehr habe ich auch Schönheiten darinne angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die schlechtesten, sind auf das vollkommenste ausgebildet, und doch nicht übertrieben. Ist nicht in der Person des

dd) Sie vermuthen falsch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex; und in der einzigen Straßburger Edition, welche Mulingus besorgt hat, steht Recitator. Wenn sich Herr Coste übrigens nur ein wenig genauer umgesehen hätte, so würde er eine Stelle bey dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrücklich hätte schließen können, daß es nicht allezeit einer von den spielenden Personen gewesen, welcher diese Schlußreden hielte. Diese Stelle steht zum Beschlusse der Cistellaria:

– – – omnes intus conficient negotium.
Vbi id erit factum, ornamenta *ponent.* post id ea loci
Qui deliquit, vapulabit; qui non deliquit, bibet.

Sie, die Schauspieler, spricht er, werden ihren Putz ablegen, nicht wir, wie er doch nothwendig hätte sagen müssen, wenn er selbst ein Schauspieler gewesen wäre.

Ergasilus der Charakter eines Schmarutzers auf das lebhafteste ausgedruckt, und behauptet er nicht diesen Charakter durch das ganze Stück mit einer ungemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht sein Muth? Ist er nicht trotzig oder verzagt, nachdem seine Hoffnung zu schmausen groß oder geringe ist? Ist er nicht, wie es für einen solchen Kerl gehört, unverschämt, niederträchtig, von schlechten Sitten, und lasterhaft? Hat nicht der Dichter in der Person des Hegio auf das vortrefflichste einen alten reichen Bürger geschildert, einen ehrlichen Mann, einen Vater, der seine Kinder über alles liebt, der alles, was ihm zum Besitz derselben verhelfen kann, anwendet, und alles, was man ihm sagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; so bald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte, mistrauisch wird, und sich völlig verlohren schätzet? Ist nicht Tyndarus ein Mensch, der mit seinem Herrn von Jugend auf zusammen gelebt, und mit ihm die Vortheile einerley Erziehung genossen hat? Ist es also nicht natürlich, daß er diesen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht sonst einen Herrn lieben würde? Ist es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt, als einen gemeinen Knecht? Hier bewundre ich die Kunst und den Geist des Dichters: denn aus diesem Grunde sind die schönen Auftritte entsprungen, wo bey dem Abschiednehmen Tyndarus unter der Person des Philokrates seinem Herrn alles das Gute vorhält, so er ihm als Knecht erwiesen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um seinetwillen bey dieser Gelegenheit absonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn setze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenschaft zurücklassen, da er bloß durch ihn itzo frey sey, und in sein Vaterland reisen könne. Tout cela me paroit interessant et touche avec beaucoup de delicatesse, sagt Coste in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio selbst bricht das Herz, wenn er voller Verwundrung ausruft:

Dii vostram fidem,
Hominum ingenium liberale ut lacrumas excutiunt mihi.

Eben so schön ist der zweyte Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die List entdeckt, so hart angehet, und drohet, und dieser mit der größten Standhaftigkeit, und einer Kaltsinnigkeit, welche nur ein gutes Gewissen wirken kann, antwortet, und sich so schön vertheidigt, daß man ihm allezeit Beyfall geben, und ihn in

seinem Unglücke betauern muß. Er läßt zwar mehr Verstand und Tugend blicken, als man von einem Knechte verlangen kann; allein dieser Einwurf ist dadurch gehoben werden, daß er mit dem Philokrat einerley Erziehung genossen hat. Stalagmus hingegen ist ein trotziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit seinen Lastern prahlet, und sich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu seyn. Und konnte er wohl anders seyn? Mußte der Dichter nicht den, der das Herz gehabt, seinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, also bilden? Ein mittelmäßig böser Knecht, der sich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro schon gesagt, daß er unter allen komischen Dichtern die Charaktere so vollkommen auszudrücken gewußt, daß wenn die Natur selbst hätte sprechen wollen, so würde sie sich seiner Worte haben bedienen müssen.

Ich gestehe also gern, daß Plautus große Verdienste habe, daß dieses Stück, die Gefangnen, voll schöner Stellen sey, daß der Dichter darinne viel Kunst und viel Erfahrung blicken lasse: doch nimmermehr werde ich zugestehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar das schönste Stück sey, so jemals auf das Theater gekommen. Zu des Plautus Zeiten haben Sie vielleicht sagen wollen. Denn wie weit ist er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Moliere gelangt ist? Es verdient das Schöne darinne nachgeahmet zu werden, doch muß man uns das Stück überhaupt nicht als das vollkommenste Muster vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urtheile irren, so bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatralischen Dingen, mir aus meinem Irrthume zu helfen, und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen, und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein geringes vermehren wird. Ich werde zwar also meine Sache verlieren; im Gegentheil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, Trotz aller Einwürfe, uns das Geständniß abzuzwingen, daß die Gefangnen des Plautus das schönste Stück sind, so jemals auf das Theater gekommen ist.

Ich schließe mit dem Urtheile des Hrn. von Essen, welches er in seinem Menschenfeinde von unserm Dichter fällt:

Ce comique Boufon, n'en deplaise aux savans,
A son grossier Parterre, immole le bonsens.
Chez lui d'un trait d'esprit la grace deployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire est noyée:
Sans rime et sans raison il fait le goguenard:
La justesse en ses vers n'est qu'un don du hazard.
Si le Valet souvent y parle d'un ton grave,
L'honnet-homme y produit les pointes d'un esclave.
Enfin par un seul trait, pour le depeindre en tout,
Il eut beaucoup d'esprit, peu d'art, et point de gout.

Ich bin ꝛc.

Geschrieben im Brachmonat 1750.

Ich glaube, in diesem Briefe ist alles gesagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meynen auch viele meiner Leser, daß Beschuldigungen darinne vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobey auch der eifrigste Vertheidiger dieses Dichters seinen Witz nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen. Alles was man wider ihn vorgebracht hat, beziehet sich auf drey Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worinne sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem andern gehören seine seichten und nichtsbedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutsame und allzusaftige Stellen, welche man bey ihm will gefunden haben. Ich will bey dem letzten zu erst anfangen; und hoffe leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine Gefangnen von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreyen suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urtheilen, sollte man wohl überlegen, daß vieles, was itzo unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller aus-

üben kann, wenn man ihn nach den itzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bey ihm keine sind. Es war bey den alten Römern nichts gewöhnlicher und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange giengen, bey ihrem rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt, und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein, die Wahrheit zu gestehen, mit diesem folglich bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weis nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit bey Anhörung gewisser Worte, bey Erblickung gewisser Gegenstände roth und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann? Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anstößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein so groß Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefasset sey, welche unschuldige Gemüther verführen könne. Sie sind insgesammt allzu rauh, und können nichts als Abscheu erwecken. Ja, ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht von dem, was unsre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu besorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt seltner seine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. Doch ich will mich itzo hierüber nicht weiter einlassen; genug wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das geringste zu finden ist, dessen sich Plautus, auch wenn er in unsern Zeiten gelebt, zu schämen hätte. Ich habe in dem zweyten Stücke bey Gelegenheit gesagt: daß je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz ließen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen*.

* Es scheint, als ob man meine Beschuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein, wenn es darauf ankommen sollte, so wollte ich mit mehr als hundert Beyspielen die Wahrheit derselben bestärken. Eines davon habe ich allzu große Lust hier anzuführen, weil es mir gar zu besonders zu seyn scheinet. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges des Curculio stehet ein Jüngling nebst seinem Knechte, und einigen andern, die er bey sich hat, neben einem Altare der Venus. Es ist noch ganz früh, und spricht also, er möchte gern der

Jetzo will ich hinzu setzen, je gelehrter die Commentatores über unsern komischen Dichter seyn wollen, je mehr anstößige Stellen finden sie bey ihm. Zwey Oerter, aus gegenwärtigem Stücke, worinne sie mir allesammt mehr zu sehen scheinen, als sie sehen sollten, mögen es beweisen. Allein, man wird fragen, was mich so verwegen macht, der Einsicht so vieler gelehrten Kunstrichter meine Wenigkeit entgegen zu setzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet; ich muß es also nur gestehen, Plautus selbst. Er versichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine versus spurcidici immemorabiles wären, muß also nicht entweder Plautus selbst, oder seine Ausleger lügen? Nothwendig, und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das letzte glaube, da ohnedem in den streitigen Stellen ein so guter Verstand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu solchen unzüchtigen Anspielungen seine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen sie selbst ansehen. Die erste befindet sich im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges.

Venus ein Frühstück zum Opfer bringen. Was denn? fragt der Knecht. Mich, dich, und diese alle, antwortet der Herr. Wie? spricht der Knecht, willst du, daß sich die Venus übergeben soll? Die Stelle selbst heißt so:

Ph. Me inferre Veneri vovi iam ientaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a ientaculo?
Ph. Me, te, atque hosce omnes. *Pa.* Num tu Venerem vomere vis?

Wer sieht nicht so gleich, daß der Knecht sagen will: wenn du uns ihr willst zum Frühstücke vorsetzen, so wird es ihr gewiß schlecht bekommen. Wir sind so ein niedlicher Bissen, daß sie sich nothwendig wird übergeben müssen! Der Einfall ist knechtisch, aber so deutlich, als er nur immer seyn kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers heraus bekommen:

Φ. ἐμε, σε και τουτους. Πα. την γουν Αφροδιτην θελης ἐμεσαι.

ὦ ποποι habe er ausgeruft, istuc ipsum est quod quaeris. Er meynt nämlich, es sey hier ein bloßes Wortspiel zwischen *ἐμε, σε* und *ἐμεσαι* (vomere), welches von dem Plautus nicht sey bemerkt, und daher so unverständlich übersetzt worden. Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit dieses Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit so vieler Gelehrsamkeit ein verdorbnes Wortspiel zu machen weis. *ὦ ποποι* rufte ich aus, als ich es das erste mal las, wie kurzsichtig sind die Herren Kunstrichter, wenn sie am weitesten zu sehen glauben!

Heg. Esurire mihi vidêre. *Erg.* Mihi quidem esurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior. *Erg.* Credo, consuetus puer.
Heg. Iupiter te Dîque perdant.

Die mittelste Zeile hatte ich in meiner Uebersetzung aus den in der Anmerkung *n)* angeführten Ursachen, weggelassen; jetzo aber will ich zeigen, daß sie gar nichts Böses in sich hält. Man sieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle übersetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht wiederfahren lassen.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint.

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Meinetwegen, ich kann es zufrieden seyn.

Ergasilus. O das weis ich wohl, du bist von Jugend auf ein Mensch gewesen, dem es eben so nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.

Hegio. Ey, hol dich der = =

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darinne finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrüßlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweyten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non decet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich leugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe, allein hier nur findet sie nicht Statt; weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will. Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst gestehet, er zweifle, ob Plautus so was schändliches dabey gedacht habe, als es ihm seine Ausleger, und der französische Uebersetzer Herr Coste Schuld geben. Sind aber diese beyden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringsten der schärfsten Moral entgegen sey.

Die Fortsetzung im vierten Stücke.

[III. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters in Paris.]

IV.

Samuel Werenfels
Rede zu Vertheidigung der Schauspiele.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet

von M. Immanuel Friedr. Gregorius, aus Camenz.

Wittenberg, 1750. in 4to, auf 40 Seiten.

Diese Rede des berühmten Werenfels ist in ihrer Grundsprache ein lesenswürdiges Stück. Sie ist nicht eine Vertheidigung der Schauspiele überhaupt, sondern nur in so ferne sie in Schulen aufgeführt zu werden verdienen. Nach einem kurzen Eingange, in welchem er die Wichtigkeit seiner Materie darthut, und von der Annehmlichkeit der Schauspiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redt, kömmt er auf seinen Hauptsatz, und zeiget auf eine doppelte Art, was sie für einen unwidersprechlichen Nutzen bey der Jugend haben können. Er betrachtet sie erstlich, in wie ferne sie den Zuschauern nutzen; er redet von der Kenntniß der Menschen, von der Verabscheuung des Lasters, von der Liebe zur Tugend, wozu sie uns die vortrefflichsten Anleitungen geben, und weiset zugleich, daß diese Anleitungen in der lebhaften Abschilderung wahrscheinlicher Gemüthsarten, in der Vorstellung einnehmender Begebenheiten, und in der Aufführung wichtiger Sittensprüche liegen können. Doch nicht genug, daß sie uns zu tugendhaften Menschen machen, sie können auch unsre Wissenschaften vermehren und unsre Fähigkeiten stärken. Die merkwürdigsten Exempel der Historie, die ernsthaftesten Wahrheiten der Weltweisheit, ja selbst die Streitigkeiten unterschiedner Religionen, können auf das nachdrücklichste darinne vorgestellet werden. Und was die Beredsamkeit für Nahrung in denselben finde, haben die größten Meister derselben, alter und neuer Zeit,

bewiesen. Eben so richtig finden wir den Nutzen der Schauspiele, wenn wir uns, andern Theils, an die Stelle derer, die sie selbst vorstellen, setzen. Diese nehmen nicht allein an allen den angeführten Vortheilen der Zuhörer Theil, sondern sie stärken auch dadurch ihr Gedächtniß, welches nothwendig in der Jugend geschehen muß, und üben sich in der körperlichen Beredsamkeit, welche, nach des Demosthenes eignem Ausspruche, die vornehmste Eigenschaft eines Redners ist. Alles dieses führt unser Redner auf eine würdige Art aus, und zeigt zum Ueberflusse, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius, und, welche in dieser Sache kein geringer Ansehen haben, die Glieder der Gesellschaft Jesu selbst, die Nothwendigkeit der Schauspiele in den Schulen erkannt haben.

Dieses, was wir anführen, ist nichts als der trockne Inhalt. Wenn unsre Leser von der Vortrefflichkeit der Ausführung urtheilen wollen, so müssen sie das Original selbst, oder eine getreure Uebersetzung, als die gegenwärtige ist, zu Rathe ziehen. Es ist ein Glück, daß uns diese nicht fehlt. Schon vor einigen Jahren ist sie uns von einer geschickten Feder in den critischen Beyträgen geliefert worden. Wir würden sie allzu wenig loben, wenn wir nur sagen wollten, daß sie die gregorische bey weitem übertreffe. Eine gute und schlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beyden will Recht wiederfahren lassen. Wir schließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius seinen Vorgänger gar nicht müsse gekannt haben; welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausschreibens befreyet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bey einem Schriftsteller muß es das erste seyn, sich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, schon gebracht haben. Und besonders ist ein Uebersetzer verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich beßre liefern kann. Hätte der Herr Magister gewußt, daß diese Rede schon übersetzt sey, so würde er es gewiß unterlassen haben, die Welt mit ein Paar Bogen voller Schulknabenschnitzer zu beschenken, und sein Bißchen Ehre würde auf dieser Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unser Urtheil würde sehr ungerecht scheinen, wenn wir es nicht bewiesen. Wir wollen ihm also in aller Kürze Stück vor Stück zeigen, daß er erstlich die lateinische Sprache

sehr schlecht verstehe; daß er *anderns* fast eben so wenig der deutschen gewachsen sey, und welcherley *drittens* seine Anmerkungen schlecht sind.

Von dem ersten Stücke wollen wir nur ein Paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weis denn der Herr Magister nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch *Zubereitung von Figuren* übersetzt? Es ist zwar wahr, in seinem Wörterbuche wird er *Anstalt*, *Zurüstung* und dergleichen gefunden haben; allein, Genade Gott, wenn ein Uebersetzer noch das um Rath zu fragen gezwungen ist. Kann der Herr Magister seinen Text verstanden haben, wenn er auf der 34 Seite übersetzt? *Wie machen es die alten lateinischen und griechischen Tragödienschreiber? Gewiß, dieselben haben ihre Zuschauer mit keinem Vergnügen erfüllt; indem sie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenschaften, nur nicht die Liebe, ausgedruckt. Wie macht es Plautus? Kömmt er uns nicht in seinen Gefangnen ganz unangenehm vor, darinne er nach seinem Geständnisse* &c. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bey der Hand hat, sieht, daß der Uebersetzer gleich das Gegentheil von dem sagt, was er sagen sollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieser Art übergehen: die angeführten sind hinlänglich, den Leser vor seiner Uebersetzung zu warnen.

Sein Deutsch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er diese Rede ins *Deutsche* übersetzt. Es scheinet, als habe er selbst einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige seiner Leser zweifeln, ob seine Uebersetzung nicht vielmehr wendisch sey. Es ist also ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leser gleich voraus sagt, in was für einer Sprache man habe schreiben wollen. Welcher ehrliche Deutsche sagt: *Ausübungen des Körpers?* Körperliche Uebungen sagt er wohl, und das versteht man auch, ohne darüber nachzudenken. *Dem Urtheile seinen Namen unterschreiben*: was heißt denn das? *Ein Urtheil unterschreiben*, das versteh ich. *Wir erlangen in den Schauspielen ein Gelächter über die Thorheit*: aus welcher Sprache ist denn diese schöne Redensart genommen? *Die Vorstellung einer zierlichen Stellung*, und dergleichen Ausdrücke wollen wir

gern mit Stillschweigen übergehen: denn es ist uns in der That ein schlecht Vergnügen, dergleichen Schnitzer auszusuchen.

Auf seine Anmerkungen endlich zu kommen; diese zeigen eine solche Belesenheit an, daß man erstaunen muß, wie ein Herr Magister das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verstellen. Wir wollen nur einiges davon anführen, und den, welcher Lust hat sich damit zu erbauen, auf das übrige verweisen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, so glaubt unser Polyhistor wer weis was zu sagen, wenn er darunter setzt: Daher schreibt Horaz

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedante, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bey Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Ursache genug zu haben eine ganze Stelle aus dem Bayle davon anzuführen, welche nicht die geringste Beziehung auf den Ort, an welchem er sie anführt, hat. Doch so was wäre einem Menschen, der nichts bessers zu sagen weis, noch zu gute zu halten; wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verstünde. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter, und das Schwören bey ihren Namen in den Schauspielen, und unser Herr Magister setzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz sagt daher recht

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Es ist unmöglich, daß er diese Stelle bey dem Horaz selbst kann gelesen haben: denn sonst würde er gewiß wissen, daß in dieser Stelle eine der wichtigsten theatralischen Regeln verborgen liege, und daß sie nichts weniger als das bedeute, was er sie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius gesagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieses Singespiel selbst solle gelesen haben; allein als ein Magister hätte er es wohl aus dem Cicero schließen können, daß dieses nicht möglich sey. Der neue Büchersaal hat ihm vortreffliche Dienste bey diesen sauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch sonst, als aus dem Büchersaale, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt? Werden die Verfasser nicht selbst herzlich über die Einfalt unsers Notenschreibers haben lachen müssen? Seine Art gelehrte Männer zu loben,

ist auch ganz besonders. Einem Manne von entschiednem Verdienste das Beywort unvergleichlich zu geben, ist gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über diese Rede hätten Anmerkungen machen sollen, so würden wir vornehmlich darauf gesehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfasser nur insbesondre für die Schauspiele in Schulen anbringt, auf die Schauspiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst Religionsstreitigkeiten auf das Theater bringen könne, und gebracht habe. Wir würden die Laster und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glück in den Lustspielen vollkommen verhaßt, und vollkommen liebenswürdig vorgestellt hat; und viele andre Sachen, wozu man aber Belesenheit in den Schauspielen selbst nöthig hat, die wir freylich einem Herrn Magister nicht zumuthen wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß diese Uebersetzung gleichwohl in so vielen Zeitungen ungemein gelobt worden ist: woher diese gefälligen Urtheile entsprungen, wird Herr Gregorius am besten wissen, und wir wissen es auch.

Viertes Stück.

I.

Die Schauspielkunst,

an die Madame * * *

durch den Herrn Franciscus Riccoboni, den jüngern.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir haben die Uebersetzung dieses Stücks unsern Lesern schon im vorhergehenden Stücke versprochen. Es ist nur in diesem Jahre in Paris auf sieben und einem halben Bogen in Octav herausgekommen; und verdienet wegen der vielen vortrefflichen Anmerkungen, die es ungeachtet seiner Kürze enthält, daß wir es ganz mittheilen. Der ältere Riccoboni, der Vater unsers Verfassers, hat sich schon um die Schauspielkunst durch seinen Tractat von der Declamation, und sein italienisches Gedichte, von der Kunst zu agiren sehr verdient gemacht, und wir werden nicht ermangeln, ehestens beydes, in einer deutschen Kleidung, auch in unsre Beyträge einzurücken.

[II. Die dritte Abhandlung des Peter Corneille, von den drey Einheiten, der Handlung, der Zeit, und des Orts.]

III.

Beschluß der Critik über die Gefangnen des Plautus.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bey dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in seinen *Gefangnen* aufgetrieben hat. Diese sind seine nichts bedeutenden Scherze, deren Grund meistentheils ein Wortspiel ist. Ich gebe es zu,

die Lustspiele des Plautus sind davon voll, nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären, denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute, oder der Zweydeutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg sinnreich zu scheinen ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bey dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einschränkung hinzusetzen, damit ich mir nicht zu widersprechen scheine: Wortspiele, behaupte ich also, beschimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. Alle Gedichte, wie bekannt ist, theilen sich in zwey Arten; in Gedichte wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzu setzen, welche die beyden vorigen Fälle verbindet. In der ersten Art, wohin besonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen sind, ist der geringste Schein eines Wortspiels unerträglich. In der Ode ist es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrschen lassen soll. Das Menschliche will ihm schon darinne nicht anstehen, geschweige das Pöbelhafte. Und was ist pöbelhafter als Wortspiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überschütten, als das Ohr zu kützeln suchen. Man tadelt ihn schon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln seyn, wenn er uns gar nichts denken läßt. Und was kann man bey einem Wortspiele gedenken? Ganz anders aber ist es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Personen von verschiedner Gattung redend aufführet; ich meyne in den dramatischen. Hier ist es seine vornehmste Pflicht, die Personen zu schildern, wie sie sind, und sie dasjenige sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten, was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande, und von welcher Gemüthsart sind sie meistentheils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die

Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem ersten Alter der griechischen Komödie, alle entweder strafbar oder lächerlich seyn mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nämlich für nöthig hielt, den Zuschauern eine Moral beyzubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Werth verlohren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzu viel Freyheit angemaßt hatte, so wurden die Dichter genöthiget in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bey dem Plautus und Terentius, die einzigen Muster die uns das Alterthum von dem verbesserten Schauspiele hinterlassen hat; und bey dem letztern noch häufiger als bey dem ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bey dem einen als bey dem andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft sie auch sind, über den Stand komischer Personen, welches aufs höchste bey den Alten der mittlere Stand war*, erheben; das

* Daß die Alten in der That, diejenigen Stücke, worinne Leute von Stande vorkamen, ob gleich ihr Inhalt vollkommen komisch war, gleichwohl nicht Komödien genennt, ist aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweisen.

Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia:*
Nam me perpetuo facere ut sit *Comoedia,*
Reges quo veniant et Dî, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic *servos* quoque partes habet,
Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia.*

Es würde sich nicht schicken, spricht Plautus, wenn ich dieses Stück, worinne Götter und vornehme Leute (denn so ist das Wort Reges hier zu übersetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde sich aber auch nicht schicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beylegte, weil auch Personen vom geringen Stande darinne auftreten, ich will es also, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verstoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie sehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzo diesem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht sagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Personen zu sehen; sondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Lustspielen aus-

ist, sie sind so beschaffen, daß weder ein erhabner Geist noch ein edles Herz dazu erfodert wird, als wahre Muster von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Diese nun, und alle geringre Sorten von Menschen, muß man sich vorstellen, wenn man die Muster des komischen Ausdrucks und des komischen Scherzes haben will. Der letztere gehört vor jetzo zu meinem Zwecke. Wie scherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigste Stelle gesetzt hat? Nicht selten strafbar, oft grob und fast allezeit mit Wortspielen. Und eben so scherzen des Plautus Knechte. Ist er aber zu tadeln, daß er seine Urbilder allzuwohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er ihnen seinen Witz geliehen hätte, und sie Artigkeiten sagen ließe, die kein Römer von seinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beyspiel erläutern. Vt pictura poesis erit. Wer kennt nicht die saubern Gemälde auf den französis. Spielkarten? Gesetzt es kömmt einem Künstler ein, einen König daraus in aller seiner Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmacke bey der Arbeit hat anthun müssen? Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabne Gesichtsbildung, und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt, und nothwendig schlecht seyn muß, wenn es ähnlich seyn soll. Warum urtheilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente sind, aber Bediente aus einer marivauxischen Welt, nimmermehr aber aus der unsrigen? Ja, wendet man ein, gesetzt auch, Plautus habe in dieser genauen Nachahmung viel Kunst erwiesen, so

geschlossen, und sich die niedrigsten Sorten von Menschen darinne aufzuführen begnügt haben.

ist er doch deswegen zu tadeln, daß er sich so schlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierinne entschuldiget ihn genugsam die damalige Einrichtung des Lustspiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die, theils als gebohrne Sklaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unsre Bediente zu setzen sind, und also auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeschickter zu scherzen. Nach den Knechten hat Plautus besonders noch eine andre Art von Personen, die oft nicht weniger abgeschmackt spaßen und größtentheils durch Wortspiele witzig seyn wollen, dieses sind die Schmarutzer, Leute denen ihre Einfälle statt der Renten waren, und die von ihren Possen leben mußten. Allein in diesen Charaktern sind die schlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entschuldigen, sondern so gar zu loben. Es war seine Absicht diese Lustigmacher verhaßt zu machen. Würde er sie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geist beygelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienste waren, daß sie Ohrfeigen leiden konnten, daß sie sich zu den schimpflichsten Verrichtungen brauchen ließen, daß sie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bey feinen Scherzen gegehnt hätten. Wäre es also nicht strafbar gewesen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken bey seinen Zuschauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die sie gar nicht verdienten? Zum Exempel ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben seines Herrn gerathen, und mit dem Pinsel eben das zu machen suchte, was er oft hat machen sehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Gesichte eines liebenswürdigen Frauenzimmers entstehen lassen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken suchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man also aus den Lustspielen des Plautus die Knechte und Parasiten wegnimmt, so werden in der That wenig oder gar keine schlechten Scherze übrig bleiben. Es ist nicht wahr, daß er sie bey aller Gelegenheit anzubringen sucht, er weis seine Personen vortrefflich zu unterscheiden, und legt niemals einem Freygebohrnen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehm ich aus, wenn ihnen eine ausschweifende Liebe das Vorrecht giebt närrischer als andre ihres gleichen zu denken

und zu handeln. Mit was für Ernst hat er nicht, zum Exempel, in dem Lustspiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Callicles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der Persianerinn gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz, und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weis. Wenn aber sein Witz nur da seichte ist, wo er seichte seyn muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht, und ihn nicht, der Natur zum Trutz, an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn nothwendig, wenn man billig urtheilen will, den meisten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten so viel Geistiges anbringen, daß sie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht lassen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die seichten Scherze des Plautus zu entschuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas schönes daraus zu erzwingen suchen würde, so hat er sich sehr geirrt. Ich entschuldige sie nicht an sich selber, sondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Ansehung der getroffnen Natur. Beynahe eben so werde ich es mit den übrigen Fehlern die er ihm vorwirft machen, ob sie gleich etwas mehr auf sich zu haben scheinen. Die Fehler nämlich wider die mechanische Einrichtung sind es, welche die Gefangnen in seinen Augen am meisten unwürdig machen, den Namen des schönsten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen ist, zu verdienen. Ich will sie etwas näher betrachten.

Der erste davon ist, daß Plautus wider die Einheit der Handlung soll verstoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, diesen Vorwurf zu machen, da er selbst mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weise in seinen Stücken aus einander zu setzen, und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weis, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten erteilet, verdienet habe. Doch

dieses zeigt, daß er lieber selbst zu urtheilen, als nach andern Urtheilen sich zu richten gewohnt ist. Es scheint mir aber, daß er hier zu scharf urtheilet. Wahr ist es, die Handlung würde nicht unvollständig seyn, wenn auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre, allein es würde ihr eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besondern Einheit gemacht hat, ob sie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Antheils, oder wie er sie in seiner Sprache nennet l'unité de l'interêt. Ist es nicht wahr, die Zuschauer würden misvergnügt aus dem Schauplatze gegangen seyn, wenn ein Mensch von so edlen Gesinnungen, als Tyndarus ist, nach allen seinem Unglücke, in das ihn nur sein großes Herz gestürzt hat, nichts als ein Sklave geblieben wäre? Wäre es billig gewesen, daß bey dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten sich zu freuen, und nur die liebenswürdigste nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursache sich zu freuen, allein Stalagmus ist ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd seyn würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatralischen Verwicklungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht gelesen hätte. Denn dadurch ist sie schon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: *Einen Sohn habe ich schon verlohren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren?* Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren.

Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer alles vorher sehen lassen. Der Prolog mag also bey den Alten ein nothwendiges Theil der Komödie seyn oder nicht; Plautus ist in beyden Fällen wegen Verdopplung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit so leicht vertheidigen könnte. Allein mein Gegner ist mir hierinne überlegen, und hat es allzudeutlich erwiesen, daß der gute Dichter allzugeschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beyden Oerter, der Ort, wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den Philopolemus frey zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, 12 deutsche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für sich selbst, ist zwar richtig, allein an den Suppositionen derselben habe ich vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weis man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Calydon sey? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens meyne? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns frey stellet, den nächsten den besten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man also dem Dichter nicht ohne Noth allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, so nehme man ein Paar Gränzörter, die aufs höchste etliche deutsche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates diese Reise ganz geräumlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedem eine Reise zu Wasser, wahrscheinlicher Weise über den korinthischen Meerbusen, war. Freylich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, so kann man sich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht contrairer Wind könne gewesen seyn, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: gesetzt, wie ich selbst dafür halte, Plautus habe die Rückkunft allzusehr beschleunigt, man

mag die beyden Oerter so nahe beysammen annehmen als man will; so finde ich doch hierinne nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatralischen Stücken erfodert die Handlung, wenn sie wirklich geschehen soll, nicht weit mehr Zeit als die Vorstellung derselben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entschuldigung dienen können? Corneille hat in seiner dritten Abhandlung genugsame Exempel davon angeführet, und ich kann mich um so viel besser darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung ist, welche unsre Leser in eben diesem Stücke übersetzt finden. Zuschauer, welche keine Kunstrichter sind (denn diese sind immer allzu scharfsichtig, als daß sie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches sie aus der Vorstellung eines Schauspiels ziehen, verlieren sollten) lassen sich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meisten Römer werden diese Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigstens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergessen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe diese Schwierigkeiten selbst eingesehen, daher er sie auch so klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen gesucht hat. Er läßt die Reise zu Wasser und dazu auf einem Jagtschiffe geschehen, und was das vornehmste ist, so bestimmt er beyde Oerter nur ganz allgemein. Aetolia haec est spricht der Parasite im ersten Auftritte. Meinem Gegner scheint diese Nachricht lächerlich, und sie würde mir es selbst scheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunstgriff dahinter zu finden glaubte. Er will seinen Zuschauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewissen Ort zu fallen, der leicht einer seyn könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille schreibt, in der angeführten Abhandlung, einem gleichen Kunstgriffe in Ansehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nämlich wo es unmöglich ist, daß der Schauplatz auf einem Orte bleiben kann, solle man nur den allgemeinen Ort, z. Ex. Paris, Lyon, niemals aber den besondern, dieses oder jenes Haus, dieses oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuschauer die Veränderung der Bühne nicht so leicht bemerken könne. Und eben dieses wollte ich, nach Veranlassung des Plautus, in Ansehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nämlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfodert, daß eine Person an einen Ort verschickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der

Bühne seyn kann, so ist es gut, daß man keinen von den Oertern insbesondre nennt, wenn es nämlich wahre Oerter sind. Will man sich diese Freyheit nicht nehmen, so wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweise können die Gefangenen selbst seyn. Mehr weis ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vortheile meines Dichters beyzubringen, ich glaube aber doch daß es genug seyn wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die sogenannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack seyn. Doch haben sie auf den Theatern der Alten nicht so viel unwahrscheinliches gehabt als sie bey uns haben. Die Bühne der Römer war von einer besondern Größe, daß es ganz wahrscheinlich war, daß eine Person die andre nicht hörte, wenn diese auf der, und jene auf dieser Seite stand. Zum Exempel der zweyte Auftritt des vierten Aufzuges ist der unnatürlichste eben nicht. Ergasilus ist vorne auf der Bühne, das Haus des Hegio ist in dem Hintertheile des Theaters, er hatte also, nach der Größe der römischen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf seinem Wege aufgehalten werden. Zwar ist es uns etwas seltsames, daß er, da er so sehr eilen will, gleichwohl so viel unnützes Zeug immer auf einem Platze spricht, ich vermuthe aber, daß dieses bey den geschäfftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satyre wird Platz gefunden haben.

Das was mein Gegner wider die Person des Stalagmus sagt, gründet sich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in so weit habe ich schon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfodert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio sollte erkannt werden, daß aber dieses nothwendig war, habe ich aus seinem Charakter gezeiget; und Stalagmus fällt also nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurück bringt, das wundert mich. Wahr ists, von sich selbst wiederzukommen, hatte er keine Ursache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mit genommen

haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während seiner Gefangenschaft entdeckt haben? Und als einen Knecht seines Vaters, als einen Räuber seines Bruders hatte er Recht, ihn auch wider seinen Willen mit sich fortzuschleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schlusse des Stücks sagt: Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße, ist in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit sagen will, daß er es in den ersten vier Jahren seiner Kindheit, als er noch in seines Vaters Hause gewesen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von seinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf. Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienser oft in Krieg mit einander verwickelt waren, und also entlaufene Sklaven einander wohl schwerlich auslieferten. Wie vieles läßt sich entschuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht!

Daß der Schmarutzer in drey Aufzügen allemal der erste auf der Bühne ist, wird wohl wenigen anstößig seyn. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sey Dank, so weit noch nicht gegangen, daß sie Regeln fest gesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weis zwar, was bald geschehen wird, da man jetzo ohnedem die geringsten Kleinigkeiten in der Poesie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemüht ist? Ich will in Voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte, und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bey den Alten entstanden sey.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ohngeachtet alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte;

ich sehe sie so gar in den Gefangenen selbst. Gleichwohl sind sie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen sollte, daß dieses Stück das schönste sey, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwicklungen, und die natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel die sie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorstellet. Weil aber viele allzuverderbt sind, als daß dieses Mittel bey ihnen anschlagen sollte, so hat sie noch ein kräftigers, wenn sie nämlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich seyn läßt: Denn Furcht und Hoffnung thut bey den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergötzen als fruchten. Plautus sah es ein, er bestrebte sich also in den Gefangnen ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein ridicula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt seyn will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sey, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweyten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Seele besitzt, wird mit dem Hegio sagen: Was für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Noch schöner aber ist der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus seyn wollen, wenn er bey gleichen Umständen die Wahl hätte eine von den daselbst vorkommenden Personen zu seyn, und würde das Unglück das ihm droht, gegen die Freude, die er aus seiner löblich vollbrachten That schöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber

wirken die Reizungen seiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünschen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwischt wären, die seinen Charakter, da er nunmehr sein Glück weis, etwas hart machen:

Tyndarus. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.
PH. Meritus est. *Tyn.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er sagt diese Drohungen zwar dem ärgsten Bösewichte, doch würden sie, sollte ich meynen, in eines andern Munde anständiger gewesen seyn. Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrscht, nicht durch den allzuzärtlichen Affect der Liebe geschwächt hat! Wie viel hat er hierinne Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen seyn, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichsten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden seyn. Ich habe oben gesagt, daß in den Lustspielen der Alten auch die besten Personen nur solche wären, die weder einen erhabnen Geist noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangnen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worinne er den nach ihm folgenden Dichtern das erste Muster gegeben hat, wie das Lustspiel durch erhabne Gesinnungen zu veredeln sey. Wie gut wäre es, wenn sie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe also dabey, daß die Gefangenen das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner andern Ursache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. Diese sollte ich nun umständlich entwickeln, und ihren innerlichen Werth feste setzen: ich bin aber auf den Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Lesern nicht voraus sagen, von welcher Art diese Nachahmung seyn soll; genug, daß ich sie in einem der nächsten Stücke liefere.

Ich habe auf unterschiednes in dieser Critik nur mit dem Finger gewiesen, welches ich schon zu seiner Zeit näher ausführen werde, da es

ohnedem nicht das letztemal ist, daß ich des Plautus in dieser Monatsschrift gedenke.

[IV. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters in Stutgard.]

[V. Nachricht von einem in Freyberg aufgeführten Schulschauspiele.

(Von Mylius.)]

Die Gefangnen,

ein Lustspiel.

Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt.

Stuttgard, bey Johann Benedict Metzler, 1750.[1]

Vorbericht des Uebersetzers.

Ich halte es für überflüßig, dem Plautus allhier eine Lobrede zu halten, und mich weitläuftig zu rechtfertigen, warum ich eben dieses und kein andres Stück von ihm übersetzt habe. Dieser komische Dichter hat allezeit bey Kennern in einem so verdienten Ansehen gestanden, daß freylich das Vorrecht, ihn mit Verachtung anzusehen, nur unsern feinern Zeiten aufgehoben seyn konnte. Unter seinen uns hinterlassenen Lustspielen hat man sich zwar nicht unterstanden, eine gewisse Rangordnung zu bestimmen. Denn wie wäre es möglich gewesen, da jedes vorzügliche Schönheiten hat, weswegen es die Oberstelle verdiente, wenn die übrigen nicht auch dergleichen besäßen. Doch sind einige davon, nach gewissen Absichten, von den Gelehrten ganz besonders erhoben worden; und hierunter gehören vornehmlich seine Gefangnen. Ihr Verfasser selbst erkennet sie für ein Stück, dergleichen wenig Dichter zu verfertigen fähig sind, und wir dürfen nicht glauben, daß ihn eine närrische Liebe für seine Arbeit zu diesem Urtheile gebracht hat. Denn wo sind die Stücke, welche ohne Liebe so zärtlich als lustig sind? Doch ich fange wider meinen Vorsatz an, dasjenige zu thun, was ich gleich anfangs für überflüßig erkannt habe. Ich will vielmehr diesen kurzen Vorbericht dazu anwenden, wozu ich ihn bestimmt hatte, etwas weniges von der Uebersetzung selbst zu gedenken. Ich habe mich bestrebt sie so einzurichten, daß sich Plautus darinnen ähnlich bleiben möge. Ich habe getreu übersetzt, wo es möglich gewesen ist; ich bin von dem Originale abgegangen, — — — — —[2]

[1] [Besonderer Abdruck aus den Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters in 8°, mit veränderter Vorrede.]

[2] [Von hier an lautet der Schluß wie der des Vorberichts in den Beyträgen, vgl. oben S. 83, Z. 24 ff.]

Aus:

Berlinische Privilegirte Zeitung.

Im Jahr 1750.[1]

Leipzig.[2] Allhier ist in der Weidemannischen Buchhandlung herausgekommen: Noah, ein Helden-Gedicht. Frankfurt und Leipzig. 1750. In Oct. 7 1/2 Bogen. Man sieht wohl, daß dieser neue Heldendichter den Messias des Hrn. Klopstocks nachahmen will. Ob es nun gleich scheint, daß er dadurch, wodurch dieser sich so viel Ruhm erworben, sich nicht gleich großen Beyfall zu versprechen haben werde, so ist doch nicht zu läugnen, daß viel Züge einer erhabenen Dichtungskraft darinne vorkommen. Nur wäre zu wünschen, daß nicht auch so viel sogar matte Stellen mit untergelaufen wären. Von der ganzen Einrichtung können wir nichts sagen, weil der Verfasser der neuen Mode, die Heldengedichte stückweise herauszugeben, gefolget ist. Wir haben hier nur die 2 ersten Bücher vor uns. Uebrigens ist es auch in den itzo so beliebten reimfreyen Hexametern geschrieben. Wir wollen unser Urtheil von dem poetisch-pedantischen Eifer wider die Reime bis auf ein andermal versparen, und nur itzo etwas von den Deutschen Hexametern gedenken. Es ist nicht zu läugnen, daß die Deutsche Sprache dieser Versart fähig ist: es ist aber auch gewiß, daß sie weit weniger dazu geschickt ist, als die Lateinische und Griechische Sprache. Statt der Beweise wollen wir hier nur die beyden eben erwähnten Heldengedichte, den Messias, und den Noah, anführen. Kann man etwas höckrichters in einer Sprache hören, als die hexametrische Versart dieser beyden Gedichte? Beleidigt wohl die elendeste Prose empfindliche Ohren so sehr,

[1] [Berlin, bei Johann Andreas Rüdiger. 157 Stücke zu je 2 Blättern 4°.]
[2] [29. Stück. Sonnabend, den 7. März.]

als hier die beständige Verlängerung der kurzen und Verkürzung der langen Sylben? Besonders scheint der Verfasser des Noah keinen Begriff von der Lateinischen Prosodie zu haben. Ausser dem angezeigten Fehler bringt er die Cäsur fast niemals an den gehörigen Ort. Man lerne also ja bessere Deutsche Hexameter machen, eh man uns diese Versart so mit Gewalt aufdringen will. Ist in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben.

Potsdam.[1] Der gelehrte Herr Fr. Cortum, welcher bisher, auf Unkosten seines Beutels und seiner Ehre, der physikalischen Welt mit seiner Wenigkeit gedienet hat, hat itzo ein neues Werk unter die Presse gegeben, worinnen er diejenigen zur Rede setzen wird, welche sich unterstanden haben, an der Wahrheit seiner physikalischen Träume zu zweifeln. Es wird betittelt seyn: Der banquerot gewordene Professor. Bis künftige Ostern nimmt er auf jedes Exemplar 6 Pf. Vorschuß an, und das ganze Werk wird den Herren Liebhabern auf einmal, 8 Tage nach Ostern, gegen einen Dreyer Nachschuß, ausgeliefert. Wer auf 2 Exemplare pränumeriret, der bekömmt deren 3 oben ein.

Dresden.[2] Allhier ist folgende Abhandlung auf 4 Bogen in 4t. zum Vorschein gekommen: *De dono linguarum et eloquentiae, cum primis Ecclesiae Christi doctoribus communicato, inprimis contra P. Lamium commentatio etc.* Durch diese Schrift hat der gelehrte Herr M. Carl Gottlieb Camenz, aus Camenz in der Oberlausitz des h. Predigtamts würdiger Candidat, welcher sich itzo in Dresden aufhält, dem hochberühmten Herrn D. Am-Ende, als er das wichtige Amt eines Consistorialraths und Generalsuperintendenten allhier antrat, Glück gewünschet. Der P. Lamy hat behauptet, die Apostel wären unwissende, unberedte und fremder Sprache gar nicht kundige Leute gewesen. Herr Camenz widerlegt dessen Gründe mit vieler Gelehrsamkeit, und erkläret dabey die Stellen Ap. Gesch. 2, v. 3. von den getheilten feurigen Zungen sehr vernünftig. Unter *διαμεριζομενας γλωσσας* versteht er die den Aposteln mitgetheilten Sprachen, unter *πυρ* Beredsamkeit, und unter *γλωσσαι* Sprachen. Er beweiset es aus andern Schriftstellen, der vernünftigen

[1] [33. Stück. Dienstag, den 17. März.]

[2] [45. Stück. Dienstag, den 14. April.]

Gründe zu geschweigen. Man könnte ihm einwenden, daß durch ωφθησαν angezeiget würde, daß man doch die γλωσσας wirklich gesehen habe; worauf er aber mit Recht antwortet, daß dieses Wort hier durch verstehen zu erklären sey. Man darf nur gewisse Vorurtheile ablegen, wenn man dem in den heiligen Sprachen, in der biblischen Auslegungskunst und in der Gottesgelahrtheit sehr erfahrnen und geschickten Herrn Verfasser Beyfall geben will.

Frankfurt.[1] Bey Joh. Friedr. Fleischern sind diese Messe herausgekommen: Poetische Erzählungen. Hoc jocosae conveniet lyrae. Horat. 5½ Bogen. Sie sind den deutschen Gesellschafften in Göttingen und Jena, deren Mitglied der Herr Verfasser ist, zugeschrieben. Er gestehet in der Vorrede, und dem Verzeichnisse, daß er sie gröstentheils aus dem Französischen des Fontaine, Rousseau, du Wergier ꝛc. genommen habe, weil seiner Meynung nach, die Franzosen in der Kunst zu erzählen alle andere Völker übertreffen. Doch sind auch einige von seiner eigenen Erfindung mit untermengt, und zum Schlusse einige Schäfergedichte zur Nachahmung der Fontenellischen hinzugefügt. Ueberhaupt müssen wir von dieser Arbeit sagen, daß sie wohlgerathen sey. Der Ausdruck ist leicht, das Sylbenmaas fliessend, und die Wendungen sind fein. Was die Erfindung in den eignen Stücken anbelangt, so scheinet sie uns etwas seichte zu seyn; z. E. in der 17. Erzehlung, welche ausserdem sehr sorgfältig ausgearbeitet ist. Wir wollen dem Leser eine Probe vorlegen; wobei wir nur betauren, daß die kürzeste Erzählung zum Unglück gleich die schlechteste ist.

Der Esel.

Hans kam jüngst zu Lisetten hin;
Hört! spricht er, Frau Gevatterin!
Mein Esel ist mir ausgeglitten;
Darf ich nicht heut um Euren bitten?
Er ist aufs Feld! mich taurt sein Fall;
Versetzt sie drauf. Gleich schreyt im Stall
Ihr Esel und Hans hörts mit Lachen.
Ihr scherzt! taub könnt Ihr mich nicht machen,

[1] [56. Stück. Sonnabend, den 9. May.]

Ich hör ihn ja. Bedarf man mehr?
Sagt Hans. Beschimpft mich nicht so sehr,
Es scheint, als ob ich, ruft Lisette,
Nicht einst bey Euch mehr Glauben hätte
Als dieses unvernünftge Thier.
Ich glaube Freund Ihr scherzt mit mir!

Die letzten 5 Zeilen sind offenbar unerträglich. Der Einfall ist allzu gedehnt. Lisette hätte in zwey Zeilen viel natürlicher sagen können:

Was, Herr Gevatter? Glaubet Ihr
Dem Esel mehr als mir?

Diese Bogen sind übrigens mit aller Pracht abgedruckt worden, welches die Herrn Käufer auch aus dem Preise zu schliessen belieben werden. In den Vossischen Buchhandlungen für 6 Gr. zu haben.

Paris.[1] Allhier ist vor kurzem herausgekommen: *Art du Theatre à Madame *** par Mr. RICCOBONI, le fils.* Oct. 7 Bogen. Der Verfasser dieses für alle Komödianten überaus lehrreichen Buchs ist ein Sohn des berühmten Riccoboni, Aufsehers des Italiänischen Theaters zu Paris. Er hat selbst die Kunst, welche er hier lehret, viel Jahre ausgeübet, und da er dieses, wegen schwächlicher Gesundheit, nicht mehr im Stande ist, so thut er wohl, daß er durch seine darinnen erlangte Geschicklichkeit andern nützet. Er entdecket die Fehler der Französischen Komödianten freymüthig, und heuchelt ihnen im geringsten nicht. „Sachte „anfangen, sagt er unter andern, mit einer gezwungenen Langsamkeit „aussprechen, die Töne dehnen, ohne sie zu verändern, plötzlich einen „davon mitten im Verstande erheben, und schleunig wieder in den Ton, „den man verlassen hat, fallen; in den Augenblicken, da sich die Leiden„schaften äusern, sich mit einer übermäßigen Stärke ausdrücken, ohne „jemals die Art der Tonfügung zu ändern, das heißt auf dem Fran„zösischen Theater declamiren ꝛc.“ Hr. Riccoboni ist von allen practisch theatralischen Vorurtheilen befreyet. Z. E. er eifert wider die Gewohnheit mancher Komödianten, ihre Stellungen vor dem Spiegel zu probiren, weil daraus ein affectirtes Wesen entstehet. Er hält es für Charlatanerie, zu behaupten, daß man das allemal empfinden müsse, was man

[1] [88. Stück. Donnerstag, den 23. Julius.]

auf dem Theater vorstellet, indem er beweist, daß dieses unmöglich ist. Kurz, dieses Buch ist für alle Liebhaber des Theaters so angenehm, als für alle Komödianten nützlich zu lesen. Ist in der Bourdeauxischen Buchhandlung zu haben.

Paris.[1] Bey dem ältern Prault ist in diesem Jahre auf 1½ Bogen in Oct. gedruckt: *Epitre à un jeune Auteur, sur l'Abus des talents de l'Esprit.* Dieses in ganz schönen Versen abgefaßte Schreiben enthält herbe Lehren für einen jungen Autor, der zu mal ein Poet ist. Dieser mürrische poetische Cato verbietet ihm fast alle diejenigen Arten der Gedichte, wobey sich ein munterer Witz in einer besondern Stärke zeigen kann, und dahin rechnet er auch die Satiren. Aber wenn man so viele Nebenquellen verstopft, wird nicht manchem Dichter seine ganze Hippokrene aussenbleiben? Ist im Bourdeauxischen Buchladen zu haben.

[1] [98. Stück. Sonnabend, den 15. August.]

Aus:

Critische Nachrichten

aus dem Reiche der Gelehrsamkeit.

Auf das Jahr 1750.[1]

Diese Art[2] gelehrter Zeitungen ist bisher seit dem Anfange dieses Jahres, allhier in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung, heraus gekommen. Ob man sich gleich alle Mühe gegeben, den Fortgang derselben möglichst zu befördern; so hat man doch noch nicht zu dem gewünschten Zweck gelangen können. Man wird also mit dem Anfange des künftigen 1751ten Jahres eine gantz neue Einrichtung damit machen, und sich möglichst nach dem Geschmack, wo nicht aller, doch der meisten Leser, bequemen. Der Leser wird demnach künftig eine grössere Anzahl gelehrter Nachrichten, sowohl von neuen Büchern, als auch von andern merkwürdigen Vorfällen im Reiche der Gelehrsamkeit, als bisher, darinnen, antreffen. Und da die künftigen Verfasser durch die Hrn. Verleger, welche deswegen keine Kosten scheuen werden, in den Stand gesetzet worden, aus allen Theilen der Welt, besonders aus allen Europäischen Ländern, gelehrte Nachrichten einzuziehen; so wird der Nutzen und das Vergnügen des Lesers durch die Neuigkeit und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten im Reiche der Gelehrten beständig unterhalten werden. Der Gottesgelehrte, der Rechtsgelehrte, der Artzt, der Philosoph, der Mathematikverständige, der Astronome, sollen künftig ihren Antheil an diesen Blättern haben, und die Liebhaber der Naturlehre, der schönen Wissenschaften, der Geschichte, der Sprachen, und alles dessen, was in dem Umfange der Gelehrsamkeit begriffen ist, werden darinn eine Nahrung ihrer Neugier finden. Man wird keinen Liebhaber eines einzelnen Theils der Gelehrsamkeit etliche Wochen oder Monate auf eine in seine Sphäre gehörige Nachricht warten lassen, sondern in jedem Stück eine solche Veränderung beobachten, daß fast jeder Leser etwas für sich darinnen finden wird. Mit Sachen von geringer Erheblichkeit wird man

[1] [BERLIN, Bey Haude und Spener, Königl. und der Academie der Wissenschaften privilegirten Buchhändlern. 52 Stücke zu je 8 Seiten und mehrere Anhänge, im ganzen 525 Seiten 4°.]

[2] [Anhang zu den Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Vom Monat December 1750. S. 512. Diese Ankündigung des neuen Jahrgangs scheint von Christlob Mylius und Lessing gemeinschaftlich verfaßt zu sein.]

den Liebhabern die Zeit nicht verderben; auch vor übertriebenen Lobeserhebungen sollen sie sich so wenig zu fürchten haben, als für Anzüglichkeiten, ob man gleich, sowol dem Verdienst durch ein gegründetes Lob, als auch den Stöhrern der Einsicht und des Geschmacks durch eine gewisse Art von Schertz allezeit wird Recht wiederfahren lassen. Da jetzo vornehmlich die Naturlehre und Haushaltungskunst überall, und das mit gröstem Recht, in besonderer Achtung stehen, so wird man der edlen Neugier, alles zu wissen, was hierinnen merkwürdiges vorfällt, entdeckt und erfunden wird, zu statten zu kommen jederzeit sorgfältig beflissen seyn. Ob man übrigens gleich diese Critischen Nachrichten als eine allgemeine Sammlung gelehrter Nachrichten anzusehen haben wird, so wird man sich doch, nach dem Beyspiel anderer berühmter gelehrter Zeitungen, bemühen, besonders die neue gelehrte Geschichte des Vaterlandes, und überhaupt aller Königlichen Preußischen Länder, zumahl, da die Wissenschaften und Künste, unter der beglückten Regierung unsers weisen Monarchen, darinne zu einer vorzüglichen Höhe gestiegen sind, in diesen Blättern mitzutheilen. Es werden also die Herrn Gelehrten auf den Königlichen Preußischen Universitäten, Schulen und an andern Orten ergebenst ersucht, dieses zum gemeinen Besten und zur Ehre des Vaterlandes abzielende Vorhaben gütigst befördern zu helfen und ihre aufgesetzten Nachrichten in die Haude- und Speuerische Buchhandlung, unter der Aufschrift: An die Verfasser der Critischen Nachrichten rc. einzusenden. Man wird ihre Bemühungen mit gröstem Danck erkennen, und nach Gelegenheit öffentlich rühmen. Eine gleiche Bitte ergehet auch an die Gelehrten in andern Ländern, welche merkwürdige gelehrte Nachrichten aus ihren Gegenden durch ihre Vermittelung bekannt gemacht zu sehen wünschen. Gedachte Blätter werden künftig so, wie bisher, Bogenweise, alle Freytage allhier in der Haude- und Speuerischen Buchhandlung und in dem Königlichen Hof-Post-Amt ausgegeben werden, auswärts aber auf allen Postämtern zu haben seyn. Wenn es die Menge der Nachrichten erfordern wird, so wird auch zuweilen ein ausserordentliches Blatt hinzu kommen. Gleichwie endlich die Verfasser ihr gröstes Vergnügen in dem Beyfall ihrer Leser suchen, und sich darnach mit allen Kräften bestreben werden, so werden die Herrn Verleger gleichfalls nicht ermangeln lassen, was diesen Blättern eine neue äussere Zierde geben kann.

Aus:

Critische Nachrichten

aus dem Reiche der Gelehrsamkeit.

Auf das Jahr 1751.[1]

Erfurt.[2])

Die vertheidigte Version der Deutschen Bibel D. Martin Luthers, wider den Hrn. D. Johann Valentin Zehnern, *Archidiaconum* in Schleusingen, heraus gegeben von Friedrich Albrecht Augusti, Predigern zu Eschenberge. Im Jahr Christi, 1750. Bey Joh. Friedr. Webern, privil. Universitäts-Buchhändler. In Quart, 3 Bogen.

Ehe wir von dem Inhalt dieser Schrift selbst etwas sagen, müssen wir diejenige nennen, wider welche Herr Augusti zu Felde zieht. Sie ist, ohne Benennung des Orts, auf 4 Bogen in Quart, unter folgendem Titul gedruckt: Probe einer wohlüberlegten Verbesserung der Deutschen Bibel-Uebersetzung, herausgegeben von **D. Joh. Valentin Zehnern**, *Archi-Diacono* in Schleusingen, 1750. Zuerst handelt er von der Nothwendigkeit und dem Nutzen einer wohlüberlegten Verbesserung der Deutschen Bibelübersetzung. Die Hauptursache davon ist diese, daß Luther an vielen Orten den Sinn des Grundtextes nicht getroffen. Dieses gereicht ihm aber so wenig zum Nachtheil, daß man es vielmehr für ein halbes Wunderwerk halten muß, daß er, bey den Umständen, in welchen er sich befunden, so eine Herkulische Arbeit unternommen und größtentheils so glücklich ausgeführet hat. Er erkannte seine Fehler selbst, und besserte beständig an seiner Uebersetzung. Ja er nahm die Verbesserungen selbst von seinen Feinden mit Dank an. Was würde er nicht, wenn er itzo aufstehen sollte, denen feinen Herren, welche seine Uebersetzung so, wie den Grundtext selbst, für untrüglich halten, für eine Lection geben! Der Herr D. Zehner

[1] [BERLIN. In der Haude- und Spenerischen Buchhandlung. 1752. 53 Stücke zu je 8 Seiten; mit Titel, Vorrede und Register 4 unpaginierte Blätter und 436 Seiten 4°.]
[2] [Zweytes Stück. Freytags, den 8. Januar, 1751. S. 15—16.]

hat hier eine ziemliche Menge vermeynter Verbesserungen mitgetheilet: vielleicht aber werden die wenigsten Beyfall finden. Gleich die erste ist unstreitig zu verwerfen, da er, im 1. Cap. des 1. Buchs Mos. im 1. Vers אלהים durch Dreyeinigkeit übersetzt. Man muß die Auslegung nicht in die Uebersetzung bringen.

Herr Augusti ist sehr böse auf den Hrn. D. Zehner. Er gesteht zwar, daß eines und das andere von Luthers Uebersetzung erläutert werden könne, will aber durchaus von keiner andern Uebersetzung wissen. Denn er glaubt, daß Luther mit ausserordentlichen Gaben zu diesem Werk ausgerüstet gewesen, und daß, da man sich mit seiner Uebersetzung schon drittehalb Jahrhunderte beholfen habe, man sie noch ferner werde brauchen können. Am Ende geht er seines Gegners Verbesserungen durch, wo er zuweilen ziemlich wohl urtheilet. Aber wie muß es doch kommen, daß Streitigkeiten von dieser Art so selten ohne Bitterkeit geführet werden?

Leipzig.[1]

Das erhöhte Preussen, oder Friedrich der Weise, ein Gedichte, seinem werthen Vaterlande, zu dem den 18ten Jenner 1751 bevorstehenden funfzigjährigen Andenken seiner Erhebung zur Königlichen Würde, gewidmet, von **Johann Christoph Gottscheden.** Bey Bernhard Christoph Breitkopf, 1750. In groß Quart, 3 Bogen.

Wer zur Ehre seines Vaterlandes etwas unternimmt, dessen Handlung ist auch oft des guten Willens wegen zu loben. Der Herr Prof. Gottsched, welcher alle Gelegenheiten ergreift, Preussens, seines Vaterlandes, Ehre auszubreiten, hat eben diese Absicht bey Verfertigung dieses Gedichts gehabt. Seine Muse ist bekannt genug. Wir wollen also nur eine Stelle aus diesem Lobgedicht auf den König in Preussen, Friedrich I., anführen.

Wie nach verdrungner Nacht, dich, aufgeklärte Welt,
Der lichte Sonnenball durch seinen Glanz erhellt;
Die Dunkelheit vertreibt, und die verhaßten Schatten,
Die Dich mit blinder Furcht sehr oft gemartert hatten,

[1] [Siebentes Stück. Freytags, den 12. Februar, 1751. S. 53—54.]

In hellen Tag verkehrt; Gespenst und Larven fliehn,
Die sonst den Erdenball mit Grausen überziehn:
So wirkte Friedrichs Stral.

Gleichwie die liebe Sonne = = Noch eine Stelle müssen wir anführen, weil wir darinnen ein Paar wichtige Anekdoten von des Herrn Verfassers Lebenslauf antreffen.

Der Tag, der Dich gesehn zuerst als König grüssen,
Hat mich der Mutterbrust zum erstenmal entrissen.
Mein Dienst war Dir geweiht, bis Dir ein früher Tod
Die Herrschenskunst gehemmt; mir aber Mars gedroht.

Diesem Gedicht sind viel gelehrte Anmerkungen beygefügt, worinnen wir unter andern Nachrichten von dem Osiris, von dem Orpheus, von den Yncas etc. antreffen. In einer wird gesagt, daß Joh. Gottsched eine *Floram Prussicam* geschrieben. Er hat aber nur des D. Loesels seine vermehrt herausgegeben.

Leipzig.[1]

La Zingarella ó gli amori di Don Giovanni de Carcama et Donna Costanza d'Azevedo, nova Istoria, tradotta dall' originale Spagnuolo da Don Clemente Romani, in Italiano, attuale Maestro delle ambe due lingue in Lipsia. Stampato a Lipsia da Federico Lanckisch Eredi, 1751. In Oct. $7\frac{1}{2}$ Bogen.

Ein Italiäner braucht kein Hexenmeister zu seyn, um Spanisch zu können. Wir würden es also ohne Bedenken dem Herrn Romani auf sein Wort geglaubt haben, daß er in dieser mit seiner Muttersprache so sehr verwandten Sprache eine beträchtliche Stärke besitze, wenn es ihm nicht gefallen hätte, seine Geschicklichkeit durch dieses Werkchen selbst verdächtig zu machen.

Michael de Cervantes Saavedra ist auch unzählichen bekannt, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können; wenigstens kennen sie ihn als den Verfasser des Don Quixote. Die aber, die sich mit dem Spanischen Witze etwas näher bekannt gemacht haben, kennen ihn aus noch andern Meisterstücken, welche ihn, auch ohne jene abentheuerliche Geschichte, eines ewigen Namens versichern würden. Seine neuen Bey=

[1] [Siebentes Stück. Freytags, den 12. Februar, 1751. S. 54—56.]

spiele verdienen darunter eine vorzügliche Stelle, und die erste aus diesen *Novelas Exemplares,* la Gitanilla, ist es, welche uns Herr Romani hier aus dem Spanischen übersetzt zu haben überreden will. Dieses schon ist ein großer Beweis wider ihn, daß er nicht einmal den Verfasser angeben kann, und von der Spanischen Urschrift als von etwas redet, welches ihm durch ein besonderes Glück in die Hände gefallen sey, da von diesen neuen Beyspielen doch eine ganz neue Holländische Auflage von 1739 in jedermanns Händen ist. Doch dieses ist nicht das einzige, was ihn verdächtig macht. Man darf seine Uebersetzung nur mit dem Original zusammen halten, wenn man von seinem kleinen Betruge völlig überzeugt seyn will, welchen wir ihm so hoch nicht anrechnen würden, wenn uns der Titel eines Spanischen Sprachmeisters, den er sich beylegt, nicht das Recht gäbe, etwas schärfer mit ihm zu verfahren.

Wir wollen eine kleine Probe anführen, die unsre Beschuldigung rechtfertigen mag. Gleich nach dem ersten Romanse heißt es im Spanischen: El cantar de Preciosa fue para admirar à quantos la escuchavan: unos dezian: Dios te bendiga la muchacha, otros: Lastima es, que esta moçuela sea Gitana. En verdad en verdad que merecia ser hija de un gran sennor. Otros avia mas groseros, que dezian: Dexen crecer à la rapaza, que ella harà de las suyas, à fè que se và añudando en ella gentil red barredera, para pescar coraçones. Otro mas humano, mas basto, y mas modorro, viendola andar tan ligera en el bayle, le dixo: A ello hija, à ello; andad amores, y pisad el polvito à tan menudito. Dieses heißt bey dem Italiäner: Preciosa cantò si bene, che rapì tutti quelli, che l'intesero. Gli uni li davono benedizzioni, gli altri dicevono, esser peccato, che nata sia Egizziana, essendo degna d'altra nascita, altri si servivono d'altri termini, dicendo che cresciuta, che sarebbe si vedrebbe la sconda Arpia, lasciatela solamente crescere e vedrete cosa saprà fare, dicevono fra di loro. Li suoi occhi sono molto più proprii per li larcini, che le sue mani: e giudicando per le sue nascenti, e graziose fattezze, ch' attraggono di già i cuori di tutt' i viventi, si prevedeva ben, esser nata per accattivarseli, e farli Schiavi: che prepara buschate invingibil' a coloro, che sel accosteranno da Vicino e pochi ne li scapparanno. Was für eine abgeschmackte Verwirrung ist nicht in der Spanischen sinnreichen Kürze entstanden! Der letzte und artigste Gedanke: So recht, Mägdchen! kommt ihr

Liebesgötter, und berühret den Staub so leicht! ist gar weggeblieben. Damit wir aber deutlich zeigen, woraus eigentlich Herr Romani übersetzt hat, so wollen wir eben diese Stelle aus der Französischen Uebersetzung des Abts de Chassonville anführen: Pretiosa chanta si bien, qu'elle ravit tous ceux qui l'entendirent. Les uns lui donnoient des benedictions. Les autres disoient que c'etoit dommage qu'elle fut née Egyptienne, qu'elle etoit digne d'une autre naissance. Les plus penetrans tenoient un autre langage. Qu'on la laisse seulement croitre la petite Harpie, disoient-ils, qu'on la laisse seulement croitre, et l'on verra ce qu'elle saura faire. Ses yeux sont bien plus propres pour les larcins que ses mains: et à en juger par ses charmes naissans, qui lui attirent deja les suffrages de tout le monde, on entrevoit bien qu'elle est faite pour faire des Esclaves; qu'elle prépare des embuches qui seront funestes à ceux qui la verront de trop près, et que peu de coeurs lui echaperont. Herr Romani muß nicht gewust haben, daß beynahe alle Französische Uebersetzungen nach diesem Muster der Richtigkeit verfertiget sind, sonst würde er sich schwerlich auf seinen Vorgänger so sehr verlassen haben, daß er ihn uns für das Original verkaufen will. Was Wunder also, daß er in alle Fehler des Franzosen gefallen ist? wovon wir eine große Menge anführen könnten, die wir aber deswegen übergehen, weil sie nicht auf unsern Italiänischen Uebersetzer fallen können, auf welchen nur der einzige fällt, daß er es gar nicht aus dem Spanischen übersetzt hat.

Von diesem kleinen Roman selbst wollen wir itzo nichts gedenken, weil wir Hoffnung haben, bald mit mehrerm von den neuen Beyspielen des Cervantes sprechen zu können, wenn die Deutsche Uebersetzung aus dem Spanischen, die, wie wir wissen, in der Arbeit ist, an das Licht kommen wird.

Paris.[1]

Oeuvres de l'Abbé de Chaulieu. Nouvelle Edition, augmentée d'un grand nombre de pieces qui n'etoient point dans les précedentes, et corrigée dans une infinité d'endroits sur des copies authentiques. Par Mons. de Saint-Marc. A Paris chez David etc. Zwey Bände in

[1] [Neuntes Stück. Freytags, den 26. Februar, 1751. S. 65—66.]

12. Der erste Theil ist 159 S. stark, ohne die Nachricht von 132; der andere 357 Seiten.

Chaulieu ist einer von den seltenen Dichtern, welche einzig die Natur und eine herrschende Neigung zur Wollust gebildet haben. Er sang mit derjenigen leichten Anmuth, mit demjenigen göttlichen Feuer, welches niemals die Wirkung der Kunst seyn kann. Was er sang, war Wollust, und alle sein Witz war Natur. Diese Wollust, die ihn belebte, ist nicht, wie man sich gemeiniglich einbildet, eine besondre Leidenschaft; sie ist eine seltne und kostbare Verbindung aller der Leidenschaften, die unser Leben zu einem glücklichen Leben machen können, wenn man sie in den gehörigen Schranken zu halten weis, und wovon die einen an sich selbst unschuldig sind, und die andern durch die angewandte Mässigung unschuldig werden. Zu diesem Begriffe kömmt noch eine große Liebe zur Freyheit, die aber nicht in eine grobe Frechheit ausarten muß; eine großmüthige Verfassung des Gemüths, das Glück, welches uns fliehet, zu verachten, und dasjenige weislich zu nützen, welches uns vorfällt; eine bestimmte Neigung zur Munterkeit, und derjenigen Art der Spötterey, welche die Gesellschaften belebt, und auch denjenigen angenehm ist, die sie anfällt; eine feurige Einbildungskraft, welche fähig ist, die schönsten Gegenstände noch zu verschönern; die Gabe lebhafter, aufgeräumter, abwechselnder, ja nach Gelegenheit ernsthafter Unterhaltungen, welche eine große Kenntniß der Welt, mit einem gewissen Umfange verschiedener anmuthiger Wissenschaften verbunden, denjenigen verschaft, die die Natur bestimmt hat, die Zierde und die Anmuth aller Gesellschaften zu seyn. Setzt man zu diesen liebenswürdigen Eigenschaften noch einen entschiedenen Geschmack zur Schmauserey und ein Mädchen, so wird dem Bilde eines Wollüstigen nichts fehlen, und der Stoff seiner Beschäftigungen wird der Stoff seiner Lieder seyn.

So ein Geist war Anakreon. Nunmehro urtheile man, ob es was kleines oder schimpfliches ist, ein anakreontischer Dichter zu seyn; man urtheile aber auch zugleich, ob viele diesen Namen verdienen. Chaulieu verdient ihn auf eine vorzügliche Art. So lange man seine Sprache verstehen wird, so lange wird man ihn lesen, und immer mit einem neuen Vergnügen. Ein Vorzug, welcher mehr dem zärtlichen, als dem erhabnen, mehr dem liebenswerthen, als dem wunderbaren Dichter, eigen ist.

Schon im Jahr 1731 und 1733 hat man uns Sammlungen von seinen Gedichten geliefert, allein sehr unvollkommene und fehlerhafte Sammlungen. Die gegenwärtige ist ihnen weit vorzuziehen, und durch Hülfe verschiedener vollständigerer Handschriften hat sie der Herausgeber der Vollkommenheit sehr nahe gebracht. Die Ordnung, welche er beobachtet, ist folgende. Der erste Theil enthält die prosaischen und prosaisch-poetischen Briefe, wozu einige vorher ungedruckte gekommen sind. Der andere Theil enthält die verschiednen Gedichte, die Lieder, die Sinnschriften, die Madrigale, die Oden und die poetischen Sendschreiben. Ausser dieser allgemeinen Ordnung hat der Herausgeber noch einem ihm eignen Entwurfe gefolgt, nach welchem, seiner Meynung nach, alle Stücke in dergleichen Sammlungen geordnet werden müssen. Sonst ist die Gewohnheit, daß man zu Anfange die vorzüglichsten Stücke setzt, und die weniger beträchtlichen bis ans Ende verspartet. Diese Gewohnheit aber scheint dem Herrn Saint-Marc sehr unbillig zu seyn. Er ordnet die Stücke also stuffenweise, so daß auf jedes ein immer stärkres und stärkres folgt. Wie es uns scheint, so hält er sich bey Vertheidigung dieser Ordnung allzu sehr auf, da sie gleichwohl so gut nicht ist, als er sie ausgiebt. Denn setzt sie nicht voraus, daß der Herausgeber ein untrüglicher Beurtheiler aller Schönheiten seines Dichters seyn müsse? Eine Foderung, die so bescheiden eben nicht ist. Und vielleicht hat die Abwechslung mehr Annehmlichkeiten, als das stuffenweise Steigen. Doch alles dieses ist willkührlich, und wenn es ja noch eine bestimmte Ordnung giebt, so kann es keine andre, als die chronologische Ordnung seyn, weil die Anspielungen ein großes Licht dadurch erhalten, und man das verschiedne Alter des Verfassers beständig dabey vor Augen hat.

Den vorhergehenden Ausgaben waren die Gedichte des Marquis de la Fare, seines vertrautesten Freundes, beygefügt. Bey dieser neuen Ausgabe aber sind sie weggeblieben, weil der Herr von Saint-Marc sie ehestens besonders herauszugeben verspricht; und wer sieht nicht der Erfüllung seines Versprechens mit Vergnügen entgegen?

Altenburg.[1]

Neue Bibliothek. Erstes Stück, bey Paul Emanuel Richter. 1751. In 8. 6 Bogen.

[1] [Neuntes Stück. Freytags, den 26. Februar, 1751. S. 72.]

An dieser mit Recensionen angefüllten Monatschrift hat es eben noch gefehlt. Wer itzo dergleichen Unternehmen wagen will, der muß gewiß mit Hülfsmitteln versehen seyn, welche dasselbe wichtig und beliebet machen können. Wem ist wohl itzo an Recensionen kleiner, alter, und zum Theil geringer Schriften, z. E. von Stemlers Anzugspredigt in Altenburg, von Sherloks Hirtenbrief, welchen man in so vielen Zeitungen gelesen, von dem *Short account of his Majesty's late Journey to Goettingen*, von Stiebritzen Erläuterung der Wolfischen Logik, von des Herrn Freytags Rhinoceros etc. von Schellhafers Gedichten etc. was gelegen? Der Gegenstand dieser Monatschrift soll hauptsächlich die Gottesgelahrtheit und die Weltweisheit seyn. Wir wünschen dem Herrn Verfasser zu seinem Vorhaben bessere sowohl äuserliche als innerliche Hülfsmittel. Der Verleger hat es übrigens an Sauberkeit des Drucks und Pappiers gar nicht fehlen lassen.

Halle.[1]

Wahrhafte Geschichte der seligen Frau Catharina von Bora, D. Martin Luthers Ehegattin, wieder Eusebii Engelhards Morgenstern zu Wittenberg herausgegeben von **Christian Wilhelm Franz Walch**, der Weltweisheit ausserordentlichem Professor auf der Universität zu Jena. Bey Joh. Just. Gebauern. 1751. In 8. 20 Bogen.

Dieses Werk muß allen denjenigen sehr angenehm seyn, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größers Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther gehöret in der That unter die großen Männer, man mag ihn auch auf einer Seite betrachten, auf welcher man will, und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt, ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größesten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wenn er das lüderlichste und gottloseste Weibsbild so zärtlich geliebet hätte, als er in der

[1] [Zehntes Stück. Freytags, den 5. März, 1751. S. 79—80.]

That seine Frau geliebet hat. Die Freunde seines Ruhms werden also dem Herrn Prof. Walch nicht geringen Dank wissen, daß er das Andenken dieser wackern Ehegattin auf die gründlichste Art gerettet. Viel größern Dank aber sollte ihm Eusebius Engelhard wissen, daß er ihn durch seine gelehrte Widerlegung aus der Finsterniß, worinne er als ein niederträchtiger Verläumder zu bleiben verdiente, einiger maßen hervorgezogen hat.

Statt eines Auszuges, welcher, wenn er auch noch so weitläuftig wäre, dennoch wegen der Menge der Merkwürdigkeiten, die dieses Werk enthält, sehr unvollständig seyn würde, wollen wir, mit Erlaubniß des Herrn Prof. über ein Paar Stellen eine kleine Anmerkung machen.

Die erste Stelle (auf der 18. S. der Vorrede) betrift das Ansehen des Varillas und Maimburg bey den Gliedern ihrer eigenen Kirche. Es ist wahr, beyde sind Leute, welche wenig Glauben verdienen: ob sie aber von den Franzosen dafür gehalten werden, daran zweiffeln wir. Wir wissen vielmehr, daß diese, wenn sie sie tadeln, nichts, als ihre kindische und närrische Schreibart, tadeln. Eine Stelle aus den Charaktern des Bruyere zeigt es deutlich; il faut, spricht er in dem Abschnitte von den Werken des Witzes, eviter le Style vain et puerile, de peur de ressembler à Dorilas et à Handburg. Aus dem Schlüssel weis man, daß er unter diesen versteckten Namen niemand anders, als den Varillas und Maimburg meyne. Es scheinet uns also, daß sich auch des Herrn Muratori Urtheil nicht weiter erstrecke.

Die andre Stelle betrift die Herrschsucht der Catharina von Bora. Wir wollen nicht sagen, daß der Herr Prof. sich hier in seiner Vertheidigung allzu eifrig erwiesen haben, weil man es gegen einen lieblosen Verdreher nicht leicht seyn kann; wir wollen bloß das Zeugniß eines Mannes anführen, welches weniger verdächtig seyn wird, als das Zeugniß seiner Feinde, wenn es anders so deutlich ist, als es uns scheinet. Dieses Zeugniß ist ein gewisses Epigramma des Henricus Stephanus, von welchem wir alle zeit geglaubt haben, daß es auf Luthern und seine Frau gehe. Hier ist es:

De Cornelio.

Vxorem vocitat dominam Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui Katharina mariti,

Nec vanum titulum quem gerit, esse docet:
Sed contra, ejus habent haec quantum verbera pondus,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßten wir nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht hätte, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften Lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Was uns aber am meisten in unserer Vermuthung bestärkt, ist der Schluß, oder der Haupteinfall des Epigramma. So viel Nachdruck, spricht er, als die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes. Im Lateinischen spielt er mit den Worten verba und verbera. Wer Luthers durchdringende Beredsamkeit kennt, wird leicht sehen, daß sich dieses auf niemanden besser, als auf ihn, deuten lasse. Wir glauben aber dennoch, wenn auch unsre Vermuthung wahr ist, daß Stephanus hier mehr, als an einem andern Orte, ein Poet sey, das ist, daß er die Herrschsucht der Catharine allzusehr übertrieben habe.

Paris.[1]

Dictionnaire Etymologique de la Langue Françoise, par M. MENAGE, avec les Origines Françoises de *M. de Caseneuve*, les Additions du *R. P. Jacob*, et de *M. Simon de Valhebert*, le Discours du *R. P. Besnier* sur la Science des Etymologies, et le Vocabulaire Hagiologique de *M. l'Abbé Chastelain*. Nouvelle Edition, dans laquelle, outre les Origines et les Additions ci dessus, qu'on a inserées à leur place, on trouvera encore les Etymologies de Messieurs *Huet, le Duchat, de Vergy* et plusieurs autres. Le tout mis en ordre, corrigé, et augmenté, par *A. F. Jault*, Docteur en Médecine, et Professeur en Langue Syriaque au College Royal. Auquel on a ajouté le Dictionnaire des Termes du vieux François, ou Trésor des Recherches et Antiquités Gauloises et Françoises de *Borel*, augmenté des mots qui y étoient oubliés, extrait des Dictionnaires de *Monet* et *Nicot*, et des Auteurs anciens de la Langue Françoise. Deux Tomes. Chez Briasson, rue Saint Jacques, à la Science et à l'Ange Gardien. M.DCC.L. Avec approbation et privilége du Roy. In Folio. Titel, Zuschrift

[1] [Eilftes Stück. Freytags, den 12. März, 1751. S. 84—86.]

und Vorrede 1 Alph. Der erste Band 8 Alph. Der zweyte 6 Alph. 8 Bogen, und das Dictionn. des Term. du vieux Franç. als der zweyte Theil des zweyten Bandes, 2 Alph. 4 Bogen.

Wem das *Glossarium Germanicum, continens origines et antiquitates totius Linguae Germanicae et omnium pene vocabulorum vigentium et desitorum* des Herrn Wachters in Leipzig bekannt ist, wer auch des Herrn Frischs etymologisches Teutsch- und Lateinisches Wörterbuch gesehen hat, der wird sich, aus beyden Werken zusammen genommen, besonders aus dem erstern, einen Begriff von gegenwärtigem Französischen *Dictionnaire Etymologique* machen können. Herr Jault, der Herausgeber desselben, nennet des Herrn Wachters *Glossarium* selbst un Ouvrage important et plein d'excellentes choses.

Untersuchen, was eine Sprache von der andern geborget hat, dieselbe zergliedern und auf ihren Ursprung zurückgehen, dessen fast verloschene Spuren sich auch den scharfsichtigsten Augen entziehen, hierinne besteht die Wissenschaft der Etymologie, dieses heißt die Sprache bereichern; eine schwere Arbeit, welche eine erstaunliche Kenntniß vieler Sachen, eine besondere Scharfsinnigkeit, viel Logik, und viel Philosophie erfordert.

Der Abt Menage, welcher eine weitläuftige Wissenschaft in der Litteratur besaß, und so wohl die alten, als auch einige neue Sprachen verstund, wagte sich am kühnsten in die Laufbahn der Etymologie und überholte alle diejenigen, welche im Französischen von dieser Materie geschrieben haben. Seine *Origines de la Langue Françoise* kamen 1650 in 4 heraus, und erhielten fast den einmüthigen Beyfall der Gelehrten. Sie verdienten das Compliment, welches ihm die Königin von Schweden, Christina, darüber machte, da sie sagte, „er wisse nicht allein, wo die Wörter herkämen, sondern auch, wo sie hingingen.“ Indessen ward doch sein Werk kritisiret. Menage ward weder durch die Kritiken aufgebracht, noch durch die Lobsprüche verblendet. Er sah wohl, wie viel er noch zu thun übrig hatte; er arbeitete sein ganzes Leben über daran, und die zweyte Ausgabe seiner *Origines* war schon weit gekommen, als er starb.

Simon von Valhebert, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, stellte sie 1694 in einem Bande in Folio aus dessen Handschriften, unter dem Titel: *Dictionnaire Etymologique, ou Origines de la Langue Françoise,* an das Licht. Ausser einigen Zugaben, deren einige von dem Pater Ludwig Jacob, und andere von dem Heraus-

geber und von dem Abt Berrault sind, enthält diese Ausgabe unterschiedene Stück, welche nicht von dem Menage sind, als z. E. der gelehrte *Discours sur la Science des Etymologies*, und *Vocabulaire Hagiologique*, von Chastelain, Canonicus der Kirche zu Paris. Aber die wichtigste Vermehrung rühret von dem Herrn von Caseneuve her, dessen *Origines de la Langue Françoise* am Ende dieses *Dictionnaire de Menage* beygefügt wurden.

Es schien, als ob Menage seine ganze Materie erschöpft hätte und in dieser Untersuchung so weit gegangen wäre, als es möglich ist. Gleichwohl erschienen kurz nach der Ausgabe seines Buchs die *Dissertations* des Abts Tillabet, welchen die *Etymologies* des Herrn Huet, Bischoffs von Avranches, eines der berühmtesten Gelehrten unserer Zeiten, beygefüget waren. Don Liron, ein Benedictiner, und einige andere, gaben auch Etymologien heraus. Andere arbeiteten insgeheim, und ihre Werke waren bis itzo nur durch Gelehrte bekannt, welche von ihren Beschäftigungen unterrichtet waren. Unter diesen letztern hatte der Herr von Bergy eine große Menge Untersuchungen gesammlet. Aber der berühmteste unter allen ist der Herr le Duchat, einer von denjenigen, welche hierinne das meiste Licht gegeben haben. Er hatte alle Ränder des *Dictionnaire de Menage* mit seinen neuen Beobachtungen und mit Vermehrungen, welche er damit vornehmen wollte, voll geschrieben. Er hatte eine lange Lebenszeit darüber zugebracht, welche er einzig und allein zur Untersuchung der Französischen Sprache und ihres Ursprungs bestimmet hatte. Nach seinem Tode kam dieses für die Französische Sprache so kostbare Werk in die Bibliothek des Herrn Formey in Berlin, welcher es dem Herrn Jault, Herausgeber dieser neuen Ausgabe, überließ. Und hierinne bestehen die vornehmsten Zusätze. Ausser den Franzosen, welche itzo genennet worden, haben einige berühmte Schriftsteller ausserhalb Frankreich neue Materialien an die Hand gegeben, wovon die vornehmsten sind, Leibnitzens *Collectanea Etymologica* und Wachters *Glossarium Germanicum*. Auch hat man sich des etymologischen Versuchs bedienet, welcher in dem Bande der *Memoires* der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin von 1745 befindlich ist. Ausser dem hat sich Herr Jault alles zu Nutzen gemacht, was bis itzo von dieser Materie herausgekommen, imgleichen auch des Raths und der Einsicht verschiedener berühmter Gelehrten, welche bey diesem Unternehmen

hülfreiche Hand geleistet haben; so, daß er, was diesen Gegenstand betrift, nichts vorbeygelassen, was er nur hat haben und nachschlagen können, wodurch dieses *Dictionnaire Etymologique* zu einer großen Vollkommenheit gelanget.

Ein besondrer Vorzug dieser Ausgabe ist auch dieser, daß, da die Zugaben des P. Jacob und des Herrn von Casenenve am Ende beygefüget waren, man dieselben nunmehro, um mehrerer Bequemlichkeit willen, überall an den gehörigen Stellen eingeschaltet findet; wie denn der Herausgeber alles gethan hat, was die Bequemlichkeit und den Nutzen dieses vortreflichen Werks um ein großes vermehren kann.

Aus diesem Werke einen Auszug zu machen, würde so unmöglich, als abgeschmackt seyn. Die Haupteinrichtung ist bekannt; daß man nämlich alle Französische Wörter und Nomina propria nach dem Alphabeth darinne findet, wo ihr Ursprung entweder aus fremden todten oder lebendigen Sprachen, imgleichen aus der alten Gallischen Sprache und den Sprachen der damals angrenzenden Völker, wie auch aus alten Gebräuchen, Gewohnheiten, Sprüchwörtern, Natur ihres Lauts, der Art sie zu schreiben etc. hergeleitet wird. Und hier kann man deutlich sehen, aus was für einer vielfältigen Zusammensetzung aus fremden Sprachen, aus der Hebräischen, Griechischen, besonders aber Lateinischen und Deutschen, die Französische Sprache entstanden ist, welche gleichwohl nunmehr, nachdem so viel witzige Köpfe und so viel gelehrte Männer in derselben geredet und geschrieben haben, zu einer solchen Vollkommenheit gelanget ist, daß man ihr, so wohl in Ansehung der Annehmlichkeit, als auch der Menge und des Nachdrucks der Wörter, itzo fast durchgängig den Vorzug vor andern, obgleich ursprünglichen und vielleicht eben so angenehmen und wortreichen Sprachen, einräumet.

Man darf indessen gar nicht denken, daß dieses etymologische Wörterbuch nur Franzosen nützlich seyn könne. Es hat in allen denen Sprachen seinen Nutzen, aus welchen die Französische Sprache entstanden ist, oder welche mit ihr gleiches Ursprungs sind. Herr Gottsched würde sich in seinem Verzeichnisse aus dem Deutschen abstammender Französischer Wörter, welches man in seiner privilegirten Deutschen Sprachlehre findet, nicht so vergangen haben, wenn er dieses Werk bey der Hand gehabt hätte, oder wenn gründliche Untersuchungen, wenn sie auch nur Sprachen betreffen, seine Sache wären. *Ambassadeur,*

welches Herr G. ganz übereilet von Abgesandter herleitet, kömmt von dem alten Flandrischen *ambachten*, arbeiten, eine Ministerschaft verwalten. *Farce* kömmt gar nicht, wie dem Herrn G. eingefallen ist, von Fratze her, sondern von *farcio*, oder von dem alten Lateinischen Wort *farsa*, welches auch im Italiänischen noch so heißt. *Foyer* stammt nicht von Feuerheerd, sondern von *Focarius*, *Focus* her. In *Hony soit etc.* ist das *Hony* nichts anders, als das Supinum *(honni)* von *honnir*, verlachen, verschmähen, und nur der kann es von Hohn sey dem herleiten, welcher nicht weis, daß es ein Französisch Wort giebt, welches *honnir* heisset.

Die ganze Verderbung der alten Sprachen rühret von vier Hauptquellen her, welche von Zeit zu Zeit neue Sprachen hervorbringen; und diese vier Quellen betreffen alle die Veränderung der Buchstaben; denn nach dem dieselben verwechselt, zugesetzt, weggenommen und versetzt werden, nach dem entstehen neue Wörter, welche wie verkleidet sind, und welche man Mühe hat, zu kennen. Bey den Grundsätzen der Etymologie kömmt also alles auf 4 Puncte an, nämlich auf die Verwechselung, Zusetzung, Wegnehmung und Versetzung der Buchstaben. Diese Grundsätze sind diesem Werk in alphabethischer Ordnung vorgesetzt, in welchem viele Exempel davon aus der Französischen, Italiänischen, Spanischen, Lateinischen und Griechischen Sprache anzutreffen sind. Wir halten dieses Verzeichniß für eines der wichtigsten Stücke darinne.

Aus dem Lebenslauf des Herrn Menage führen wir nur dieses an, daß sein Vater Königl. Advocat zu Angers gewesen, daß er 1613 gebohren worden, von ziemlichem Vermögen gewesen, und durch seinen Gönner, den Cardinal von Retz, zu noch mehrern Einkünften gelanget. Er war Mitglied der Akademie *della Crusca* zu Florenz. Mit dem Hedelin, Boileau, Bouhours und andern Französischen Gelehrten hat er viel Streitigkeiten gehabt, welche zuweilen sogar gefährlich für ihn wurden. Er starb 1692, als er 79 Jahr alt war.

Der berühmte Herr Prof. Formey hat dieses Werk in einer zierlich geschriebenen Vorrede Sr. Königl. Majest. in Preussen zugeeignet. Er hat ein vorzügliches Recht hierzu gehabt, da er der gelehrten Welt den Dienst erwiesen, dasjenige dazu herzugeben, was den größten Vorzug dieser neuen Ausgabe desselben ausmacht.

Genf.[1]

Lettres de ROUSSEAU sur différens sujets de Literature, en V Tomes. Chez Barillot et Fils, 1750. In 12. Der erste Theil ist 332 Seiten stark, der 2te 356, der 3te 330, der 4te 303 und der 5te 308.

Rousseau war einer von den unglücklichsten Dichtern, und es fehlt wenig, daß nicht die ganze Welt urtheilet, er habe sein Unglück verdienet; denn die ganze Welt beynahe kennet ihn nur aus den Lästerschriften seiner Feinde. Vielleicht aber ist der Nachwelt der Vorzug vorbehalten, sowohl seinem Geiste, als seinem Herze, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Diese Briefe, worinne er sich selbst unwissend geschildert, worinne er die geheimsten Regungen seinen Freunden entdeckt, und sie desto unverstellter entdeckte, weil er sie nur ihnen allein zu entdecken glaubte, werden seine Sache auf die kräftigste Art führen.

Der erste Theil enthält, ausser den Briefen an den jüngern Herrn Racine, diejenigen, welche er an die Herren Boutet, Vater und Sohn, geschrieben hat. Dieses waren die einzigen, die ihn bis an seinen Tod mit ihren Wohlthaten unterstützt haben, und seine Dankbarkeit leuchtet aus allen Zeilen mit einer Stärke hervor, welche ohnmöglich die Wirkung der Verstellung seyn kann. Der Witz kann nur frostige Danksagungen hervor bringen; und ein zärtlich Herz allein kann so feurig danken, als Rousseau dankt.

In dem andern und dritten Theile befinden sich die Briefe an den Herrn Brossette, nebst den Antworten dieses Gelehrten. Sie sind voll literarischer Anekdoten, und gründlicher Urtheile über die neuern Schriftsteller, wovon wir einige zur Probe anführen wollen. Ein großer Theil davon ist zu der Zeit geschrieben, als die Streitigkeiten des de la Motte mit der Fr. Dacier wegen des Homers am heftigsten waren; und über diese Streitigkeiten machte Brossette folgendes Epigramma:

In vetulum pugnat juvenis non unus Homerum:
Vna tot in juvenes pro sene pugnat anus.

- - - Der Herr von Fontenelle sagte einmals, mit der ihm gewöhnlichen Höflichkeit, zu dem Herrn von Voltaire, daß sein Oedip sehr schön sey, daß ihm aber die Versification allzustark und allzufeurig schiene. Der

[1] [Zwölftes Stück. Freytags, den 19. März, 1751. S. 91—93.]

Herr von Voltaire versicherte ihn, daß er sich diese Kritik zu Nutzen machen werde; und mich, sprach er, desto eher zu bessern, werde ich fleißig Ihre Hirtengedichte lesen --- Was die Huetiana anbelangt, spricht Rousseau, so können sie ganz gute Sachen enthalten, nur fürchte ich mich ein wenig vor den gelehrten Erscheinungen des Verfassers. Seine Demonstratio evangelica, das beträchtlichste von seinen Werken, ist davon voll, und sein Vorsatz, den Moses zum Urbilde aller Götter und Helden des Heydenthums zu machen, hat ihm eine Menge Ungereimtheiten sagen lassen, die man für die gröbste Unwissenheit bey einem andern ansehen würde, welcher auf allen Seiten seines Buchs nicht mit dem Hebräischen pralen kann. -- Ich besinne mich, daß Despreaux einsmals sagte, die Philosophie des Cartesius habe der Poesie vollends den Hals gebrochen, und es ist gewiß, daß dasjenige, was sie von der Mathematik borgt, den Witz vertrocknet und ihn zu einer körperlichen Genauigkeit gewöhnet, welche, wenn man sich so ausdrücken darf, mit der metaphysischen Genauigkeit der Dichter und Redner gar keine Verwandschaft hat. Die Geometrie und Poesie haben ganz verschiedene Regeln, und derjenige, welcher den Homer nach dem Euklides beurtheilen wolte, würde eben so abgeschmackt handeln, als der, welcher den Euklides nach dem Homer beurtheilte --- Die sogenannten Memoires des Grafen von Bonneval sind nichts, als das Werk eines Menschen, welcher das Publicum, unter einem Namen, welcher seine Neugier erweckt, hat betrügen wollen. Es ist in diesem unwürdigen Roman weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit --- Der Entwurf des Mathanasius, oder des Meisterstücks eines Unbekannten, hat jedermann gefallen, die Ausführung aber hat man etwas zu nachläßig gefunden --- Rousseau machte sich seine Grabschrift selbst, und schwerlich wird man seine Vertheidigung kürzer und nachdrücklicher fassen können:

De cet Auteur, noirci d'un crayon si malin,
Passant, veux-tu sçavoir quel fut le caractère?
Il avoit pour amis d'Ussé, Brumoy, Rollin,
Pour ennemis G**, L**, S**, V***.

Der vierte Teil dieser Briefe enthält größtentheils diejenigen, welche er an den Herrn Crousaz geschrieben hat, und ist voll ernstlicher moralischer Betrachtungen. Der fünfte Theil endlich bestehet aus Briefen

an andre verschiedne Freunde, welchen man zum Beschluß eine Streitschrift wider den Herrn Saurin beygefüget hat. Auch aus diesen wollen wir einige merkwürdige Stellen ausziehen. - - Der Prinz von Chimay, sagt Rousseau, hat mir von einer poetischen Uebersetzung des Popischen Gedichts über den Menschen, welche er sehr gern sehen möchte, gesagt. Ich wollte wünschen, daß ich die Neugier dieses Herrn stillen könnte; denn was die meinige anbelangt, so muß ich bekennen, daß sie gegen die Werke, welche den Namen des Herrn Pope führen, eben nicht allzu groß ist. Nach dem wenigen, was ich von ihm gelesen, und nach dem, was mir einige Engländer, welche seine größten Bewunderer waren, von ihm gesagt, zu urtheilen, könnte es leicht seyn, daß Pope einer von denjenigen wäre, die ich in meinem letzten Briefe angeredet habe. - - Ich muß Ihnen frey gestehen, sagt er an einem andern Orte, daß der metaphysische Versuch, nebst einigen andern von seinen Werken, mir Popen als einen Mann vorgestellet haben, dessen Herz eben so krank ist, als der Witz - - (Diese Urtheile wird schwerlich ein Kenner, welcher Popen in seiner Sprache lesen kann, mit Rousseau theilen wollen) - - Die Komödie, sagt er an einem Orte, wo er von dem Herrn de la Chaussee redet, ist nicht dazu, daß sie die Tugenden schildern, sondern allein, daß sie die Laster vorstellen soll. Sie muß sich so gar hüten, dasjenige allzusehr zu berühren, was verabscheunngswerth ist, und muß sich nur vornehmlich an das halten, was lächerlich ist. Der Philosoph und der Poet müssen einerley Absicht haben, sie müssen aber diese Absicht nicht auf einerley Art zu erlangen suchen.

Die beyden Briefe des Herrn Racine, welche dem ersten Theile vorgesetzt sind, verdienen keine geringere Aufmerksamkeit. Sollte ein Mann, welcher unter allen Französischen Poeten bewiesen hat, daß er die meiste Religion besitze, einen Rousseau wohl seiner Freundschaft und Vertheidigung gewürdiget haben, wenn er in ihm, trotz seinen Feinden, nicht ein tugendhaftes Herz gefunden hätte?

Leipzig.[1]

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Jänner und Hornung, 1751. In Octav, jedes Stück 5 Bogen und 1 Kupferstich.

[1] [Dreyzehntes Stück. Freytags, den 26. März, 1751. S. 102—103.]

Dieses ist der Anfang der Monatschrift, welche der Herr Prof. Gottsched an die Stelle seines neuen Büchersaals gesetzet hat. Es sind darinne neue zu der Naturlehre, der Erdbeschreibung, der Geschichte, den Sprachen und zum Reiche des Witzes, (bey welchem letztern die Bigarrure gute Dienste thut) gehörige Schriften recensiret, auch einige eigene dahin gehörige Abhandlungen und kleine Gedichte darinne. Am Ende steht allemal eine Nachricht von den in Leipzig von der Kochischen Gesellschaft aufgeführten Schauspielen. In wie fern das trockne Verzeichniß aller im verwichenen Jahr in Königsberg herausgekommenen Disputationen, Einladungsschriften und Gelegenheitsgedichte mit zu der anmuthigen Gelehrsamkeit gehöret, deswegen mag sich der Herr Herausgeber verantworten. Folgendes im Jenner befindliche artige Sinngedicht auf einen einfältigen Bischoff, von welchem man sagte, daß er Cardinal werden würde, wollen wir, weil es sich noch etwas weiter, als auf Cardinalshüte, erstrecken kann, seines erbaulichen Inhalts wegen, daraus mittheilen.

Umsonst denkt dich das Glück durch neuen Glanz zu schmücken.
Je mehr das Schicksal dich erhebt,
Je mehr wird alles, was da lebt,
Den dummen Gümpel nur erblicken.
So scharf ist itzt der Welt Gesicht!
Zwar Hüte pflegt der Papst zu schicken;
Doch Köpfe schicken kann er nicht.

In dem Jenner ist ein Stück vom Mond mit seinen Flecken, wie sie gegen den Rand immer ovaler werden, und im Februar die Erdkugel, wie die Berge und Meere auf derselben, nach des Moro Vorgeben, entstanden sind, vorgestellet.

Straßburg.[1]

Die Leichenpredigt und die Lobrede auf den Marschall von Sachsen, nebst der dabey musicirten Trauercantate, sind bey dem hiesigen Buchhändler König auf 6½ Bogen in 4. heraus gekommen. Die erstere hat Herr Joh. Mich. Lorenz, der h. Schrift D. ältester Prof. der Theo-

[1] [Vierzehntes Stück. Freytags, den 2. April, 1751. S. 111—112.]

logie, Canonicus und Pastor zu St. Thomas, gehalten. Sie ist so homiletisch gerathen, daß sie auf einen Bürger und Schuster in Straßburg nicht homiletischer, das ist, jämmerlicher hätte können gehalten werden. Da diese Predigt ohne Zweifel nach Frankreich kommen wird, so betauren wir von Herzen das Schicksal unsres Vaterlandes, daß es just Gottschede, Görners und Lorenze seyn müssen, welche, bey Gelegenheit des Durchgangs der Dauphine und des Tods des Marschalls von Sachsen, ihre Stärke in der Dichtkunst, Musik und Beredsamkeit zu zeigen Gelegenheit bekommen. Zu Vermehrung seiner Schande hat noch der Herr D. Lorenz eben denselben Text aus I. Macc. IX. 20. 21. erwählet, (Und alles Volk Israel trauerte um Juda lange Zeit, und klagten ihn sehr, und sprachen: Ach! daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat.) welchen Flechier zum Grunde seiner Lobrede auf den Marschall von Turenne legte. So weit hat sich wohl unser Herr Lorenz in den Mustern der Beredsamkeit nicht umgesehen, daß er dieses hätte wissen können. Aber gewiß, so würdig Turenne eines Flechier war, so unwürdig ist Moritz eines Lorenz.

Die Lobrede hat Herr Joh. Leonh. Fröreißen, der h. Schrift D. und Prof. Canon. zu St. Thomas, des Kirchenconvents Präses und Past. Prim. gehalten. Sie ist sehr kurz, aber hundertmal besser, als die Lorenzische Leichenpredigt. Wir bemerken in der That in den Gedanken und Ausdrückungen des Herrn Fröreissen eine gute Anlage zu einem würdigen Lobredner großer Männer. Es fehlt ihm nichts, als etwas mehr Kunst, und mehr Gewalt über die Deutsche Sprache, so würde er vielleicht mit der Zeit mit gutem Gewissen einen Lobredner des Marschalls von Sachsen abgeben können. Einen kleinen historischen Fehler müssen wir verbessern. Der Marschall von Sachsen ist nicht in Sachsen, sondern in Goslar, den 27. Oct. 1696, gebohren.

Der Text zur Trauermusik, welche der Capellmeister, Herr Frauenholz, aufgeführet, verdienet auch eine Stelle unter den Leichencarmen des elendesten Gratulanten.

Ist es nicht besser, in Frankreich im freyen Felde begraben, als in Deutschland von so schlechten Rednern und Dichtern gepriesen und besungen zu werden?

Amsterdam.[1]

Nouveau Dictionnaire historique et critique, pour servir de supplement ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Mr. *Pierre Bayle.* Par *Jaques George de Chaufepié.* Tome I et II. A—H. A Amsterdam chez Z. Chatelain, H. Uytwerf, F. Changuion, J. Wetstein, P. Mortier, Arkste et Merkus, M. Uytwerf et M. M. Rey; et à la Haye chez Pierre de Hondt. MDCCL. In Fol. die Vorrede ist 5 Bogen, der erste Theil 3 Alph. — 15 Bogen und der zweyte 2 Alph. 14 Bogen stark.

Das große Aufsehen, welches das Dictionnaire historique et critique des Herrn P. Bayle machte, noch mehr aber ohne Zweifel der große Abgang desselben, bewog den Verleger, daß er nach dessen Tode verschiedene Gelehrte ersuchte, an einem Supplement dieses großen Werks zu arbeiten. Dieses Werk hätte nun gerathen mögen, wie es gewollt hätte, so würde man doch Baylens Namen haben auf den Titel setzen und es mit seinem Werk, als einen blinden Passagier, eine Ecke in der Welt mit fort bringen können. Es ist aber davon nichts zum Vorschein gekommen, als ein Buch unter dem Titel: *Memoires concernant la Vie et les Ouvrages de plusieurs Modernes, par Mr. Ancillon.*

Im Jahre 1739 übersetzte eine gelehrte Gesellschaft in England das Baylische Dictionnaire in die Englische Sprache, und vermehrte es mit vielen Artikeln, besonders von England. Bereits vor 12 Jahren bat eine Gesellschaft von Buchhändlern in Holland den Herrn von Chaufepie, diese in der Englischen Uebersetzung neu hinzu gekommenen Artikel zu übersetzen. Er that es, und fand dabey so viel zu verbessern und hinzuzusetzen, daß er sich entschloß, ein ganz neues historisch-kritisches Wörterbuch herauszugeben; welches Vorhaben, nach allerley Hindernissen, endlich voriges Jahr zu Stande gekommen ist.

Er hat in den Englischen Artikeln so viel verbessert, als er gekonnt hat: wo es ihm aber, besonders bey einigen unbekannten Englischen Schriftstellern, an den nöthigen Hülfsmitteln gefehlet, da hat er die Fehler der Verantwortung der Verfasser überlassen. Er selbst hat viel ganz neue Artikel hinzu gethan, worinn er sich, nach dem Exempel seines Musters, bemühet, viele Abwechselungen zu machen, zur Litteratur ge-

[1] [Funfzehntes Stück. Freytags, den 9. April, 1751. S. 116—117.]

hörige Begebenheiten zu erzählen und aufzuklären, die Meynungen der Gelehrten zu prüfen und zuweilen historische, kritische und philosophische Ausschweifungen, in Form kleiner Abhandlungen, zu machen.

Hieraus sieht man, daß die äuserliche Einrichtung dieses Werks eben so ist, wie bey dem Dictionnaire des Herrn Bayle; und darum hat man ihm auch den Namen dieses großen Mannes mit vorgesetzt. Daß es aber weder in dem Baylischen Geschmack, noch mit der Baylischen Einsicht geschrieben ist, das wird man bald wahrnehmen, wenn man einige Artikel durchlesen will. Es kann auch nicht wohl anders seyn; denn ein Bayle wird nicht alle halbe Jahrhunderte gebohren, und der Herr von Chaufepie sagt es selbst, daß sein Sinn in den vornehmsten Stücken von Baylens Sinne sehr unterschieden ist. Laßt uns sein Glaubensbekenntniß hören: „Was die Religion betrift, so ist mein Vorsatz nicht „gewesen, den Pyrrhonismus oder die Deisterey zu vertheidigen; die, welche „Waffen suchen, sie zu vertheidigen, werden sie nicht in meinem Werk „finden. Ich bin ein Christ, und rühme mich dessen. Wenn sich Gelegen„heit gezeigt hat, so habe ich das Christenthum herzhaft vertheidiget; „nicht als ein Controversist, sondern als ein Kriticus, indem ich, wie „bey den andern Materien, die Urtheile verschiedener Schriftsteller ge„prüfet habe." Ueber dieses hat der H. v. C. auch alle Personalstreitigkeiten vermieden, und auch in diesem Stück dem Herrn Bayle nicht gefolget, welcher seinen Erztfeind, den Herrn Jurien, einen bekannten Theologen, so oft er auch nur die Gelegenheit dazu mit Haaren herziehen kann, auf das bitterste angreift; welche Feindschaft, wie der Abt Olivet in den Baylischen Anekdoten berichtet, von der allzu vertrauten Freundschaft des Herrn Bayle mit der Madame Jurieu eigentlich soll hergekommen seyn.

Was nun die Richtigkeit der in diesem Werk gegebenen Nachrichten, als den Hauptpunct, anlanget, so würden wir allerdings unbillig handeln, wenn wir bey einer so weitläuftigen Arbeit gar keine Fehler verzeihen wollten. Bayle schreibt selbst, (und er redet aus der Erfahrung) es wäre genug, wenn man in einem solchen Wörterbuche auf jeder Seite nicht mehr, als 7 bis 8 Fehler machte. Der Herr von Chaufepie gesteht seine Fehler im voraus, und bittet um Belehrung. Thut er es aus bloßer Bescheidenheit, so hat er doch auch zugleich seine Schuldigkeit gethan. Er hat recht, er hat mannichfaltig gefehlet; vielleicht zum Theil des-

wegen, weil er gewisser Hülfsmittel beraubet worden, welche er anfangs hatte. Es scheinet, daß er nicht allemal die rechten Quellen finden oder erreichen können, und daß er folglich, da er freylich nicht allwissend ist, öfters hat denken müssen: Narravere patres et nos narrabimus.

Wir waren willens, einige Fehler des Herrn von Chaufepie anzuzeigen: weil uns aber dieses bey unserm Vorhaben in allzu große Weitläuftigkeiten würde verwickelt haben, so sind wir genöthiget gewesen, unsern Vorsatz fahren zu lassen. Wer uns indessen eines ungegründeten Tadels beschuldigen wollte, dem sind wir erböthig, die Gründe unserer Meynung vor Augen zu legen.

Wir glauben indessen doch, daß die Ehrfurcht, welche wir Deutschen für solche prächtig betitelte Werke der Ausländer zu haben pflegen, gar bald eine Deutsche Uebersetzung dieses Werks zuwege bringen wird; und wir sind auch weit entfernet, dieses Unternehmen für unnütz zu erklären. Nur wünschen wir, zur Ehre der Deutschen, daß die Aufsicht darüber einem Manne möge anvertrauet werden, welcher die Fehler der Urschrift zu verbessern im Stand ist, und nicht etwan gar dieselben mit den Fehlern seiner eigenen Unwissenheit vermehret.

Dresden.[1]

La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. *Veritati et Virtuti.* In Quart, 3 Bogen.

Die Muse des Herrn von Arnaud, von welcher man sagen muß, laudatur ab his, culpatur ab illis, hat sich billig mit dem Tode eines Helden beschäftiget, an dessen Verlust sein Vaterland und der Hof, an welchem er sich itzo aufhält, so großen Theil nimmt. Er hat sein Gedicht Sr. Königl. Maj. von Pohlen zugeeignet. Er entwirft anfänglich die Anmuth des Friedens, welche den Muth des Marschalls von Sachsen nicht geschwächet hat, ferner die Wut des Neides, den Tempel des Todes, welchen der Neid zu Hülfe ruft, das Complot wider das Leben der Helden, Moritzens Tod und seine Vergötterung. Von dieser dichtet er also:

On voit, on voit Maurice au rang des Demi-Dieux,
Sa grande Ame s'eleve, et brille au dessus d'eux;

[1] [Funfzehntes Stück. Freytags, den 9. April, 1751. S. 120.]

Ainsi d'un cedre altier la tête sourcilleuse
Confond de ses voisins la hauteur envieuse;
D'un laurier immortel son front est couronné,
Des rayons de sa gloire il est environné.
Il boit le pur Nectar, marche sur les nüages,
Et sous ses piés voit naitre et mourir les orages.
La Terre le contemple avec ravissement,
Ce n'est plus un Mortel, c'est un Dieu triomphant.
Tel on nous peint Hercule, et sa gloire brillante,
Quand Jupiter pour prix d'une valeur constante,
Lui decerna l'honneur de la Divinité,
Tandis que tant d'eclat fixe l'oëil enchanté.
Sur les ailes des vents un bienfaisant Génie
Apporte ces accens à l'oreille ravie etc.

Wir wünschen ein vollständiges Lobgedicht auf diesen Helden von dem Lehrmeister des Herrn von Arnaud zu sehen.

Leipzig.[1]

Analecta Litteraria de libris rarioribus, edita a *Frider. Gotthilf. Freytag.* J. C. In Officina Weidemanniana. 1750. In Octav, 3 Alph. 2 Bogen.

Wir kennen die Stärke des Hrn. Freytags, eines würdigen Sohns des gelehrten Rectors in der Schulpforte, in der gelehrten Geschichte, und müssen unser Vergnügen über diese seine wohlgerathene Arbeit bezeigen. Dieses Werk ist dadurch entstanden, daß er in des Herrn Vogts und Herrn Gerdes Verzeichnisse seltener Bücher alles eingetragen hat, was ihm anderwärts von seltenen Büchern vorgekommen ist, womit er sich bey den Liebhabern der gelehrten Geschichte vielen Dank verdienen wird. Dürfen wir eine kleine Anmerkung machen, so ist es diese, daß es kein sicheres Kennzeichen der Seltenheit eines Buchs ist, wenn dessen Verkauf in einem oder dem andern Lande verboten worden. Auf dem Titelkupfer sehen wir das Haupt der Medusa in einen Namen verwandelt. Wenn es, wie wir glauben, der Name irgend einer L. Schönheit ist, so kann man es auf unterschiedene Art erklären, warum er hier seinen Platz gefunden hat.

[1] [Achtzehntes Stück. Freytags, den 30. April, 1751. S. 143—144.]

Madrid.[1]

Im verwichenen Jahre gab allhier Don Augustin de Montiano y Luyando, beständiger Director der Akademie der Historie allhier, und Mitglied der Königl. Spanischen Akademie, ein Buch von 255 Seiten, in Duodez, unter dem Titel: *Discurso sobre las Tragedias Espagnolas etc.* heraus. Er kündiget in diesem Buch ein Werk an, worinnen er die Ehre des Spanischen Theaters retten und zeigen will, daß Spanien sich hierinnen ganz wohl mit Frankreich, Italien und England in Vergleichung stellen könne. Er eifert auch wider den Verfasser des Theatre Espagnol, welches 1738 zu Paris herausgekommen, und worinne der Verfasser desselben behaupten will, den Spaniern wären die Trauerspiele unbekannt, und man könne einige von ihren Stücken, welche zwar den Namen der Trauerspiele führten, als z. E. Celestina und Helena, nicht mit Recht Trauerspiele nennen, weil sie höchstens nur für Romane in Gesprächen könnten gehalten werden. De Montiano wirft also dem Verf. vor, er habe von der Sache geurtheilet, ohne eine Kenntniß davon erlanget und die besten Spanischen Dichter gelesen zu haben. Dieses ist eine endemische Seuche unter den Kunstrichtern und witzigen Köpfen in Frankreich. Sie machen es mit ihren Nachbarn gegen Morgen eben so, und ihr Abscheu vor allen fremden Sprachen, welchen das Vorurtheil für ihre Nation beständig unterhält, wird auch sobald kein Mittel wider diese Krankheit anschlagen lassen. Wenn der Verfasser des *Theatre Espagnol* nur, wie es seine Schuldigkeit erforderte, die ganz bekannte Bibliothek des Don Nicolas Antoine nachgeschlagen hätte, so würde er eine ziemliche Anzahl Spanischer Dichter gefunden haben, welche Trauerspiele geschrieben, die man noch itzo, wiewohl verändert, in Spanien aufführet. Er wundert sich auch, daß der Verfasser des *Theat. Esp.* die Celestina unter die Tragödien rechnet, da sie doch, als sie 1539 zu Sevilien war gedruckt worden, den Titel einer Tragikomödie führete. Er beweiset, daß man schon von 1533 an gute Trauerspiele in Spanien findet, als z. E. *la Venganza de Agamemnon* und *Hecuba triste*, welche beyde Fernand Perez de Oliva in Prose verfertiget hat. Er geht hierauf alle Spanischen Trauerspiele durch, welche von dieser Zeit an herausgekommen, und beurtheilet sie, da er denn gestehet, daß viel schlechte

[1] [Vier und zwanzigstes Stück. Freytags, den 11. Junius, 1751. S. 185—186.]

darunter sind. Unter die wohlgerathenen werden hier die 2 Trauerspiele des Antonio de Silva, *la Nise lastimosa* und *la Nise laureada* von 1575 gezählet. Hingegen werden wieder andere getadelt, als des Hauptmanns, Alphonso Virues 5 Trauerspiele, des sonst berühmten Fr. Lope Felix de Vega Carpio 6 Trauerspiele, das Trauerspiel Paulino, welches 1740 zu Madrid herausgekommen, und andere. Von den Neuern lobt er den Don Ignazo de Lussan und die Uebersetzung des Cinna des Corneille durch den Marquis de St. Jean. In dem zu Madrid 1735 gedruckten Verzeichnisse der Spanischen Komödien, deren Anzahl sich auf 4409 beläuft, und worunter sehr viel schlechte seyn müssen, hat man die Tragödien und Tragikomödien unter den Titel Komödien mit Unrecht gesetzt. Endlich macht Don Montiano sich auch über den Herrn von Voltaire her, welcher behauptet, daß die Franzosen zuerst die Schaubühne wieder hergestellet. Er läugnet dieses, und spricht diesen Ruhm seiner Nation zu.

Leipzig.[1]

Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von **C. F. Gellert**. Mit Röm. Kays. auch Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsis. allergn. Privilegien. Bey Johann Wendler. 1751. In Oct. 20½ Bogen.

Hr. Gellert, dessen Verdienste endlich durch eine ausserordentliche Professorstelle, mit einigem Gehalt, auf der Universität in Leipzig belohnt zu werden angefangen haben, hat allezeit ein rechtmäßig erlangtes Vorurtheil des Ansehens für sich, wenn er ein Werk von seiner Arbeit heraus giebt. Es ist ihm auch bey gegenwärtigen Briefen günstig, und kein Leser von gutem Geschmack wird sich in seiner Erwartung betrogen finden.

Der gründliche Ausspruch des Horaz: Scribendi recte sapere est et principium, et fons, ist mit gleichem Recht auf das Briefschreiben, als auf die Dichtkunst, zu ziehen. Dahin gehet hauptsächlich der Sinn der hier beygefügten practischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen; welche man zugleich als eine kritische Geschichte der Briefschreibekunst ansehen kann. Hr. Gellert hat sich über

[1] [Fünf und zwanzigstes Stück. Freytags, den 18. Junius, 1751. S. 199—200.]

die beste Art, Briefe zu schreiben, in folgender dieser Abhandlung eingeschalteten Erzählung am besten ausgedrückt:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielen Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„Daß er ein Weib verlohr, das er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn tröſten soll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen."
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Das übrige folgt über 8 Tage.

Beschluß des Artikels von Gellerts Briefen.[1]

Hierbey erinnern wir uns des Jourdain bey dem Moliere, welcher von seinem Sprachmeister verlangt, er solle ihm einen Brief über das Thema: Schöne Marquise, ich liebe Sie, aufsetzen. Der Sprachmeister sagt ihm allerley weitläuftige Formuln vor, von welchen ihm aber keine gefällt; sondern er verlangt, er solle nichts mehr schreiben, als: Schöne Marquise, ich liebe Sie: doch aber müsse der Brief recht artig herauskommen. Der Sprachmeister kann ihm endlich keinen bessern Rath geben, als daß er seine eigene Formul: Schöne Marquise,

[1] [Sechs und zwanzigstes Stück. Freytags, den 25. Junius, 1751. S. 207—208.]

ich liebe Sie, als die allerbeste, aufschreiben und seiner Geliebten zuschicken solle. Jourdain wird vor Freuden ausser sich gesetzt, da er höret, daß er so gelehrt sey, einen guten Brief zu schreiben. Aber so gelehrt, oder vielmehr so natürlich vernünftig, sind die meisten Menschen: sie werden aber gemeiniglich zu Phantasten, sobald sie die Feder ansetzen, und einen Brief schreiben wollen. Unsere bisher Mode gewesene Briefsteller haben ein Großes zu Ausbreitung dieses Uebels beygetragen. Die beste Regel im Briefschreiben ist diese, daß man ohne Regeln schreibe.

Von dieser Art sind gegenwärtige 73 Briefe des Hrn. Gellerts, wo man überall die Sprache der Natur und des Herzens findet und deutlich siehet, daß ein guter Brief ein Gespräch zwischen zwey Abwesenden ist. Der Herr Verf. beobachtet diese edle Einfalt in allen den verschiedenen Arten seiner Briefe, in gelehrten und scherzhaften, in frölichen und traurigen, bey Wichtigkeiten und Kleinigkeiten. Sind ihm zuweilen einige Perioden aus der Sprache der Dichter entfahren, so ist dieses eben sowohl zu entschuldigen, als wenn zuweilen ein witziger Kopf in seinen Gesprächen den Paroxismus des Witzes bekömmt, oder zum Scherz ein Pedant wird. Bey allerley Arten von Beschreibungen finden wir in diesen Briefen, unter andern im 2ten und 73sten eine besondere mit etwas scharfem Salz gewürzte Anmuth. Proben mitzutheilen ist zwar hier unnöthig; wir können uns aber doch nicht enthalten, folgenden kleinen artigen Brief, welcher uns gleich in die Augen fällt, abzuschreiben.

Mein lieber kleiner S = = =

Ich weis Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, dieses habe ich Ihnen nun schon zehn Jahre nacheinander geschrieben. Die Komödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn Sie mir die Wache wollten setzen lassen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S = =, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will, so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andere. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

In der Vorrede sucht Hr. Gellert seinen Lesern das Vorurtheil der Autenticität seiner Briefe, nach Art der Romanenschreiber, beyzubringen.

Bey uns hat sein Kunstgriff nicht angeschlagen. Und ist es ihm nicht mehr Ehre, wenn er sich in diejenigen Umstände zu setzen gewust hat, in welchen man recht natürliche Briefe schreiben kann? Wir wissen, daß er geschickt genug dazu ist, eben so, wie ein theatralischer Dichter so vielerley Personen ihre mancherley Charaktere auf einige Zeit abborgen muß. Der meiste Theil der Vorrede zeigt selbst die Unmöglichkeit einer solchen ächten gedruckten Briefsammlung. Ja einige Briefe weisen selbst aus, daß er sich in fremde Umstände gesetzt hat. Hat denn Hr. Gellert eine Frau? Ist er denn ein Frauenzimmer?

Zürich.[1]

Jacob und Joseph: ein Gedicht in drei Gesaengen.

Instant, he cry'd, your femal discord end,
Ye deedless boasters! And the song attend:
Obey that sweet compulsion, nor profane
With dissonance the smooth melodious strain.

Zyrich. Bei Conr. Orel und Compagnie. MDCCLI. In Quart, 13 Bogen.

Wir sehen wohl, was die Absicht des Verfassers dieser Deutschen Pseudohexameter gewesen ist. Er hat eine rührende Geschichte, wozu die Verlierung des Joseph und seine glückliche Wiederfindung allerdings sehr geschickt gewesen, poetisch beschreiben, und dabey Gelegenheit nehmen wollen, seine Stärke in der Schilderung starker Gemüthsbewegungen und in der von seinen kritischen Landsleuten so sehr und bis zum Ekel gerühmten malerischen Dichtkunst zu zeigen. Uns dünkt aber, es ist ihm gar schlecht, und zu weilen nur von ungefähr, gelungen. Er hat dazu die Klopstockische Versart, das ist, die in dem Virgil und Ovid so wohlklingenden Hexameter, deren unsere Muttersprache an sich vollkommen fähig ist, welche aber von dem geistreichen Verfasser des Meßias und seinen Affen sehr gemishandelt worden, erwählet. Wie können doch Deutsche Ohren bey diesem unerträglichen Uebelklange so unempfindlich seyn? Hat Horaz den Wohlklang im Sylbenmaße nicht so gut beobachtet, als Virgil und Ovid, so hat es ihm gewiß nicht am Willen, sondern an der Fertigkeit in dieser poetischen Kleinigkeit gemangelt. Wir wollen aber einem Dichter, welcher sich nun einmal in ein solch höckerichtes Wesen verliebt hat, gern seine

[1] [Sieben und zwanzigstes Stück. Freytags, den 2. Julius, 1751. S. 213—214.]

kleine Thorheit vergeben, wenn er nur dabey das wesentliche Poetische in seiner Gewalt hat. Dieses können wir aber von dem Verfasser des Jacob und Joseph nicht sagen. Man lese einmal folgenden Anfang:

Bald war ein jahr mit auf- und niedergehenden tagen
In das westliche meer gesunken, seitdem das geschlechte
Jacobs, den Gott mit dem wyrdigern nahmen des Israel ehrte,
Von den grenzen des Nils und der Mizren zuryke gekommen,
Mit getreide zwar wol versehn, doch voll kraenkenden sorgen,
Furcht sass in den minen und gram entstellt' ihr gesichte;
Simeon, einer der aeltesten, war zuryke geblieben,
Ihn befahl der Oberhofmeister in bande zu legen,
Dass er sein staatsgefangner verbliebe, bis Simeons bryder
Beim wiederkommen mit ihnen den jyngsten bruder auch braechten,
Dadurch sollten die bryder ihm ihre treue bewaehren:
Denn er hatte verdacht, sie waeren gekommen, die bloesse
Von Mizraim zu spaehn. Sie waren zwar keine kundschafter,
Dieser bezychtigung halber war ihr gewissen beruhigt:
Aber sie nagete mit verschwiegenen bissen die synde,
Die sie an ihrem bruder, dem Joseph, begangen; sie hatten
Ihn kaufleuten von Ismaels stamm zum sclaven verkaufet.

Man schreibe dieses ohne Absätze der Zeilen hin: so wollen wir demjenigen Trotz bieten, welcher merken wird, daß es Poesie seyn soll. Und so ist fast das ganze Gedicht.

Gleichwie dieser Verfasser dem Verfasser des Meßias in der Versart nachgeahmet hat, also hat er es dem Verfasser des Frühlings in den Lateinischen Buchstaben nachgethan. Das heist gute Dichter glücklich nachahmen! Aber warum will man denn unsere ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Alterthum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten! Man wirft unsern Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben! Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären, als die Rundungen, und als ob die Lateinischen Charaktere nicht eben so viel Ecken hätten. Denkt man dadurch die Ausländer zu Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irret man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens den Lateinischen sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie

auch weiter. Es ist übrigens ohne Zweifel wegen des Mangels an ü in dem Antiquaschriftkasten geschehen, daß man Statt derselben lauter y genommen hat, und weil hierdurch auch das Fach des y leer geworden, so hat man nothwendig, anstatt des y, welches sonst ein guter alter ehrlicher Deutscher Buchstabe ist, allemal ein i genommen. Dergleichen Sprachverbesserungen können wir für nichts anders, als für Kinderspiele, ansehen, welchen gesetzte Deutsche Schriftsteller nachzuäffen sich jederzeit schämen werden; und das von Rechts wegen.

Zürich.[1]

Die Synd-Flut. Ein Gedicht, Erster und zweyter Gesang. Zyrich, bey Heidegger und Compagnie 1751. In groß Quart, 5 Bogen.

Der Verfasser dieses Gedichts wagt sich auf einen Theil des Feldes, welches der Verfasser des Noah, Hr. Bodmer, zu durchlaufen sich vorgenommen hat. Er hat sich in der wohlgesetzten Vorrede wegen dieses Unternehmens hinlänglich entschuldiget. In dem Aeuserlichen ist dieses Gedicht dem vorhergehenden fast vollkommen gleich. Dem Innern nach kömmt es der Sprache eines Dichters etwas näher, ob es gleich auch hin und wieder ziemlich nach der Prose schmeckt. Wir werden sehen, wie ihm die Fortsetzung gelingen wird. Eine etwas seltsame, wir wollen nicht sagen, poßierliche Stelle, wollen wir, zur Belustigung unserer Leser, hersetzen. Noah beklagt sich über die Aufführung der damaligen Menschen unter andern also:

Einige haben die zaertlichste Neigung zu Hunden, und andre
Halten sich gern zu den Affen, sie gehn mit ihnen vertraut um,
Wie mit Brudergeschlechten, und nehmen ihr thun sich zum Beyspiel.
Der haengt ein Froeschebein an, ein andrer die Quaste vom Kuhschwanz,
Dieser den Schnabel des Hahnen, sie hyten des nichtigen Spielzeugs,
Wie des rechten Augapfels, beglaubt ihr Leben und Wolseyn
Sey an seine Bewahrung gebunden, und mit ihm verlohren. etc.

[1] [Sieben und zwanzigstes Stück. Freytags, den 2. Julius, 1751. S. 214—215.]

Man[1] sieht seit etlichen Tagen: *L'Art de joüir.*

Et quibus ipsa modis tractetur blanda Voluptas. Lucr.

A Cythère. MDCCLI. In klein Octav, 8½ Bogen.

Es ist ein geiles Geschwätz von allerley Heldenthaten der Venusritter, und der darinnen angebrachte Witz ist so kahl, wie der, welchen man von dem Verfasser schon in seinen gelehrten Werken *sur l'origine des animaux, l'homme plante, l'homme machine etc.* gewohnt ist. Er mag sich seiner Schwäche auch wohl bewußt seyn; darum hat er, gleich im Anfange, die Hallerische Ode, Doris, als eine captationem benevolentiae, fast ganz hingesetzt, und für das Werk seines Witzes ausgegeben. Dergleichen Unverschämtheit ist nur bey einem Menschen nicht zu bewundern, welcher unverschämt genug ist, sich in die Reihe der Verfasser der Ecoles des filles, Academies des Dames, Therése Philosophe NB. zu stellen. Doch wer von der Kunst zu lieben schreibet, für den kann auch ein Pontus in der Welt seyn.

Frankfurt am Mayn.[2]

Empfindungen für die Tugend, in satyrischen Gedichten, von **C. N. Naumann.** Verlegts Daniel Christian Hechtel. 1752. In Oct. 3½ Bogen.

Wie ein muthiges Pferd, welches seine Lectionen noch nicht begriffen hat, allezeit sein Ziel überrennet, also hat das tugendhafte Feuer des Hrn. Naumann, bey Verfertigung dieser Gedichte, sein Ziel nicht erreichet, sondern überhohlet. Wir wissen daß er sich bey diesen beyden Gedichten, Agrigent, und wider die Weichlichkeit der Sitten, ganz besonders den Juvenal zum Muster vorgestellet hat. Nun ist bekannt, daß dieser mehr schilt, als spottet. Was Wunder also, daß Hr. N. aus großer Begierde, sein Muster zu erreichen, dasselbe übertroffen hat, und gar nicht spottet, sondern immer schilt? Einen Beweis seiner Stärke in der epanorthotischen Dichtkunst mag folgende Stelle aus dem 2ten Scheltgedicht abgeben:

Sie (die Amme) weis zu rechter Zeit ihr (der Jungfer) Sadelbaum zu kochen,
Und läuft zum Bader hin mit ihren dürren Knochen:

[1] [Sieben und zwanzigstes Stück. Freytags, den 2. Julius, 1751. S. 216.]
[2] [Ein und dreyßigstes Stück. Freytags, den 30. Julius, 1751. S. 246—247.]

So kömmt die Näscherey nicht an das Tagelicht;
Wiewol die halbe Stadt von ihrer Schandthat spricht.
Sie singt ein schandbar Lied nach wunderlichen Noten.
Ihr Mund, der Widerhall der allerfeinsten Zoten,
Der sich, weil er nicht kann, an fremder Lust vergnügt,
Ist einer Gruben gleich, in der ein Luder liegt.
Indessen wächst und buhlt die junggeschändte Dirne;
Entblößt den halben Leib mit unverschämter Stirne;
Indem ihr wilder Geist aus geilen Augen blickt,
Der tödtlich scharffe Pfeil in Buhlerherzen drückt.
Es blüht der Frechheit Bild auf dick geschminkten Wangen,
Wo längst das Morgenroth der Züchtigkeit vergangen;
Kaum hat des Pinsels Kunst Zinnober hingekleckt:
So drängt sich mancher Narr, der es wie Zucker leckt.

Budißin.[1]

D. *Christiani Tobiae Ephraim Reinhardi*, Medici Camentiani, Carmen de Leucorrhoea seu fluore albo benigno mulierum. Anno aerae Christianae CIƆIƆCCL. Typis Christiani Scholtzii. In Quart. 2 Bogen.

Der gelehrte Hr. D. Reinhard in Camenz, welcher die schönen Wissenschaften, und besonders die Lateinische Dichtkunst, jederzeit seiner Hauptwissenschaft mit glüklichem Erfolg an die Seite gesetzet, hat dieses Gedicht vom weissen Fluß bey Gelegenheit der Gelangung des Hrn. Haugk zur Würde eines regierenden Bürgermeisters in der Kön. Pohln. Churfürstl. Sächs. Sechsstadt Camenz, aufgesetzt. Er trägt darinne diese Materie in einer fließenden Schreibart und guten Ordnung vor. Er zeigt, was der gutartige weisse Fluß sey. Er giebt die Ursache dieser Krankheit an, und setzt die Hauptursache in das Schlappwerden der Fibern, vornehmlich derjenigen, aus welchen die Mutterscheide besteht, und glaubt, daß alsdenn ein gutartiger weisser Fluß entstehen müsse, wenn wegen der schlapp gewordenen Fibern der Mutterscheide mehr Feuchtigkeit abgesetzt wird, als natürlicher Weise zur Schlüpfrichhaltung der Geburtsglieder nöthig ist. Er beschreibt die Kennzeichen dieser Krankheit deutlich und erzählet die Ungelegenheiten, welche aus dieser Krankheit zu

[1] [Ein und dreyßigstes Stück. Freytags, den 30. Julius, 1751. S. 248.]

entstehen pflegen. Endlich lehret er, wie man diesem Uebel auf eine vernünftige Art abhelfen müsse.

Eine Probe von des Hrn. Verfassers Art zu dichten zu geben, wollen wir das seinem Werk vorgesetzte *Epigramma* hersetzen, womit er sich aber keine gute Freundinnen machen wird.

Femina tota fluit, medici concurrite! fluxu
 Ne pereat! quoniam femina tota fluit.
Fallor an existat rimarum femina plena?
 Cum minime succos haec retinere queat.
Ne quid deponas et in huc illucque fluentem;
 Ne simul id pereat, perfluat atque fluat.

Wir wollen noch den Schluß der Zueignungsschrift, welcher ein Lob der Vaterstadt des Hrn. Doctors in sich hält, mittheilen.

- - Sic Te moderante Camentia stabit
Cultior, adsuescetque bonis parere senatus
Legibus; adsuescat missa ruditate, precamur.

Wir stimmen dem Wunsche des Dichters mit Mund und Herzen bey.

Amsterdam.[1]

Memoires concernant **Christine**, *Reine de Suède*, pour servir d'éclaircissement de son Règne, et principalement de sa Vie privée et aux événemens de l'Histoire de son tems Civile et Litéraire: suivis de deux Ouvrages de cette savante Princesse, qui n'ont jamais été imprimés, Le tout fondé sur ses Lettres, et recueilli des Historiens et des Monumens les plus autentiques, tant manuscrits qu'imprimés, accompagné de Remarques historiques, politiques, critiques et litéraires; avec des Medailles et un Appendix de Piéces justificatives ou instructives. *Et pius est patriae facta referre labor. Ovid. Trist. Lib. II. v. 322.* Chez Pierre Mortier 1751. Tom. I. In Quart, 3 Alph. 3 Bogen.

Die seltsame Aufführung, welche die Königin von Schweden, Christina, fast in ihrem ganzen Leben beobachtet hat, giebt unwidersprechliche Beweise an die Hand, wie veränderlich das menschliche Herz ist. Ihre Unterthanen liebten sie, so zu sagen, zärtlich, und beteten sie an, und

[1] [Vier und dreyßigstes Stück. Freytags, den 20. August, 1751. S. 266—270.]

sie konnte sich rühmen, ihre Herzen zu besitzen. Sie war gelehrt, und sah, daß selbst die größten Gelehrten sich eine Schuldigkeit daraus machten, ihr ihre Ehrerbiethung zu bezeigen. Mit einem Wort, Christina war eine Zeit lang die Bewunderung des menschlichen Geschlechts. Indessen ward doch ihr unruhiger und nach Neuigkeiten begieriger Geist bald der Vortheile überdrüßig, welche ihre Gemüthsgaben und ihre hohe Geburt ihr verschaffet hatten, und die meineidigen Eingebungen einiger Hofleute, welche sich ihrer Schwachheit bemächtigten, waren Ursache, daß sie ein wanderndes Privatleben dem Reiz der Königlichen Hoheit vorzog.

Verschiedene Schriftsteller haben sich vorgenommen, die Lebensgeschichte dieser Königin auf die Nachwelt zu bringen: aber nach dem Urtheil des Verfassers gegenwärtiger Nachrichten sind ihre Schriften mehr Satiren, als unparteyische und getreue Erzählungen. Da sie gelehrt war, so mußte ein Geschichtschreiber, welcher ihr Leben beschreiben wollte, ausser den andern Eigenschaften, auch gelehrt seyn, und in Ansehung vornehmlich dieses letztern scheinet es, daß man dem Herrn A r c k e n h o l t z, Hochfürstlich Heßischen Rath und Bibliothekar, das Recht, sich in diese Reihe zu stellen, nicht absprechen kann.

Nachdem Hr. Arckenholtz in seiner Vorrede diejenigen beurtheilet hat, welche mit ihm nach gleichem Ziel gerungen haben, so giebt er ein Verzeichniß von den zu Christinens Geschichte gehörigen Schriften, und macht sich sonderlich über die Franzosen her. Könnte man ihn nicht einer allzu großen Parteylichkeit beschuldigen, weil er die gelehrten Schriftsteller ausser seinem Vaterlande alle unrecht haben läßt? Man sieht hieraus, wie klug er gehandelt hat, daß er nicht den Namen eines Geschichtschreibers angenommen. Man könnte ihm auch vorwerfen, daß er zu sehr für seine Heldin eingenommen sey, weil er die geringsten Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, widerlegt, und sich Mühe giebt, zu zeigen, daß andere Königinnen eben solche Fehler gehabt, wie Christina. War sie aber dadurch wohl mehr ausser Schuld? Wenn die Franzosen der Christina ihre Armuth und ihr schlechtes Gefolge vorwerfen, so setzt ihnen unser Verfasser das Exempel der Königin in Frankreich, der Mutter Ludwigs des XIII. entgegen; gleich als ob dieses die Christina reicher gemacht hätte.

Die Quellen, woraus der Verfasser gegenwärtiger Nachrichten geschöpfet hat, sind die selbsteigenhändigen Briefe der Christina, wie auch andere gleichfalls ächte Handschriften und öffentliche Acten. Den größten

Theil derselben hat man in den Schwedischen Archiven gefunden, wo man die Urkunden davon heilig aufhebt. Ein anderer Theil dieser Briefe ist dem Verfasser von Personen vom ersten Range in Schweden, welche er mit Dank nennet, mitgetheilet worden; und ein dritter Theil derselben ist aus gedruckten Büchern und Schriften genommen worden, z. E. aus der kleinen Sammlung, welche Hr. Colomies 1688 unter dem Titel: *Lettres de Christine et d'autres,* herausgegeben, und aus den *Actis pacis Westphalicae* des Hrn. Meyer. Hr. Arckenholtz merket von diesen letztern, deren nur achte sind, an, daß, so ächt sie auch sind, sie dennoch in Schweden ganz unbekannt seyn, indem sie heimlich an ihren Vertrauten, Adler Salvius, Hofkanzler der Königin und zweyten Schwedischen Gesandten auf der Versammlung zu Osnabrück, geschrieben worden. Alle diese Briefe haben unsrem Verfasser zum Wegweiser gedienet. Er legt sie nach ihrer Zeitordnung vor, und erläutert die darinnen enthaltene Begebenheiten durch historische Betrachtungen und Anmerkungen, welche sich auf verschiedene andere öffentliche und geschriebene Acten, auf die besten Schriftsteller, welche zu gleicher Zeit gelebt haben, auf ausführliche Nachrichten, kleine Schriften und flüchtige Stücke, und auf Briefe gründen, welche, ob sie gleich meistentheils zu Christinens Zeiten geschrieben worden, doch nur erst lange hernach bekannt gemacht worden, und welche zum Theil ganz neu herausgekommen sind. Hr. Arckenholtz sagt, daß er sie aus mehr, als 800 gedruckten Werken, und aus eben so viel oder noch mehr geschriebenen Aufsätzen genommen, die Briefe der Christina mit darunter begriffen, welche entweder ganz eingerücket, oder als urkundliche Beweise angeführet worden, um dadurch die erzählten Begebenheiten zu beweisen. Er überredet sich, daß das allgemeine Verzeichniß sowohl dieser, als jener, welches er am Ende des Werks, worinne fast 5000 Citationen sind, beyfügen wird, dasjenige glaubwürdig machen werde, was er in der Vorrede behauptet.

Der Briefwechsel, welchen Christina fast mit allen Gelehrten in Europa unterhielt, hat unsrem Verfasser Gelegenheit gegeben, viele besondere auswärtige Gelehrte betreffende Umstände zu erzählen, in so fern sie eine Verbindung mit der Geschichte dieser Königin haben. Es schmerzet den Hrn. A. daß er nicht alles das Gute, was er wünscht, von ihnen sagen kann, und er urtheilet sogar, daß einige unter ihnen, wenn es auch wegen ihrer schlechten Sittenlehre wäre, der besondern Gunst, wo-

mit sie Christina beehrte, unwürdig gewesen. Sam. Bochart und Nicol. Heinsius sind so zu sagen die einzigen, für welche er sein Lob verschwendet.

Nachdem er von den auswärtigen Gelehrten geredet, hat er es der natürlichen Ordnung seiner Erzählung für gemäß gehalten, auch etwas von dem Zustande der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften in Schweden unter Christinens Regierung zu sagen. Er hat sich hier in besondere Umstände eingelassen und von den Schwedischen Gelehrten derselben Zeit geredet, wobey er diejenigen Schriftsteller und Handschriften angeführet hat, aus welchen man eine vollständigere Nachricht von ihren Schriften und Werken erlangen kann. Er sagt nicht, ob sie ihm mehr Gelegenheit, sie zu loben, als auswärtige Gelehrte, gegeben haben. Er gesteht indessen in seinem Werke den Meineid des Messenius, und verschweigt auch nicht die Freyheiten, welche sich der berühmte Schwedische Dichter, George Stiernhielm, herausgenommen hat.

Der Verfasser entschuldiget sich hierauf wegen seiner vielen Citationen, und daß er in denselben verschiedene Anmerkungen wider gewisse Personen eingestreuet hat, welche in der vorhabenden Geschichte eine besondere Rolle gespielet, welche sie mit andern, nachdem es ihre Absichten erfordert, gemein gehabt haben. Er will auch diese Nachrichten eigentlich als Materialien angesehen haben, welche einmal dienen können, eine ausführliche Geschichte dieser berühmten Königin zu schreiben, und er bittet den Leser, ihn deswegen zu entschuldigen, daß er hin und wieder so weitläuftige Erklärungen und Ausschweifungen gemacht hat, und zu bedenken, daß dieses nicht eine nach der Ordnung verfaßte Historie ist, sondern daß er seine Erzählung nach der Reihe fortgesetzet, welche er nicht hätte unterbrechen können, ohne seinem Werk eine ganz andere Gestalt zu geben.

Unser Verfasser will nicht, daß man glauben soll, er habe sich vorgenommen, die Christina in allen Stücken zu rechtfertigen und offenbar ihre Vertheidigung wider alles das zu übernehmen, was man nachtheiliges von ihr ausgestreuet hat. Er gestehet frey, daß die Ehrfurcht, welche er gegen diese große Prinzeßin hat, gemacht hat, daß er gewünschet, in den Schriftstellern, welche er zu Rathe gezogen, Materie zu finden, womit er sie gegen alle Vorwürfe rechtfertigen könnte, welche die Feinde und Neider ihres Ruhms ihr gemacht haben: aber er hat es auch für seine Schuldigkeit gehalten, die Wahrheit in Fällen, wo die Meynungen

unparteyischer Schriftsteller miteinander übereintreffen, nicht zu verstellen. Ungeachtet dieses aufrichtigen Geständnisses hat er doch das strenge Urthel der Christina zu beschönigen gesucht, welches sie wider den unglücklichen Monaldeschi aussprach und welches sogleich vollzogen ward. Der Verf. hat diese Ausführung in den zweyten Theil verspahret, und wir sind begierig, die Beweise zu sehen, welche er zu Vertheidigung einer Handlung anführen wird, die, wie es scheint, nicht aus einer so philosophischen Seele, wie der Christina ihre Seele war, hätte hervorkommen sollen. Wenn man gegenwärtige Nachrichten lieset, so wird man anfangs finden, daß Christina bey verschiedenen Gelegenheiten viel Mäßigung bezeiget hat: aber that sie nicht hernach ihrer Neigung Gewalt? Man sieht aus ihren Briefen, welche sie an ihren Liebling, Adler Salvius, wider E. Oxenstierna, schrieb, daß sie eine rachgierige Seele gehabt hat; und sie ließ sich dieses noch mehr merken, als sie freywillig die Krone niederlegte, da sie von dem Grafen Magnus de la Gardie sagte, sie wolle sich nicht selbst rächen, sondern es durch ihren Nachfolger thun.

Unter den unanständigen Sachen, welche die Franzosen der Christina zur Last gelegt, sagt unser Verfasser daß dieses mit sey, daß sie die Galanterie geliebet. Er gesteht, daß sie den Schein davon nicht sehr vermieden, aber er glaubt, sie frey sprechen zu können, wenn er den Charakter der Urheber dieser Beschuldigung und das Zeugniß der Madem. von Montpensier und der Madame von Motteville überlegt, welche alle ihre Handlungen, während ihres zweymaligen Aufenthalts an dem Französischen Hofe, beobachtet haben, und das Gegentheil versichern. Der Verfasser untersucht hierauf, wie so viele der Christina nachtheilige Nachreden in die Welt ausgestreuet worden. Er merket an, daß ihre Religionsveränderung sie vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzet, und daß, da sie Ausländer in ihre Dienste genommen, Neid und Uneinigkeit bald unter ihnen eingerissen. Imgleichen, wenn sie die Königin nicht alle gleich mit Geschenken überhäufet, so hat der Haß sie allerley Unwahrheiten sagen heissen, und sie haben sich durch satirische Schriften und andere ungeziemende Dinge rächen wollen, welche der Bosheit des menschlichen Herzens Genügen thun. „Es ist also nicht zu verwundern, sagt der Verfasser, „daß sie auch bey verständigen und gelehrten Leuten Glauben gefunden „haben, ob sie gleich besser gethan hätten, wenn sie Tenzels Urtheil „gefolgt wären, daß man nämlich viel zum Nachtheil der Christina ge-

„schrieben habe, wovon man aber nicht den hunderten Theil glauben „dürfe; oder daß man gedacht hätte, wie Bayle bei dergleichen Sachen „dachte, welche er von der Christina hatte sagen hören, und wovon er „nur deswegen redete, damit er, so viel ihm möglich sey, verhindern „möge, daß diejenigen, welche auch davon reden hörten, es nicht glauben „möchten, weil, sagt er, wenn ich es recht habe untersuchen wollen, ich „nichts gefunden habe, was es hätte glaublich machen können." Aber dachte Bayle das wirklich, was er hier sagt? Sein Charakter, und das, was mit der Königin und ihm vorgegangen, läßt befürchten, daß Hr. A. sich von dem Rotterdamischen Philosophen was hat weiß machen lassen.

Unser Verfasser bringt hierauf die Zeugnisse bey, welche verschiedene Gelehrte des vorigen Jahrhunderts von dem witzigen Geiste der Christina abgelegt haben, der so sehr aus ihren geistvollen Briefen hervorleuchtet. Er besorgt, daß, ungeachtet der Mühe, welche er sich gegeben hat, alle Briefe dieser Prinzeßin zu sammlen, doch seinem Nachsuchen eine beträchtliche Anzahl entwischt sey: aber er versichert, daß es nicht bey ihm gestanden, alle diejenigen auszuforschen, welche in seinem Vaterlande und in verschiedenen Ländern sind, wo er gereiset ist. Er giebt hierauf ein Verzeichniß derjenigen vornehmen und gelehrten Personen, welche sein Vorhaben unterstützet haben, und zeigt diejenigen Briefe an, deren er so viel er weis, noch nicht hat habhaft werden können. „Er hoffet die„jenigen, welche andere Aufsätze von der Christina und andere zu ihrer „Geschichte gehörige Schriften besitzen, aufzumuntern, ihm zu folgen und „sie der Welt mitzutheilen oder sie dem Verleger seiner Nachrichten zu„kommen zu lassen, welcher nicht ermangeln wird, ihnen seine Dank„barkeit dafür zu bezeigen." Die Fortsetzung folgt künftig.

Leipzig.[1]

Introductio plana in philosophiam, complectens genuinas iuxta quas intellectus humanus operatur leges Geometriae Euclideae ope erutas atque dilucidatas. Conamen I. Auctore Jo. Jac. Hentschio, Phil. Mag. Lusato. Apud haer. Lankisii 1751. In Octav, 1/2 Alph. und 4 Kupfertafeln.

Daß Euklides der wahre Lehrmeister der Methode sey, ist von allen

[1] [Vier und dreyßigstes Stück. Freytags, den 20. August, 1751. S. 271—272.]

vernünftigen Philosophen erkannt worden, und die Alten, welche unsere itzige Gelehrten, wie bekannt, so sehr verehren und ihnen so wenig nachahmen, hielten die Erlernung der Geometrie für ein Stück einer guten Auferziehung. Doch Cicero hat gesagt, es könne nichts so thörichtes gesagt werden, das nicht ein Philosoph gesagt hätte; und daher ist es kein Wunder, daß es Philosophen giebt, die einen erstaunlichen Unterschied unter der mathematischen und philosophischen Methode machen und ihn selbst in ihren Schriften beobachten. Für diese Philosophen ist es auch nöthig, daß sie sich in der Lehrart von den Mathematikverständigen unterscheiden; denn die Spinne muß nach andern Regeln weben, als der Seidenwurm. Ob sich aber, eine Menge Grillen beyseite gesetzt, die wahren und nützlichen Regeln zu Leitung unseres Verstandes irgendwo besser herleiten lassen, als aus dem Verfahren desjenigen Schriftstellers, dem man in so vielen Jahrhunderten keinen einzigen Irrthum hat zeigen können, und dessen Lehren der Grund von dem größten Theile desjenigen sind, was noch itzo die Menschen gewiß wissen, das kann man aus gegenwärtigem Werk des Hrn. M. Hentschens abnehmen. Man findet hier das erste Buch des Euklides abgedruckt und dabey angemerket, wie das darinne beobachtete Verfahren uns auf die Regeln von den Erklärungen, Grundsätzen, Beweisen, Schlüssen &c. führet; daß man also hier die logischen Regeln beysammen antrift, deren Nutzen und Wahrheit so zu reden die Erfahrung vieler Jahrhunderte bestätiget hat; eben wie die Vorschriften in des Aristoteles Poetik von den Mustern hergenommen sind, deren Schönheit eine allgemeine Empfindung erkennet hatte. Man darf auch nicht glauben, als habe der Hr. M. Hentsch hier nur das wiederholet, was in hundert andern Logiken stehet, die auch methodo scientifica geschrieben sind, und diese Methode lehren. Eine große Menge der kleinen Nachfolger des Freyherrn von Wolf kennet den Euklides nicht weiter, als dem Namen nach. Der Hr. M. H. hat ihn mit demjenigen Fleiß und Nachdenken gelesen, mit welchem man einen Schriftsteller lesen muß, wenn man dessen Art zu denken sich eigen machen will. Und da er ihn auch einigemal in Vorlesungen andern erkläret hat, so hat er von der wahren mathematischen Methode, welche denen, die am meisten damit pralen, oft eben so schlecht bekannt ist, als denen, die sie, wie der Fuchs die Trauben, verachten, was gründliches anmerken können, und seine Schrift verdienet die Achtung aller, denen die Leitung des Ver-

standes nicht was gleichgültiges ist. Ausser dem eigenen Nachdenken, das sich in diesem Aufsatze zeiget, weiset er auch eine vollkommene Kenntniß der alten und neuen Weltweisen und Mathematikverständigen, die etwas zu seinen Absichten gehöriges haben, und trägt seine Gedanken in einer Schreibart vor, die sich ebenfalls von der Barbarey der gemeinen Philosophen merklich unterscheidet. Er verspricht mehrere philosophische Abhandlungen, zu denen gegenwärtige ein Verlangen erregen kann.

Fortsetzung[1] von den Mémoires concernant Christine etc.

Er sagt auch noch, „daß, da er überall alles aufgesucht, was das „Privatleben der Christina erläutern kann, er so glücklich gewesen, ihre „Maximen zu bekommen, wovon ihr Secretär, Galdenblad, ein gebohrner „Schwede, i. J. 1692 einige Abschriften, unter dem Titel: *Ouvrage „de loisir de la Reine Christine de Suède*, bekannt gemacht hat. Ich „habe um desto weniger angestanden, fährt der Verfasser fort, dieselben „in diese Sammlung mit einzurücken, da die Königin für die Verfasserin „davon ist erkannt worden, wie auch von einer kleinen Schrift, davon „der Titel ist: *Reflexions diverses sur la vie et les actions du Grand „Alexandre.* Beyde Stück wird man für ihrer würdig erkennen, da sie „viele erhabene Maximen und Gedanken enthalten, welche den besten „Schriftstellern dieser Art ziemlich nahe kommen.“ Man weis auch, daß Christina die Italiänische Dichtkunst sehr geliebet, und daß man in dem Endymion des Alexander Guidi Verse von ihr findet. Damit das Werk selbst nicht allzu groß werde, so hat unser Verf. verschiedene Stücke, welche dienen, die politischen oder gelehrten Begebenheiten, von welchen er zu reden Gelegenheit gehabt hat, zu erläutern, als einen Anhang, bis an das Ende verspahret. „Einige von diesen Stücken sind „in der That schon gedruckt: aber sie sind in einer Menge Bücher und „Schriften zerstreuet, wo man sie nicht suchen würde, und die andern, „welche eben so wichtig und aus guten Handschriften genommen sind, „erscheinen hier zuerst.“ Der Verfasser hat auch zu Ende ein vollständiges Verzeichniß aller Briefe der Christina angehänget, welche ganz in dem Werke stehen. „Ich habe, sagt er, das Datum und die Namen der „Personen, an welche sie geschrieben worden, den Ort, wo ich sie her „genommen, und ihren Inhalt, beygesetzt. Ich habe auch ein Verzeich-

[1] [Fünf und dreyßigstes Stück. Freytags, den 27. August, 1751. S. 274—277.]

„niß der Münzen hinzugesetzt, welche bey Lebzeiten der Königin geschlagen „worden, so wie es mir Hr. Reinhold Berch, Vorsteher und Secretär „des Schwedischen Antiquitätencollegii, ein in der Litteratur und den „schönen Wissenschaften sehr geschickter Mann, mit einigen Schwedischen „Anmerkungen gütigst zugesendet hat. Ich habe auch drey Register bey= „gefügt. Das erste enthält die Namen derer Bücher, deren ich mich „bedienet habe, nebst dem Jahr, da sie gedruckt worden. Das andere „enthält ein allgemeines Verzeichniß der Pappiere und Handschriften, „welche mit in diese Nachrichten eingedruckt, oder darinnen angeführet „worden. Das dritte ist über die Materien und Namen der Personen, „deren in diesem Werk Meldung geschehen."

Dieses ist überhaupt der Inhalt und der Plan dieser Nachrichten, wie ihn der Verfasser selbst in seiner Vorrede angiebt. Nun wollen wir auch einen besondern Auszug aus dem Werk selbst mittheilen, woraus erhellen wird, daß die Welt sich in der guten Meynung nicht geirret, welche sie von diesem Werk bey den Entwürfen, welche man davon gemacht, gehabt hat.

Diese Nachrichten fangen sich mit der Geburt der Christina an. Hr. A. erzählet bey dieser Gelegenheit, in was für Umständen sich damals Schweden befunden. Der König Gustav Adolph, Vater der Christina, führte Krieg in Deutschland, wo er bey Lützen ohnweit Leipzig blieb. Unser Verfasser untersucht die unterschiedenen Umstände, welche verschiedene Schriftsteller von dem Tode des großen Gustav erzählet haben, und bringt einen Brief vor, welchen dieser König 2 Jahre vor seinem Tode an den Grafen Axel Oxenstierna geschrieben. In diesem Briefe sind edle und erhabene Maximen enthalten, welche eines in der That frommen Königs würdig sind. Hat etwan diesen großen Prinzen das geahnet, was ihm begegnen sollte, oder fieng er vielleicht an, die Gefahr besser einzusehen? Bey Gelegenheit der Taufe der Christina widerlegt der Verfasser den Carini, welcher vorgegeben, der Hofprediger habe, als er sie getauft, ohne daran zu denken, ein Kreuz mit geweihtem Wasser über sie gemacht.

Nach dem Tode Gustav Adolphs ward Christina, welche erst 6 Jahr alt war, als Königin von Schweden ausgeruffen. Der Verfasser erzählet eine lustige Begebenheit, welche bey dieser Ausruffung vorgefallen. „Als der Reichsmarschall es den Ständen vortrug, so unterbrach ihn

„einer von den abgeordneten des Bauerstandes Namens Lorenz, oder „Larsson, und fragte ihn: Wer ist denn diese Tochter Gustavs? „Wir kennen sie nicht, und haben sie niemals gesehen. „Als hierauf der ganze Bauernstand anfieng zu murren, antwortete der „Landmarschall: Ich will sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen „wollt. Er ging auch sogleich, holte die Christina, brachte sie in die „Versammlung der Stände, und zeigte sie den Bauern, und besonders „dem erwähnten Larsson. Nachdem sie dieser in der Nähe genau be„trachtet hatte, schrie er: Ja, ja, sie ists. Das ist König Gustavs „Nase, das sind seine Augen, und das ist seine Stirne. Sie „soll unsere Königin seyn. Alsbald rufften sie die Stände ein„stimmig zur Königin aus und setzten sie auf den Thron."

„Die Vormundschaft der jungen Königin ward folgenden fünf Reichs„räthen, welche in den hohen Reichsbedienungen stunden, anvertrauet, „nämlich dem Oberrichter und Drost, welcher damals der Baron Gabriel „Oxenstierna Gustafson war; dem Großmarschall, Grafen Jacob de la „Gardie; dem Großadmiral, Gyldenhielm; dem Reichskanzler, Baron „Axel Oxenstierna, und dem Krongroßschatzmeister, Baron Gabriel Oxen„stierna, welche alle zugleich Vorsitzer der hohen Collegien, nämlich des „Justiz-, Kriegs-, Seekanzley- und Finanzcollegii, waren." Der Verfasser zeigt hierauf an, warum Christina nicht der Aufsicht der Königin Mutter anvertrauet ward. Der Lehrmeister, den man ihr gab, war Johann Matthiä, der Gottesgelahrtheit Doctor und vormaliger Rector und Professor des Königl. Gymnasii, welches damals zu Stockholm war. Gustav Adolph hatte ihn schon 1630 zum Lehrmeister seiner Tochter ernennet. „Er trat dieses sein Amt 1633 an, da er zugleich erster „Beichtvater des Hofes war, und er war so glücklich mit seiner Schülerin, „daß sie, da sie 18 Jahr alt war, den Thucydides und Polybius in ihrer „eigenen Sprache las, und im Stande war, daraus zu sprechen, und ihr „Urtheil von dem Inhalte anderer sowohl Griechischer, als Lateinischer „Schriftsteller, zu sagen." Die Reichsstände setzten alsdenn die Instructionen zur Auferziehung der jungen Königin auf. Man lehrte sie zugleich Schwedische und Deutsche und auch zeitig Lateinische Briefe schreiben. Der Verfasser theilt 15 davon nacheinander nebst der Französischen Uebersetzung mit. Er hat sie alle von den Urkunden, welche man in dem Schwedischen Archiv aufhebt, abgeschrieben. In einem von diesen Briefen

meldet Christina ihrem Vetter Neuigkeiten von Brisach, welche sie bekommen hatte, wobey Hr. A. Gelegenheit nimmt, des schlechten Zustandes zu erwähnen, in welchem sich damals die Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland befanden, und der Rolle, welche damals der Herzog von Weimar spielte. Die Schwedische Armee war zu derselben Zeit in einen erbärmlichen Zustand versetzt. Der Feldmarschall Banner war gestorben, und die Officiere wurden aufrührisch. Die Königin erkannte den Verlust, welchen sie in der Person dieses Generals erlitten hatte, wie sie solches in einem ihrer Briefe zu verstehen giebt. Sie meldete auch ihrem Vetter, daß der König von Dännemark ein Schiff abschicken und die Königin Mutter aus Schweden holen lassen würde, welches auch kurz darauf der Ausgang bestätigte, denn sie entwich den 29. Jul. 1640. Schweden hielt sich durch diese Art von Entführung beschimpfet, und erklärte sich gegen Dännemark, daß es dieses betrachte „als einen dem Gedächtnisse Gustavs „des Großen angethanen Schimpf, und als eine Handlung, welche der „Ehrerbiethung zuwider sey, welche man der Königin, seiner Tochter, „dem hohen Reichsrath und dem ganzen Brandenburgischen Hause schuldig „wäre." Beyde Kronen kündigten einander den Krieg an: weil aber Schweden schon in einen andern Krieg in Deutschland verwickelt war, so fing man im folgenden Jahre Friedensunterhandlungen an. „Der „Kanzler Oxenstierna begab sich in Person auf den Congreß zu Broemsebro, an den Smaländischen Grenzen, zwischen Schweden und Dännemark."

Damit Christina ihre vollkommene Zufriedenheit über die großen Dienste, welche ihr der Kanzler Oxenstierna bey Gelegenheit dieses Friedens geleistet hatte, zeigen möchte, „so beehrte sie ihn mit der Würde „eines Grafen, und schenkte ihm ein ansehnliches Stück Land, welches sie „zu einer Grafschaft erhob. Sie solennisirte diese Erklärungsacte durch „eine schöne Rede, welche sie in Schwedischer Sprache in vollem Senat, „den 27. Novemb. 1645 hielt, auf welche der Kanzler eine sehr demüthige „und beredte Antwortsrede hielt, worinnen er ihr zu erkennen gab, wie „hoch er die Gnade schätzte, welche sie ihm itzo erzeiget hätte." In eben diesem Jahre kam der berühmte Grotius von seiner Gesandtschaft aus Frankreich zurück, und starb kurz darauf auf der Reise, als er in sein Vaterland zurück reisete. Herr A. hat es nicht für undienlich gehalten, in seine Nachrichten einige Umstände von der Geschichte dieses

großen Mannes einzuschalten, welche sich auf die Geschichte der Christina, oder des Kanzlers Oxenstierna beziehen. Er theilt einige Auszüge von Briefen des Grotius mit, welche er aus der Bibliothek des Oxenstierna genommen, und woraus man sieht, wie sich der Cardinal von Richelieu in Ansehung seiner aufgeführet hat. Der Schutz, welchen dieser Kanzler dem Grotius angedeihen ließ, macht ihm Ehre, und zeigt, daß er das Verdienst dieses großen Mannes gekannt und geschätzet habe. Da aber sein Credit bey der Christina fiel, sobald sie selbst zu regieren angefangen hatte, „so ließ er es geschehen, daß man dem Grotius den Rap„pel bewilligte, um welchen er selbst gebethen hatte, und daß man an „seine Stelle einen gebohrnen Schottländer, Namens Duncan, als Re„sidenten dahin schickte, welcher unter dem Namen Cerisantes es an dem „Hofe zu Stockholm mit vieler Geschicklichkeit dahin gebracht hatte, daß „Grotius zurück geruffen ward. Cerisantes, welcher für das Theater „geschickter war, als zu Staatsangelegenheiten, verließ seinen Posten, „und reisete ohne Vorwissen seiner Königin von dem Französischen Hofe „ab und suchte sein Glück anderwärts.“ Hr. A. meldet hierauf, wie Grotius nach Schweden zurück gekommen, und tadelt die Herren Maurier, Menage und Bayle, daß sie vorgegeben haben, Grotius sey nach Dallers gereiset, von wannen er nach Holland zurück reisen wollen, ohne sich von der Königin zu beurlauben, worüber sie unwillig gewesen. Er führt nach diesem verschiedene Beweise des Gegentheils an, und gründet sich vornehmlich auf den höflichen Brief, welchen Christina an die Frau Grotius schrieb, welche ihr die Bücher und Handschriften ihres verstorbenen Mannes schicken sollte.

Nach diesen Ausschweifungen kömmt Hr. A. wieder auf den Schwedischen Kriegszustand zurück, und meldet anfänglich, daß der Graf Torstenson zum Generalißimus der Schwedischen Armee in Deutschland, nach dem Tode des Feldmarschalls Banners, ernennet worden. Weil aber dieser General immer mehr und mehr mit dem Podagra geplagt ward, so bat er die Christina um Erlaubniß, das Commando der Armee niederzulegen. Sie bewilligte ihm auch sein Suchen in einem höflichen Briefe, welchen unser Verfasser ganz mittheilet. Christina schickte in eben demselben Jahre den Grafen Magnus de la Gardie als Gesandten an den Französischen Hof und gab ihm einen Brief an den Prinzen von Conde mit. Sie betrachtete allezeit diesen Prinzen als ihren Helden, „viel-

„leicht, sagt unser Verfasser, in dem Geschmack der alten Ritterschaft, „welche in der Mitte des verwichenen Jahrhundertes noch ziemlich Mode „war." Der Brief, welchen sie ihm schrieb, und die Antwort darauf, stehen in diesen Nachrichten.

Die Gesandschaft des Grafen de la Gardie war sehr prächtig; „denn „die Königin war ihm besonders zugethan, als einem ihr Angehörigen, „weil er die Prinzeßin Maria geheirathet hatte, und darum wollte sie, „daß er prächtig erscheinen sollte. Er schickte also seinen Stallmeister „nach Frankreich, um seine Equipage zurecht zu machen, welche sehr präch„tig war, und welche die Königin durch Französische Subsidien bezahlen „ließ." Der Verfasser liefert hierauf die Briefe, welche die Königin an den Hofkanzler, Adler Salvius, geschrieben. Wenn man diese Briefe lieset, so sieht man deutlich, daß Salvius ihre ganz besondere Gunst hatte, und daß sie offenherzig mit ihm redet. Er war von sehr armen Aeltern gezeuget: nachdem er sich aber durch seine Verdienste den Weg zu demjenigen Posten gebahnet hatte, welchen er einnahm, so ward er für würdig gehalten, der zweyte Schwedische Gesandte auf dem allgemeinen Reichsfriedenscongreß zu seyn. Die Fortsetzung folgt künftig.

Fortsetzung[1] von den *Mémoires concernant Christine, Reine de Suède etc.*

Als Christina sah, daß dieser Salvius einen großen Verstand und viel Einsicht besaß und daß er zu den Staatsangelegenheiten sehr geschickt war, und als sie anfing, weniger Vertrauen in den Kanzler Oxenstierna zu setzen, so war es ihr sehr angenehm, in der Person dieses Ministers einen Mann zu finden, welchen sie ihrem ersten Gesandten auf diesem Congreß, nämlich dem Grafen Johann Oxenstierna, Sohn des Reichskanzlers, entgegen setzen konnte. Dieser junge Graf verfuhr also nach den Instructionen, welche er von seinem Vater empfangen hatte, und diese beyde Gesandten stimmten eben so wenig miteinander überein, als die Französischen Gesandten auf eben diesem Congreß. Der junge Graf sah die Schwierigkeiten, welche er antreffen würde, voraus, und wollte nicht auf diesen Congreß gehen: aber sein Vater antwortete ihm: *An nescis, mi fili, quantilla prudentia regitur orbis?* Das ist: Weist

[1] [Sechs und dreyßigstes Stück. Freytags, den 3. September, 1751. S. 284—288.]

Du nicht, mein Sohn, mit wie wenig Klugheit die Welt regieret wird? Hr. A. gesteht, daß er diesen Brief nicht gesehen hat: aber er theilet einen andern mit, welcher viel Verwandschaft mit demselben hat. Unter die Ursachen der Kaltsinnigkeit und der heimlichen Abneigung, welche Christina itzo gegen das Haus Oxenstierna spüren ließ, rechnet unser Verfasser diese, daß sie den Krieg überdrüßig war und den Frieden sehnlich wünschte. Leute, welche den Maximen folgten, die bey Hofe auf dem Tapet waren, ohne sie einzusehen, beredeten die Königin, daß die Oxenstierna den Krieg verlangten, und daß der Kanzler noch größere Absichten hätte, und seinen Sohn Erich an die Christina zu vermählen gedächte. Hr. A. bringt zum Beweis des Gegentheils einen Brief bey, welchen der Kanzler an seinen Sohn Erich, der damals Gouverneur in Liefland war, geschrieben, in welchem er ihn vermahnet, sich zu verheirathen, damit dieses ihnen nachtheilige Gerücht aufhören möge. Als die Friedensunterhandlungen der Königin zu lange währeten, schrieb sie an ihre Gesandten zwey sehr heftige Briefe, welche der Verfasser einrücket: aber dem Salvius meldete sie in einem besondern Briefe, daß sie in ihren andern Briefen nur von seinem Collegen, dem Grafen Johann Oxenstierna allein, hätte reden wollen. Unser Verfasser merket an, daß, zufolge den Absichten, welche Gustav Adolph gehabt hatte, der Kanzler Oxenstierna in der That nicht geneigt war, den Krieg zu endigen, und daß er hierbey bloß der Protestanten, und besonders Schwedens Bestes, zum Augenmerk gehabt. Die Protestanten bothen ihm auch zur Dankbarkeit das Churfürstenthum Maynz an, welches er aber nicht annahm. Hr. A. schreibet Frankreich die Ursache der Verzögerung des Friedens zu. Er kam endlich, zum großen Vergnügen der Christina zu Stande, welche deswegen dem Salvius ihre Freude sehr lebhaft in einem Briefe zu erkennen gab, welcher hier eingerückt ist. Der Kanzler Oxenstierna war über die heftigen Vorwürfe, welche Christina seinem Sohne Johann gemacht hatte, empfindlich, und bat um Erlaubniß, sich aus dem Reich begeben zu dürfen. Dieser letztere schrieb zwey Briefe an die Königin, welche Hoffnung zu einer Art eines Vergleiches zwischen ihr und dem Kanzler gaben. Sie hatte doch beständig noch viel Achtung gegen den Salvius, und machte ihn zum Reichsrath. Der Reichskanzler war nach dem Friedensschluß nicht mehr so im Credit, aber Christina ehrte ihn dennoch beständig.

Hr. A. hält sich hier nicht auf, sondern geht zu Staatsangelegenheiten fort, und redet von dem 26jährigen Waffenstillstande, über welchen sich Schweden und Pohlen mit einander verglichen. Er macht hierauf Frankreich den Vorsitz streitig, welchen es sich über andere Kronen anmaßet, und meldet alsdenn, wieviel die Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, zur Beförderung des Friedensschlusses beygetragen. Man sieht aus dem, was Hr. A. sagt, daß diese Prinzeßin, ihr Jahrhundert berühmt zu machen, und Theil an den großen Geschäften zu nehmen, welche damals Europa in Bewegung hielten, gebohren zu seyn schien.

Unter die Prinzen, welche Christinen zur Gemalin haben wollen, zählet man die beyden Prinzen von Dännemark, Friedrich und Ulrich, den Churfürsten von der Pfalz, den jungen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Könige von Portugall und Spanien, den König von Ungarn, den Erzherzog Don Johann von Oesterreich, den Grafen Ragoczy, den Pohlnischen Prinzen, Johann Casimir, und den Pfälzischen Prinzen, Carl Gustav. Dieser letzte wendete alle seine Kräfte an, ohne die Königin zum Entschluß bringen zu können, sich mit ihm zu vermählen, ob gleich die Schwedischen Reichsstände für ihn waren. Sie sagte, „sie „würde es niemals zugeben, daß man mit ihr umgienge, wie ein Bauer „mit seinem Acker." Unser Verfasser untersucht, woher der Abschen der Christina vor dem Vermählen gekommen, und erzählet bey dieser Gelegenheit nach der Länge die Berathschlagungen und Unterredungen des Senats und der Stände über diese Sache, welche sie um destomehr glücklich ausgeführt zu sehen wünschten, weil sie hierdurch dem Prinzen Carl Gustav die Thronfolge zu versichern hoften. Der Erfolg der Unterredungen war dieser, daß Christina den Prinzen versicherte, daß, ob sie ihn gleich nicht heirathen würde, sie dennoch alles thun würde, damit er zu ihrem Thronfolger erkläret werde. Sie ließ aber den Senat immer in Zweifel, und wollte sich nicht förmlich über ihre Vermählung erklären, und verlangte vorher gekrönt zu seyn. Diese Krönung geschah mit großer Pracht, und ist in diesen Nachrichten der Länge nach beschrieben.

Verschiedene Briefe, welche Christina an die Könige von Frankreich und Spanien, an den Prinzen von Conde, an den Herzog von Orleans, an die Mademoiselle Montpensier, an das Parlament zu Paris, und an andere, schrieb, führen den Verfasser auf eine umständliche Nachricht von den auswärtigen Angelegenheiten derselbigen Zeit. Im Jahr 1651 faßte

Christina zum ersten mal den Entschluß, die Krone niederzulegen. Allerley Misvergnügen und die Erschöpfung der Finanzen bewogen sie dazu. Der Senat wandte alle Kräfte an, es ihr auszureden, und der Graf Oxenstierna brachte es endlich durch die Stärke seiner Gründe dahin, daß sie ihre Regierung fortsetzte. Der Verfasser erzählet hierauf die verschiedenen Gefahren, welchen sich Christina ausgesetzt sah. Sie schrieb auch einen Brief an den Hrn. Godeau, Bischoff von Grasse, und einen an den Prinz Friedrich von Hessen, in welchem sie ihn abmahnte, die Römisch-Katholische Religion anzunehmen. Der Verfasser bemerket, daß sie damals weit von den Gedanken entfernet war, welche ihr hernach Bourdelot und Pimentel einflößten.

Eine von den merkwürdigsten Sachen in diesen Nachrichten von dem Leben der Christina ist die gelehrte Geschichte ihrer Zeit. Hr. Arckenholtz hat auch nichts versäumet, was diesen Theil des Lebens seiner Heldin recht gut erläutern kann. Wir wollen zuerst das Verzeichniß der vornehmsten auswärtigen Gelehrten mittheilen, mit welchen Christina einen Briefwechsel unterhielt, oder welche sie zu sich nach Schweden zog. Sie waren Descartes, Salmasius, Bochart, Huet, Naude, Chevreau, Scarron, Balzac, Adrian und Heinrich von Valois, von Herbelot, Tristan, Segrais, Benserade, Scudery, Menage, Sarrau. Die Königin wollte sich des letzten bedienen, ihre Bibliothek zu vermehren, aber der Tod übereilete ihn. Der Verfasser erzählet bey dieser Gelegenheit einige besondere Umstände, welche die Sammlung von Büchern und Handschriften betreffen, woraus diese Bibliothek bestund. Die vornehmsten von denen, welchen aufgetragen war, dergleichen überall zusammen zu schaffen, waren Hiob Ludolf, Nicolaus Heinsius und Isaac Voßius. Hr. A. beschreibet die Mühe, welche sich der letzte deswegen gegeben hat, folgendermaßen.

„Was Ludolf in Italien hatte zusammen bringen können, war „nichts gegen die Bücher, welche Nic. Heinsius und Js. Voßius für „die Christina kauften. Der erstere ward ausdrücklich dahin geschickt, „wie wir hernach erzählen werden, und Voßius durchzog ganz Holland, „Frankreich und Deutschland, wo ihm kein Buch und keine Handschrift „entwischte, welche er der Neugier der Christina für würdig hielt. Damals „eben legte sie sich recht sehr auf das Studieren, und damals hatte sie „gegen den Voßius, welcher sie in der Griechischen Sprache vollkommen „machte, so zu sagen eine brennende Gunst. Es ist also zu vermuthen,

„daß er Vollmacht von ihr gehabt, seine Commißionen auszurichten, „es möge kosten, was es wolle. Er hat auch in der That nichts gesparet. „Man wird auch leicht glauben, daß niemand, als er, zwey Handschriften „für einen solchen Preiß für sie würde gekauft haben. Diese waren „*Jamblichi Chronicon Babylonicon*, und *Philostorgii Arriani Historia* „*Ecclesiastica*, welche beyde hundert und sechzig tausend Thaler gekostet „haben sollen. Man sollte kaum glauben, daß dieses wahr sey, ob es „gleich ein gelehrter Reisender berichtet hat. Man hat noch mehr Anzeigen von dergleichen Kaufen des Voßius. Als er in Paris war, „handelte er mit dem Hofrath, Hrn. Petau, um dessen Bibliothek, welche „er von seinem Vater geerbet hatte. Er kam mit ihm auf die Summe „von 40000 Livres überein, wovon er ihm sogleich 3000 gab, mit der „Bedingung, daß sie sollten verlohren seyn, wenn die Königin von „Schweden den geschlossenen Kauf nicht halten wollte. Sie bezahlte sie „auch für den bewilligten Preiß, wegen der vortrefflichen darinne befindlichen Handschriften, welche Salmasius den Kern der Handschriften „in Frankreich nennte: Nucleus manuscriptorum Galliae. Montfaucon „beklagte den Verlust sehr, welchen Frankreich hierdurch erlitten. Voßius „stiftete auch den gelehrten Gilbert Gaulmin an, der Christina seine „Bibliothek zu schenken, welche aus lauter orientalischen Büchern bestund „und auf 20000 Thlr. geschätzet ward. Wagenseil und Schelhorn berichten, daß die Königin ihm dagegen 30000 Thlr. verehren lassen. „Damit sie wissen möchte, was in diesen Büchern stund, so ließ sie den „Bochart nach Schweden kommen. Obgleich Schelhorn vorgiebt, diese „Bibliothek sey nicht nach Schweden geschickt worden, und das für den „Gaulmin bestimmte Geschenk sey auch zurück geblieben, so sagen doch „glaubwürdige Personen, daß sie sie in der Bibliothek der Königin gesehen haben, und es ist zu vermuthen, daß Voßius, das, was noch an „orientalischen Büchern und Handschriften fehlte, in dieser Bibliothek zu „ersetzen, von Seiten der Christina, dem berühmten Rabbinen, Menasseh „Ben Israel, aufgetragen, eine neue Sammlung derselben zu machen."

„Ausser dem itzt gemeldeten kaufte auch Vossius zu Paris noch „für die Christina für 10000 Franken Bücher und Handschriften, und „auf diese Art konnte er sagen, daß ihre Bibliothek die schönste (er „hätte auch sollen sagen, die theuerste) in Europa sey, und daß sie des „Cardinals Mazarin seine weit überträfe. Durch den Verkauf dieser

„Bibliothek des Mazarin, wie auch der Bibliotheken des Schriverius, „Lundius, Goldast ꝛc. wuchs die Bibliothek der Königin auch noch be„trächtlich an; die große Menge Bücher und Handschriften nicht zu „rechnen, welche bey Lebzeiten und nach dem Tode Gustav Adolphs aus „den in Deutschland eroberten Ländern weggenommen wurden, besonders „aus Würzburg, Olmütz, Prag, Böhmen überhaupt ꝛc. und welche allein „eine sehr große Bibliothek von allen Arten von Büchern würden aus„gemacht haben. Ueber dieses ließ Christina aus Italien eine große „Menge Bücher kommen, und damit diese Bibliothek recht groß würde, „so fügte Isaac Vossius für 20000 Gulden die seinige hinzu, welche er „von seinem Vater geerbet hatte. Er behielt sich die Aufsicht darüber „vor, nebst 5000 Gulden jährlich, auch freye Wohnung und freye Tafel „bey Hofe."

Wir können kaum glauben, was der Verfasser von dem Preisse der Handschriften des Jamblichus und Philostorgius erzählet. Er führet zu seinem Wehrmann den Adam Ebertus, Professorn zu Frankfurt an der Oder, an. Aber man weis, daß dieser nicht nur ein ganz eigener Mann, sondern auch in allen Dingen ausschweifend war, und da Wunder suchte, wo nicht einmal ein Schatten davon zu spüren war; und aus seinem seltsamen Testament, welches er kurz vor seinem Tode machte, und aus seinem lustigen Briefwechsel nach Spanien, kann man schließen, daß zuweilen sein Gehirn in Unordnung gewesen. Ueber dieses wußte Vossius wohl, was an diesem Buche des Jamblichus war, welches Photius in seiner Bibliothek einen Roman nennet, welcher noch dazu, nach dem Theodor Priscian, ziemlich geil seyn muß. Unser Verfasser erzählet hierauf, was diese Bibliothek für ein Schicksal betroffen, und welcher Plünderung sie ausgesetzt gewesen. Er zeigt auch, daß Voßius gar wohl dasjenige zu zerstören gewußt habe, was er zum Theil gebauet. Der Verfasser hat den Character und die freyen Meynungen dieses Gelehrten mit sehr lebhaften Farben geschildert. Nic. Heinsius war, nach seinem Bericht, von einem ganz andern Charakter. Christina hatte schon einen Brief an seinen Vater, Daniel Heinsius, geschrieben, wie auch ein Empfehlungsschreiben, welches sie ihm gab, als er in Italien war, und Handschriften für sie sammlete. Man weis, daß Heinsius nicht mit der Art zufrieden war, mit welcher ihm Christina begegnete. Hr. A. zeigt, daß es zuweilen seine, zuweilen anderer Leute ihre Schuld gewesen, und daß die Königin

allezeit wohlgesinnet gegen ihn gewesen. Unter den Niederländischen Gelehrten, welche mit der Königin in Verbindung waren, waren Franciscus Junius, Wullenius, Gevartius, Vorstius, Utilius und Gronovius. Als die Königin durch Deventer reisete, wo Gronovius war, stieg sie bey ihm ab und brachte die ganze Nacht in seiner Bibliothek zu, wo sie sich mit ihm von allerley zur Litteratur gehörigen Sachen unterredete. „In Brabant ging Heinr. Th. Chifflet als Hofprediger in ihre Dienste. „Er machte sich durch eine Lateinische Abhandlung von den von Erzt „gegossenen Ottonen bekannt, worinnen er rund um behauptete, daß „einen erztenen Otto, und den Stein der Weisen finden, einerley wäre, „wobey er sich auf das Ansehen der Königin bezog, als welche eben „dieser Meynung wäre. Dieses wird, setzt unser Verfasser hinzu, ohne „Zweifel eben derjenige gewesen seyn, welcher die Königin überredet „hat, damals einem gelehrten Kenner der Alterthümer in der Schweiz „30000 Gulden für die Herbeyschaffung eines solchen wahren Otto an„zubiethen. Aber Christina änderte hernach ihre Meynung, und gestund, „daß es wirkliche erztene Ottonen gäbe, und itzo ist dieser Glaube des „verwichenen Jahrhunderts ganz weg, da man so viele dergleichen „Ottonen in den Cabinetten hat, an deren Alterthum man nicht zweifeln „kann, zumal da wir sie aus dem Orient bekommen haben."

Da Christina nichts, als Verdienste, suchte, so hielt sie sich nicht an eine einzige Nation, sondern sie erkannte sie, wo sie sie fand. Dadurch zog sie Gelehrte von allen Nationen zu sich. Meibom, Ludolf, Kirsten, Ravius, Comenius, Freinshemius, Loccenius, Scheffer, Conring, und Joh. Heinr. Boecler kamen nach Schweden, und erhielten daselbst Bedienungen. Dem letzten begegnete ein Abentheuer zu Upsal, wo er Professor war. Unser Verfasser erzählet es folgendermaßen. Der Vorzug, welchen ihm Christina vor den andern Professoren gab, machte, daß „andere eifersüchtig und neidisch auf ihn wurden, und dieses um „desto mehr, da er die Studenten nicht schonete, sondern sie durch sein „murrisches Wesen und seine groben Ausdrückungen böse machte, und „glaubte, er könne mit ihnen umgehen, wie er wolle. Der Haß gegen ihn „brach folgendermaßen aus. Als er einmal eine Stelle aus dem Tacitus „erklärete, sagte er: Plura adderem, si plumbea Suecorum capita ista „capere possent. Das ist: Ich würde mehr hiervon sagen, wenn „es die bleyernen Köpfe der Schweden begreifen könnten.

„Hierauf antwortete ihm sogleich ein Student: Wir haben nicht „nur alles verstanden, was Sie bisher gesagt haben, „sondern wir werden auch alles begreifen, was Sie uns „künftig werden sagen können. Als die Stunde aus war, und „Boecler durch den Vorhof des Hörsaales gehen wollte, wartete schon „ein Schwarm Studenten auf ihn; sie kriegten ihn zu packen und gaben „ihm mit den Händen einen Product auf den Hintern. Sie thaten noch „mehr; denn sie warfen ihm nicht nur seine Fenster etliche mal hinter„einander ein, sondern schossen sogar in der Nacht durch die Fenster in „das Zimmer hinein, wo er mit seiner Familie schlief. Die ersten Auf„züge dieser Tragödie werden noch in Upsal als eine Sage aufbehalten, „und den letzten sieht man aus einem Briefe, welchen Christina den „15. März 1650 an das Consistorium schrieb, worinn sie ihm anbefahl, „diese Sache von Grund aus zu untersuchen, und die Urheber dieser „Gewaltthätigkeiten, ohne Ansehen der Personen, so bald man sie würde „entdeckt haben, zu bestrafen.“ Das übrige folgt künftig.

Fortsetzung[1] von den *Mémoires concernant Christine, Reine de Suède etc.*

Unter den Italiänischen Gelehrten war Ottavio Ferrari einer von denen, welche ihre meiste Gunst hatten. Man kann nachsehen, was unser Verfasser davon sagt. Hr. A. sagt, daß er unter den Engländern keinen, als den berühmten Jacob Usserius, gefunden, welcher mit der Königin in einiger Verbindung gestanden. Der gelehrte Rabbine, Menasseh Ben Israel, war ihr auch bekannt, und both ihr seine Dienste an, Hebräische Bücher zu kaufen. Hr. A. untersucht hierauf, woher die große Zuneigung der Christina gegen die Gelehrten gekommen, und beschreibet hernach den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Schweden. Er beschreibet alsdenn die verschiedenen Bibliotheken in diesem Reiche, wobey er von der Handschrift des Evangelii des Ulphilas Nachricht giebt. Nach diesem theilt er ein Verzeichniß der gelehrten Schweden mit, welche zu derselben Zeit, oder kurz zuvor, berühmt waren. Wegen anderer merkwürdigen Dinge, wovon er Nachricht giebt, verweisen wir den Leser auf das Werk selbst. In Ansehung der Philosophie behauptete Christina, nach dem Zeugniß des Pater Labat, daß die alten Thorheiten so gut wären, als

[1] [Sieben und dreyßigstes Stück. Freytags, den 10. September, 1751. S. 290—292.]

die neuen. Sie wandte indessen alle mögliche Sorgfalt auf die hohen Schulen in Schweden, welches Hr. A. durch die ausführlichen Nachrichten, welche er davon giebt, beweiset. Wir haben noch nichts von dem Bourdelot gesagt, welcher sich in der gelehrten Geschichte derselben Zeit so bekannt machte, wie Herostrat in der alten Geschichte. Wer gern den Charakter dieses unverschämten und boshaften Menschen wissen will, der muß nachlesen, was der Verfasser davon meldet.

Die Rolle, welche der Graf Magnus de la Gardie zu den Zeiten der Christina gespielet hat, ist zu merkwürdig, als daß sie Hr. A. hätte sollen mit Stillschweigen übergehen können. Er hat daher alles erzählet, was diesen Günstling der Königin und ihre darauf gefolgte Ungnade gegen ihn anlangt. Schweden hatte damals einige Streitigkeiten mit der Stadt Bremen, mit Dännemark und mit Holland. Unser Verfasser erzählet die Ursachen davon und meldet, wie diese Streitigkeiten geendiget worden. Cromwel hatte sich damals zum Beschützer von England erklären lassen. Als ein listiger Staatsmann suchte er sich bey der Christina in Gunst zu setzen. Er schickte also den Withlock nach Schweden, einen Tractat mit der Königin zu schließen, welches ihm auch, nach einigen Schwierigkeiten, glückte. Der Graf von Montecuculi, Kayserlicher Gesandter in Schweden, war auch bey Hofe wohl angesehen, aber der Spanische Gesandte, Antonio Pimentel, ging in der Gunst bey der Königin über alle. Damit sie dem Montecuculi zeigen möchte, wie wohl sie gegen ihn gesinnet sey, so beehrte sie ihn mit dem Amaranthorden. Unser Verfasser beschreibet genau den Ursprung und die Stiftung dieses Ordens, und redet bey dieser Gelegenheit von dem von Carl Gustav gestifteten Jesusorden. Er kömmt hernach wieder auf den Don Pimentel, und erzählet alles, woraus man diesen Minister kann kennen lernen, besonders dessen Geschicklichkeit, sich alles Vertrauens der Christina zu bemächtigen. Endlich meldet er, daß es dieser Pimentel nebst dem Bourdelot gewesen, welche sie überredet, die Krone niederzulegen und die Römischkatholische Religion anzunehmen.

Im Jahr 1653 bekam Christina wieder den phantastischen Einfall, den Thron zu verlassen. Sie entdeckte ihr Vorhaben dem Hrn. Chanut und hernach dem Reichsrath, welcher darüber erstaunte, und ihr deswegen Vorstellungen that. Sie wollte aber nicht von ihrem Entschluß weichen, und ließ mit dem Carl Gustav Unterhandlungen pflegen, welcher

gleichfalls, aber vergebens, sich bemühte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Man machte also die Einkünfte aus, welche die Königin nach Niederlegung der Krone haben sollte. Da man hierauf überlegte, daß, da Carl Gustav unvermählt war, er ohne Erben sterben könnte, so wollte Christina vor allen Dingen ihm den Grafen von Tott zum Nachfolger bestimmen, und ihm, wie auch den Grafen Brahe und Oxenstierna, den Titel eines Herzogs geben: aber diese Herren schlugen diese Ehre aus. Sie gab den Ständen selbst Nachricht von ihrem gefaßten Entschluß, die Krone niederzulegen. Diese baten sie nochmals das Ruder des Reichs noch ferner zu führen: aber sie waren so wenig glücklich, wie das erste mal. Sie wiesen ihr also die Einkünfte zu ihrem Unterhalt an: aber einige wollten sie durch gewisse Gesetze einschränken, welches Carl Gustav nicht gut hieß, als welcher diese Prinzeßin in allem vergnügen wollte. Ob gleich Christina nur noch einige Tage zu regieren hatte, so verfuhr sie doch noch sehr heftig gegen den Minister von Portugall. Unser Verfasser erzählet dieses und entdecket, was sie dazu bewogen hat. Der Reichsrath war hierüber empfindlich und machte es wieder gut. Endlich legte Christina die Krone nieder. Hr. A. giebt eine ausführliche Nachricht von den Ceremonien, welche dabey beobachtet wurden, und fügt einige Betrachtungen über die Regierung und Abdankung der Christina, und verschiedene Beschreibungen, welche einige von dem Charakter der Königin gemacht haben, hinzu.

Diese Aufführung der Christina verursachte viel Redens. Ein jeder urtheilte davon nach seiner Art, und der Verfasser erzählet die Urtheile, welche der König Carl Gustav, ihr Nachfolger, Hr. Chanut, der König von Spanien, der Prinz von Conde, der Hr. von St. Evremont, Voßius, Heinsius, Bochart und Forstner darüber fällten. Das Urtheil des Bochart war sehr vernünftig. Er schrieb darüber an den Voßius folgendermaßen: „Was Ihro Majestät anbelanget, wovon ich hätte anfangen sollen, „so habe ich das, was ich von ihr vernommen, mit Verwunderung gelesen, und ich denke nur daran, als an einen Traum. Und dieses nicht „deswegen, daß ich es nicht billigen sollte, daß sie die Hoheit der Welt „so sehr verachtet, zu welcher zu gelangen sich andere so viel Mühe „geben, welche meistentheils den Hals darüber brechen. Ich freue mich „auch zu vernehmen, daß, da sie sich von den Geschäften losgemacht hat, „sie vielleicht im Stande seyn wird, sich uns mehr zu nähern, und viel-

„leicht in unsere Gegend zu kommen, wo ich vielleicht die Ehre werde „haben können, sie mehr als einmal zu sehen, welches ich nicht hätte „hoffen können, wenn sie in Schweden geblieben wäre. Aber das Herz „blutet mir, wenn ich daran denke, daß sie sich selbst so vieler Mittel „beraubt, Gutes zu thun, welche, wenn sie einmal aus ihren Händen „seyn werden, sie nimmermehr wieder in ihre Gewalt bekommen wird. „Sie wird es tausendmal bereuen, wenn es nicht mehr Zeit seyn wird, „und wenn das Uebel nicht mehr wird geheilet werden können; wenn „es auch nur über das Misvergnügen wäre, welches ihr die nachtheiligen „Urtheile verursachen werden, die die meisten davon fällen werden. Denn „man pflegt sich immer gern an die größten Leute zu machen, vornehm„lich wenn man einen scheinbaren Vorwand dazu zu haben glaubt. Es „giebt Leute, welche glauben, daß Sie einer von denjenigen sind, welche „ihr diesen Rath gegeben haben, welches ich aber nicht glauben kann.“ Herr A. untersucht hierauf, was der Christina zu dieser ausserordentlichen Aufführung mag Gelegenheit gegeben haben, und zeigt, daß sie ganz und gar nicht dazu gezwungen worden, und daß sie Zeitlebens hätte regieren können, ohne sich zu vermählen.

Als Christina die Krone niedergelegt hatte, so eilte sie, Schweden zu verlassen, weil sie befürchtete, man würde sie da behalten wollen. Sie reisete also ab, und kam den 10. Jul. 1654 nach Hamburg, von wannen sie an den König, ihren Nachfolger, schrieb. Unser Verfasser verfolgt sie auf ihrem Wege, und erzählet alles, was an jedem Ort, durch welchen sie gereiset, merkwürdiges mit ihr vorgefallen ist. In Hamburg ließ sie so viel Kaltsinn gegen die Grundsätze der Religion blicken, daß sich das Gerücht ausbreitete, daß sie die Religion ändern würde. Carl Gustav ward dadurch sehr beunruhiget, und der Schwedische Reichsrath that deswegen der Königin Vorstellungen, welche der König zu mildern suchte. Zu Münster besuchte sie das Jesuitercollegium und ward daselbst erkannt. Sie reisete hernach incognito durch Holland und kam den 12. August nach Antwerpen, wo der Erzherzog Leopold und der Prinz von Conde ihren Besuch bey ihr ablegten. Jedermann erstaunte über die Kaltsinnigkeit, mit welcher sie diesen letztern empfing, und unser Verfasser erzählet die Ursachen davon. Hr. Chanut, welcher damals als Franz. Minister im Haag war, begab sich auch nach Antwerpen, ihr seine Aufwartung zu machen. Die Gerüchte, welche sich wegen des Besuchs,

den dieser Minister bey ihr ablegte, ausbreiteten, bewogen ihn, an sie deswegen zu schreiben. Seine Briefe und die Antwort der Christina darauf sind in diesen Nachrichten.

Damals begab sich der Erzherzog Leopold zum 2ten mal nach Antwerpen, die Christina nach Brüssel einzuladen, wo alles zu ihrem Empfang bereit war. Sie hielt ihren öffentlichen Einzug in diese Stadt, wo sie heimlich die protestantische Religion abschwur, und die katholische annahm. Der Verfasser bemüht sich, die Ursache dieser Veränderung zu entdecken, und schiebt die Schuld auf den Pimentel, Bourdelot und die Jesuiten. Er gesteht, daß die große Begierde der Christina, welche sie stets gezeiget hatte, nach Italien zu gehen und daselbst die schönen Denkmäler des Alterthums zu sehen, auch etwas dazu beygetragen.

Baillet hat die Ehre dieser vorgegebenen Religionsveränderung dem Descartes und Chanut zuschreiben wollen: aber unser Verfasser zeigt, daß sie gar keinen Theil daran gehabt haben. Er schiebt also die Schuld auf den Jesuiten Macedo, und nimmt dabey Gelegenheit, uns diesen ehrwürdigen Pater kennen zu lernen, welcher indessen nicht der einzige war, der sich rühmen konnte, diese Veränderung verursachet zu haben. Die ehrwürdigen Paters Malines und Cassati hatten sie schon zu diesem Entschluß gebracht, ehe sie Schweden verließ, indem sie deswegen dahin geschicket worden. Der Cardinal Chigi, welcher hernach als Papst unter dem Namen Alexanders VII. bekannt war, wollte auch vorgeben, daß er großen Theil daran gehabt habe. Das übrige folgt künftig.

Beschluß[1] von den *Mémoires de Christine, R. d. S.*

Während des Aufenthalts der Christina in Brüssel verschafte man ihr alle Arten der Ergötzlichkeit. Die nächsten bey der Stadt befindlichen Gelehrten kamen und bezeigten ihr ihre Ehrfurcht. Sie lud den Menage ein, sie zu besuchen, und sagte, sie sey ihm doch den größten Theil des Weges entgegen gekommen: aber er entschuldigte sich. Es breiteten sich hierauf verschiedene der Christina nachtheilige Gerüchte aus. Der Verf. schreibt großen Theils diese Gerüchte der freyen Gemüthsart dieser Prinzeßin zu, welche sich wenig mit dem Spanischen hochtrabend ernsthaftigen Wesen reimte. Diese Gerüchte kamen gar bald nach Schwe-

[1] [Acht und dreyßigstes Stück. Freytags, den 17. September, 1751. S. 298—300.]

den, und dieselbe zu zernichten, schrieb sie zwey Briefe an den König Carl Gustav, welche der Verfasser in seinen Nachrichten mittheilet und einen andern Brief an den Grafen Peter Brahe beyfüget. In diesem 1655. Jahre, als Christina in Brüssel war, starb die verwittwete Königin, ihre Mutter, und der Kanzler Oxenstierna fast zu eben derselben Zeit. Hr. A. erzählet einige Umstände von dem Leben und Umständen dieses großen Mannes, welcher von einem so glücklichen Temperament war, daß er, ob er gleich mit einer Menge der wichtigsten Geschäfte überhäuft war, dennoch ruhig einschlief, so bald er sich zu Bette gelegt hatte, und so lange schlief, bis er befohlen hatte, daß man ihn aufwecken sollte, daß er wieder an seine Geschäfte gehen könnte. Er wiederholte es in seinen letzten Augenblicken gegen diejenigen, welche um ihn waren, daß er der Königin geschrieben hätte, sie würde das bereuen, was sie thäte, und unser Verfasser erzählet bey dieser Gelegenheit die Muthmaßungen, welche man von der Reue dieser Prinzeßin gehabt hat.

Sie reisete von Brüssel ab, nachdem sie den Erzherzog beschenket hatte, und kam durch Augsburg nach Inspruck, wo sie öffentlich die katholische Religion ausübete. Sie blieb acht Tage in dieser letztern Stadt, und ehe sie von da wegreisete, schrieb sie an Carl Gustav einen Brief, worinne sie ihm ihre Religionsveränderung meldete, und einen andern an den Papst Alexander VII. Von Inspruck nahm sie ihren Weg durch Trient und Mayland in den Kirchenstaat, und kam endlich nach Rom, wo sie einen öffentlichen Einzug hielt. Der Verfasser beschreibt die dabey beobachteten Ceremonien. Christina war nicht lange in Rom, als sie schon die berühmtesten Kirchen und Klöster besuchte, und richtete bey sich eine Akademie auf. Man findet in diesen Nachrichten das Verzeichniß derjenigen, welche Mitglieder dieser Akademie waren. Die Meynungen der Protestanten von der Religionsveränderung der Christina waren von den Meynungen der Katholiken über dieselbe ziemlich unterschieden. Hr. A. führet einige Exempel davon an. Man hatte den alten Lehrmeister der Christina, den Bischoff Matthiä, im Verdacht, an dieser Religionsveränderung Theil gehabt zu haben, und er ward deswegen abgesetzt. Er schrieb deswegen an sie einen Brief, welchen der Verf. aus dem Lateinischen übersetzt mittheilet. Damit man aber nicht glauben möchte, sie habe die Religion ihrer Väter ohne Ueberlegung verlassen, so machte man die Bewegungsgründe bekannt, welche sie bewogen hatten, die katho-

lische Religion anzunehmen. Auf diese Schrift, welche zu Inspruck unterschrieben war, folgt eine andere, welche in Italien heraus kam.

Carl Gustav hatte damals Krieg in Pohlen. Dieses beunruhigte den Papst so sehr, daß er bey Gelegenheit der Siege dieses Königs einen Hirtenbrief ausgehen ließ, worüber sich aber der König lustig machte. Christina belustigte sich zu Rom. „Bey dieser Gelegenheit, sagt Hr. A., „zeigte Christina, daß sie in den Geschichten, in den Alterthümern und „in den Sprachen eben so gelehrt, als glücklich in artigen Scherzen und „in geschwinden und aufgeweckten Antworten war. Gleich in den ersten „Tagen, sagt Hr. Chevreau, da Christina in Rom war, gab ihr Alexander „der VII. einige Cardinäle, welche sie begleiten und an alle Oerter führen „mußten, welche wegen ihrer Gemälde und Bildsäulen berühmt sind. „Unter diesen letztern sahe sie eine von dem Ritter Bernini, welche die „Wahrheit vorstellte. Sie lobte sie sehr und ruffte drey bis viermal „aus: O la bella cosa! Ein Cardinal, welcher vielleicht ein witziger „Kopf seyn wollte, und kein Feind von Allegorien und Zweydeutigkeiten „zu seyn schien, nahm dabey auch Gelegenheit, auszuruffen: O Madame! „Gottlob, daß Ihro Majestät die Wahrheit lieben, welche „Personen von Ihrer Geburt nicht leiden können. Ich „glaube es wohl, antwortete die Königin den Augenblick, die Wahrheiten sind nicht alle von Marmor. Hr. Wagenseil erzählt, „nach dem Bericht eines glaubwürdigen Mannes, daß Christina in der „Messe sich nicht gar andächtig bezeiget, sondern während des Gottes„dienstes mit den Cardinälen geplaudert und so gar ganz ausgelassen „gelacht. Als der Papst dies einmal gemerket, gab er ihr einen Rosen„kranz, und sagte, sie sollte sich desselben bey ihren Gebethen bedienen. „Die Königin, welche wohl verstund, was der Papst dadurch sagen wollte, „sagte im Herausgehen: Non miga voglio essere Catholica da Bachettone. „D. i. Ich will nicht an dem Rosenkranze katholisch seyn. „Unter den kleinen Begebenheiten, welche uns die Schriftsteller derselben „Zeit hinterlassen haben, findet man eine von dem Cardinal Colonna, „welcher den seltsamen Einfall gehabt, sich in die Christina zu verlieben. „Diese seine Aufführung muß eben so lächerlich, als seinem Charakter „unanständig, gewesen seyn. Der Papst, welcher davon Nachricht bekam, „befahl ihm, sich aus Rom zu begeben, und sagte, die Königin wäre „nicht dahin gekommen, daß man ihr Aergerniß geben sollte."

Man findet in den geheimen Nachrichten derselben Zeit, daß die vornehmsten Familien in Rom sehr übel mit der Christina zufrieden waren, und daß ihr gedrohet ward, es würde ihr sehr schlecht begegnet werden, wenn sie auf ihrem stolzen und hochmüthigen Wesen bestünde. Sie bezeigte darüber ihre Empfindlichkeit in einer öffentlichen Erklärung, welche der Verfasser mittheilet. Sie ward eben damals krank, weil sie, wie man sagt, zu viel Obst gegessen hatte: aber der Kummer, welchen sie in Rom ausstund, trug vielleicht unter allem am meisten dazu bey. Eine ansteckende Krankheit, welche sich damals in Rom äuserte, diente ihr zum Vorwand, weg und nach Frankreich zu gehen. Ehe Christina abreisete, schrieb sie einen sehr zärtlichen Brief an die schöne Gräfin Ebba Sparre, welche sie nicht auf ihren Reisen hatte begleiten wollen, und verspricht dem Papst, wieder nach Rom zu kommen. Sie that die Reise zur See und landete zu Marseille an, wohin der Herzog von Guise von dem Hofe war geschickt worden, sie zu empfangen. Von Marseille nahm sie ihren Weg durch Aix, und begab sich nach Fontaineblau. Mademoiselle von Montpensier kam ihr bey diesem Schlosse entgegen, und empfing sie. Der Verfasser beschreibt diese Zusammenkunft. Christina hielt hierauf ihren öffentlichen Einzug in Paris, welchen der Verfasser genau beschreibt, und ward von der Französischen Akademie bewillkommet, welcher sie schon zur Zeit ihrer Regierung Zeichen ihrer Achtung gegeben, indem sie derselben ihr Bildniß geschickt hatte. Nachdem sie einige Kirchen daselbst besucht und das Abendmahl aus den Händen des Bischoffs von Bourges empfangen hatte, ging sie zu dem König nach Compiegne. Der Verfasser erzählet in seinen Nachrichten, mit beygefügten Anmerkungen, das, was Madem. von Montpensier und Madame von Motteville von dem Aufenthalt der Christina zu Compiegne und zu Fayet geschrieben haben. Er setzt vornehmlich den Bildnissen, welche diese beyden Damen von der Christina entworfen haben, drey andere Bildnisse entgegen, wovon das erste das Bildniß des Herzogs von Guise ist.

Während der kurzen Zeit, da sie sich zu Paris aufhielt, verrichtete der Hr. Menage das Amt eines allgemeinen Einführers, und er ermangelte, nach seiner eigenen Erzählung, niemals, „ihr die Namen derer „vornehmsten Personen zu nennen, welche ihre Aufwartung bey dieser „Königin machten, und etwas von dem Verdienst der Personen, welche „ich kannte, zu erwähnen, indem ich sagte: Das ist der und der Prä=

„sident, der und der Rath ꝛc. Leute von Verdiensten. Nun weis ich „nicht, ob sie dachte, ich sagte ihr nicht allemal die Wahrheit, oder ob „sie merkte, daß ich nothwendig oft lügen müste, da ich ihr so viel gutes „von allen diesen Herren sagte. Aber ich hörte, daß sie mit einer ver„drießlichen Miene sagte: Der Hr. Menage da kennet die Leute von „Verdiensten sehr gut."

Endlich verließ Christina Frankreich und begab sich nach Turin, wo sie mit großen Ehrenbezeigungen empfangen ward. Sie ging hierauf nach Venedig und hielt sich in einigen Städten des Kirchenstaats auf, die meiste Zeit über aber zu Pesaro, bis die ansteckende Krankheit zu Rom aufgehöret hatte. Sie schrieb von da aus zum letzten mal an die schöne Sparre, welche kurz darauf starb. Der Verfasser fügt einen Lobspruch dieser Gräfin bey, und beschließt damit den ersten Band seiner Nachrichten.

Berlin.[1]

Mélange de differentes pieces de vers et de prose, traduites de l'Anglois, d'apres Mdmes. Elize Haywood et Suzanne Centlivre, Mrs. Pope, Southern et autres. en III Tomes 1751. in 8.

Dieses Werk würde unter dem Artickel von Berlin nicht stehen, wenn es unter dem Artickel seines wahren Geburthsortes stehen sollte. Es ist ein glückliches Vorurtheil, welches man auswerts von dieser Hauptstadt hat, daß verschiedne Verfasser auf dem Tittel wohlgerathner Schriften den Namen derselben erborgen; ein Vorurtheil, welches vielleicht bald wegfallen möchte.

Der erste Theil dieser Sammlung, welcher 15 Bogen stark ist, enthält drey kleine Romane. Der erste ist von der Mademoisell Haywood, und heißt Cleomile. Die andern beyde heissen die glückliche Entführung und der eigensinnige Liebhaber und sind von eben derselben Verfasserin. Sie sind alle dreye in dem Geschmacke der sogenannten spanischen Neuigkeiten geschrieben, und es wundert uns, daß ein Franzose von Geschmack, wofür wir den Uebersetzer halten, sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben kann.

Der zweyte Theil ist mit Briefen und einem Auszuge aus dem Trauerspiele Oroonoko des Hrn. Southern angefüllt. Unter den

[1] [Zwey und vierzigstes Stück. Freytags, den 15. October, 1751. S. 329—330.]

Briefen ist das Schreiben des Hrn. Pope Heloise an den Abelard. Es ist allen bekannt, welchen die Muse dieses erhabnen Engländers nicht ganz fremd ist. Die enthusiastische Zärtlichkeit, welche alle Zeilen belebt, wird das Herz jedes Lesers zerschmelzen, das nicht ganz Stein ist. Ich meine eines Lesers, der das Original zu lesen fähig ist; denn der Franzose hat das Geheimniß gefunden, dieses Meisterstück ziemlich zu wässern. Vielleicht hat der gemeine Fehler seiner Nation Antheil daran, welche der Poesie aus einer allzu furchtsamen Zurückhaltung und einer falschen Bescheidenheit, die sie zum Charakter ihrer Sprache gemacht hat, alles Starke und Erhabene nimmt und ihr die weisen Kühnheiten, welche die wahre Poesie erfordert, verbietet. Sie hat den Gebrauch der Metaphern und aller der Figuren allzu sehr eingeschrenkt, welche den Worten Nachdruck und Pracht geben, und hat sich bemüht alle Vollkommenheit dieser wunderbaren Kunst in die Grenzen einer reinen und ausgebesserten Rede einzuschliessen. Wir wollen den Anfang zur Probe einrücken.

In these deep solitudes and awful cells,
Where, heav'nly-pensive, contemplation dwells,
And ever-musing melancholy reigns;
What means this tumult in a Vestals veins?
Why rove my thoughts beyond this last retreat?
Why feels my heart it's long forgotten heat?
Yet, yet I love - - -

„In diesen tiefen Einsamkeiten und fürchterlichen Zellen, wo die „Betrachtung himmlisch tiefsinnig wohnet, und die ewig nachsinnende „Schwermuth regieret, was bringt diesen Aufruhr in die Adern einer „Vestalin? Warum schweiffen meine Gedanken ausserhalb diesem letzten „Zufluchtsorte? Warum fühlt mein Herz ein lange vergessenes Feuer? „Doch, doch ich liebe! = = = ꝛc." Dieses übersetzt der furchtsame Franzose: Dans cette solitude paisible, sejour ou la contemplation est toûjours occupée du Ciel, lieux ou regne un silence si profond, quels mouvements troublent la tranquillité de mon ame? Pourquoi mes pensées s'étendent-elles au dela de ces clotures éternelles? Pourquoi mon coeur ressent-il des feux si long tems oubliés? Quoi? aimerois-je encore? - - - Dieser zweyte Theil ist gleichfalls 15 Bogen stark.

Der dritte Theil enthält verschiedene von den Briefen des Phalaris,

und das Lustspiel der Madame Centlivre A bold stroke for a wife, welchem er den Tittel die Wayse gegeben hat. Was die ersten anbelangt, so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn sie der Verfasser aus dem Griechischen übersetzt hätte. Doch vielleicht weiß er es nicht einmal daß sie in dieser Sprache geschrieben sind, ob es gleich fast nicht glaublich ist, daß einem Gelehrten, der sich um die englische Litteratur bekümmert haben will, der Streit des Bentley mit dem Boyle, die Aufrichtigkeit dieser Briefe betreffend, unbekannt seyn könnte. Das Lustspiel zeigt auch nicht von der besten Wahl. Der Innhalt ist dieser: ein sterbender Vater hatte seine Tochter vier Vormündern anvertrauet, welche sie alle nach der Reihe eine gewisse Zeit lang unter ihrer Aufsicht haben. Jeder von diesen Vormündern hat besondere Absichten mit ihr, und will ihr einen Bräutigam nach seinem Geschmacke aussuchen. Endlich gelingt es einem jungen Capitaine durch verschiedne Streiche, die sich aber nirgends als auf dem Theater ausführen lassen, alle vier Narren unter einen Hut zu bringen, und sich in den Besitz des jungen Frauenzimmers zu setzen. Was die Engländer in den Lustspielen hümour nennen, das ist das einzige was eine vorzügliche Schönheit an diesem Stücke ausmacht.

London.[1]

*Les Caracteres, par Madame de P**** 1751. in 8. 25 Bogen.

Die Art in zerstreuten Gedanken, in nicht zusammenhangenden Bildern zu moralisiren, ist bey den Franzosen seit dem la Bruyere sehr gemein geworden. Sie scheint darinne etwas leichtes zu haben, daß sie Verbindungen und Uebergänge nicht nöthig hat, welche einem Schriftsteller immer das mühsamste sind. Diese anscheinende Leichtigkeit ladet viel mittelmäßige Köpfe ein, welche uns tändelnden Wiz für Scharfsinnigkeit, Kühnheit für Gründlichkeit und neue Wendungen für neue Gedanken verkaufen.

Ob die Frau von P**** in diese Klaße gehöre, wird man am sichersten aus einigen Proben beurtheilen können, die wir hier und da aus ihren Charakteren heraus nehmen wollen. Sie sind an einen Freund gerichtet, welcher bey der Erziehung seines zwölfjährigen Sohnes die darinne vorgetragenen Maximen beobachten soll.

[1] [Drey und vierzigstes Stück. Freytags, den 22. October, 1751. S. 337—339.]

„Die Tugend ist alles und ist nichts. Sie ist alles für diejenigen, „welche sie lieben, und nichts für diejenigen, welche sie nicht haben."

„Glücklich wer die Tugenden nur in einem mäßigen Grade besizt. „Ich habe bemerkt, daß diejenigen, welche einige zu weit trieben, sich und „andern unerträglich wurden. Auch habe ich bemerkt, daß die Tugenden „niemals beneidet werden. Vielleicht weil man wenig aus ihnen macht? „Werden sie demjenigen, der sie besitzt, etwa für nichts angerechnet? Man „beneidet die Schönheit, die Gaben, den Wiz, die Einsichten; aber durch„aus nicht die Tugenden. Eine Mannsperson wird sagen, ich wollte, daß „ich den Wiz dieses oder jenes besäße: niemals aber, ich wollte, daß ich „eben so großmüthig wäre als er. Ein Frauenzimmer wird sagen: ich „wünschte mir die Augen oder die Zähne der Frau *** zu haben; aber „nicht, ihre Bescheidenheit. Jezt sehe ichs ein: man beneidet nur das, „was man nicht hat; alle Mannspersonen aber besitzen Großmuth, und „alle Frauenzimmer Bescheidenheit. Jenen fehlt manchmal nur viel Wiz „und diesen schöne Augen und Zähne."

„Die Gedult ist eine Tugend des kalten Geblüts. Ich halte sie „für sehr nützlich, und bewundre sie bey andern ungemein; ich aber muß „mich ihrer nothwendig begeben. Man giebt sich die Tugenden nicht, die „uns fehlen, wenn man mit den gegenseitigen Fehlern gebohren ist. Desto „mehr aber preise ich sie meinen Freunden an."

„Auf seine Fehler zurük kommen, heißt neue Fehler begehen, weil „man sich ihrer niemals ohne Verdruß erinnert. Ich wollte, daß, wenn „man eine Thorheit begangen, man nicht mehr daran gedächte; es giebt „aber Leute, die sich beständig mit dem martern, was sie gethan haben, „und was sie hätten thun sollen, und welche kein Gedächtniß ausser in „dem einzigen Falle haben, wo ihre Eigenliebe und ihr Glück wünschten, „daß sie keines hätten."

„Man vergiebt die Beleidigungen, allein man erinnert sich ihrer. „Nur Leute ohne Herz können sie vergessen. Bey empfindlichen Personen „ist die Seele ein Spiegel, auf welchen sich ohn Unterlaß die guten und „bösen Begegnungen vorstellen."

„Die eignen Thorheiten muß man vergessen, niemals aber die „Thorheiten andrer. An die seinigen zu gedenken ist unnüze, aus den „fremden aber kan man sich bessern lernen."

„Das Leben ist für einen Weltweisen bald eine Ergözung, bald

„eine Beschäftigung. Es gilt ihm gleich Vergnügen zu genießen oder „Tugend zu zeigen; und wenn er sich dieser Abwechslung wegen nicht „sehr zu rühmen hat, so wird er sich auch nicht sehr zu beklagen haben. „Er stellt sich keine eingebildete Vollkommenheit vor, und wird seine Glück„seligkeit nicht in die Unempfindlichkeit setzen. Wenn er schreibt, so wer„den seine Werke von der Anmuth seiner Sitten und von der Gleichheit „seines Charakters zeigen. Man wird keinen unruhigen Mann darinne „sehen, welcher das Glük sucht; immer wird man einen Mann zu hören „glauben, der es schon gefunden hat. Man lauffe eines Fontenelle „Abhandlung von der Glükseligkeit durch, und man wird wider seinen „Willen gestehen müssen, daß der Verfasser glücklich war. Sein Werk „wird euch vielleicht minder erleuchten, als der Versuch der Moral eines „Maupertuis, allein es wird euch vergnügter lassen. Wenn ihr den „Fontenelle gelesen habt, werdet ihr das Leben lieben; und wenn ihr „den Maupertuis gelesen habt, werdet ihr euch wünschen schon tod zu seyn. „Wann ich es wagen dürfte, wollte ich sagen, daß der eine überall Zucker„werk darbietet, welches süß auf der Zunge zergeht, und daß der andre „Haselnüße unter die Zähne legt, welche hart aufzubeißen sind, und oft „Staub in den Mund geben. Fragt Fontenellen, was das Vergnügen „sey, und fürchtet nicht, daß er euch überhaupt antworten werde, es sey „jede Empfindung der Seele, welche die Seele lieber haben als nicht „haben will. Welche traurige Erklärung des Vergnügens! - - -"

„Es giebt Fehler, welche zu Tugenden Anlaß geben. Welcher „abgeschmakte Umgang, mit Leuten ohne Fehler umzugehen. Ich will, „daß man mir verzeihe, und mit Leuten leben, welchen ich verzeihen kan. „Die unerträglichsten von allen aber sind die Leute ohne Fehler und ohne „Tugenden, und die ganze Welt ist davon voll. Sie mißfallen auch so „gar ihres gleichen. Lieber wollte ich erwehlen lasterhaft zu seyn, als „weder lasterhaft noch gut. Die Natur will, daß alles entschieden sey. „Der schlimste Stand ist der Stand derjenigen, welche keinen Charakter „haben. Das entschiedene Böse ist besser als das unentschiedene Gute."

„Lasset euern Sohn mit den Lehrsetzen der Religion, die man ihm „beygebracht hat, ungequält. Behält er sie allenfalls, desto besser für seine „Seligkeit; desto schlimmer für sein Fortkommen und für seinen Geist. „Man kömmt in der Welt nur auf Wegen fort, welche die Religion zu „gehen verbietet; Gleichwohl aber muß man fortkommen. - -"

Dieses mag genug seyn. - - - Wer sieht nicht, daß man Ursache hätte über die Ruchlosigkeit bey der Sittenlehre der Madame von P**** zu seufzen? Da es aber kein Ansehen hat, daß sie eine allgemeine Lehrmeisterin des menschlichen Geschlechts werden möchte, so wäre der Eifer, wo nicht zu früh, doch vergebens. Ein jeder zeigt die Stärke seines Geistes dadurch, wodurch er sie am besten zeigen zu können glaubt; die durch wohlgesagte Irrthümer und wizige Lästerungen, jene durch erbärmlich vorgetragene Wahrheiten. Jene schaden eben so selten, als selten diese erbauen.

Leipzig.[1]

Lustige Lebensgeschichte Gußmanns von Alfarache, andern zum Beyspiele von ihm selbst beschrieben, und ihres besondern Inhalts wegen ins Deutsche übersetzt. Mit vielen Kupfern. Bey Carl Ludwig Jacobi 1751. in 8. 1 Alphab. 6 Bogen.

Dieser Roman verdient es, daß wir seiner vor vielen andern gedenken. Wir wollen erst von dem Verfasser und alsdann von dem Werke selbst reden. Bey beyden werden einige kleine Anmerkungen zu machen seyn, die vielleicht ihre Stelle bezahlen.

Der Verfasser ist Matheo Alemann. Es wird sich der Mühe verlohnen, zu sehen, was uns das Jöchersche Gelehrtenlexicon von ihm sagt: Matthäus Alemann, heißt es in der neuen Ausgabe, ein Spanier oder Italiäner, war geheimer Secretarius bey Philippo III. im Anfange des 17ten Seculi; legte sich auf die Humaniora, erwehlte aus Liebe zu den Studiis ein Privatleben, übersezte den Horatium in die spanische Sprache, und gab das Leben Antonii von Padua, *Commentarios linguae castellanae* und andre Schriften heraus. *Ant. Si.* Hier sind wenigstens so viel Schnitzer als Zeilen. Wir wollen sie, mit Erlaubniß des Hrn. D. Jöchers anzeigen, welcher ein viel zu billiger Gelehrter ist, als daß er darüber ungehalten werden sollte. Die Quellen, woraus er geschöpft haben will, sind des Antonius spanische Bibliothek, und des Sibers Schediasma von den berühmten Alemannen. Das leztere haben wir nicht bey der Hand, wir können also nicht

[1] [Vier und vierzigstes Stück. Freytags, den 29. October, 1751. S. 345—347.]

entscheiden, ob ein Blinder einen blinden Führer gehabt hat; so viel aber können wir unwiedersprechlich beweisen, daß er den Antonius unmöglich kan zu Rathe gezogen haben; sonst würde er vielleicht dessen Druckfehler abgeschrieben, nimmermehr aber solche unverantwortliche Fehler begangen haben. Die Wahrheit zu gestehen, so ist es nicht der einzige Artikel, wo wir das Gelehrtenlexicon überführen können, daß es sich solcher Wehrmänner rühmt, die es nimmermehr nachgeschlagen hat. Doch zur Sache.

Alemann ein Italiäner oder Spanier. Diese Ungewißheit ist sehr wunderlich. Es ist wahr, daß man Italiäner dieses Namens hat, allein man hat auch Deutsche, welche so heißen. Warum hat man nicht auch dazu gesetzt oder ein Deutscher? Wenn man den Antonius nachgesehen hätte, so würde man gefunden haben, daß er ihn Hispalensem nennt; und dieses ist er, wie er es selbst auf dem Titel seiner Werke bezeugt, wo er sich natural vezino de Sevilla nennt.

Geheimer Secretarius bey Philippo dem III. Antonius giebt ihm einen Theil des ministerii regiarum tractandarum rationum und er selbst nennt sich bloß criado del Rey Don Felipe III. Was man also mit Grunde sagen kan, ist, daß er mit den Königl. Einnahmen zu thun gehabt, und wohl gar, wie wir muthmassen, in Mexico, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hat.

Uebersetzte den Horatium in die spanische Sprache. Auch dieses ist falsch. Erstlich hat er niemals den Horatium sondern nur einige Stücke desselben übersetzt; zweytens sind auch diese Stücke niemals gedruckt worden. Die spanische Bibliothek sagt: *Algunas Traduciones de Horacio in schedis msctis* vidisse se refert Thomas Tamajus.

Schrieb *commentarios linguae Castellanae:* Dieser Umstand wird alsdann wahr werden, wenn man einen kleinen Tractat über die spanische Rechtschreibung einen Commentar über die spanische Sprache wird nennen können.

Und andre Schriften. Diese andre Schriften sind nicht mehr als noch eine einzige, und zwar die wichtigste; die gegenwärtige Lebensbeschreibung nemlich des Bettlers Guzmann de Alfarache. Ehe wir von diesem Werke ein paar Worte sagen, müssen wir bey Gelegenheit erinnern, daß die Unwissenheit der spanischen Sprache den Verfasser des Gelehrtenlexicons in recht lächerliche Fehler hat fallen lassen. Zum Exempel man weiß daß die Spanier einen besondern Buchstaben ñ haben; und man

weiß wie er ausgesprochen wird. Ueberall aber hat Hr. D. Jöcher dieses ñ vor ein gedoppelt n̄ angesehen, und es ganz säuberlich in einen nn verwandeln lassen. Doch dieses wäre vielleicht eine Kleinigkeit. Vor einigen Tagen fielen wir in dem Herumblättern auf eine Stelle, wo es von einem gewissen Schriftsteller heißt, er solle geschrieben haben Natural de la ciudad de Alteran en Alemania la baxa d. i. gebürtig aus der Stadt Alteran in den Niederlanden. Wer sieht nicht daß hier auf die lächerlichste Art die Bezeichnung der Vaterstadt des Schriftstellers zu einem Werke desselben ist gemacht worden?

Doch auf das Buch zu kommen, welches uns zu dieser kleinen Ausschweiffung Gelegenheit gegeben hat, so wird man wissen, daß es eigentlich eine Nachahmung des spanischen Romans Lazarillo de Tormes sey. Es ist aber vielleicht die einzige Nachahmung, welche ihr Original übertroffen hat. Sie fand in Spanien einen so allgemeinen Beyfall, daß der erste Theil in sieben Jahren fünf und zwanzig mal mit Privilegiis gedruckt ward, ohne die Nachdrucke zu rechnen. Doch in Spanien nicht allein; sie ward fast in alle Europäische Sprachen übersetzt, und überall fand sie eben so viel Bewunderer als Leser. Besonders haben die Franzosen sie zu dreyenmalen übersezt. Die erste Uebersezung ist von einem gewissen Chappuis, und die zweyte von einem Manne, den viele aus andern Werken, wenige aber als den Uebersetzer des Guzmann d'Alfarache kennen, von dem unglücklichen Dichter Chapelain. Die neueste französische Uebersetzung ist diejenige, nach welcher man die gegenwärtige deutsche verfertiget hat. Sie ist von dem Originale nicht wenig unterschieden, weil ihr Verfertiger sie allzusehr nach dem französischen Geschmake einzurichten gesucht hat. Uebrigens darf man nicht glauben, daß dieses die erste deutsche Uebersezung ist; wir haben schon eine von Aegidio Albertino, von welcher wir aber nichts sagen können, als daß sie seinen andern Uebersetzungen aus dem Spanischen, zum Exempel den Werken des Guevara, vollkommen gleich sieht.

Von dem Inhalte tragen wir Bedenken etwas zu sagen. Wem wird es schwer werden zu errathen, was in der Lebensgeschichte eines Bettlers vorkommen kan? Man wird alles darinne suchen, was darinne vorkommt, nur vielleicht die vortrefliche Moral nicht, welche die abwechselnden Scenen der niedrigsten Lebensart eben so nützlich macht, als sie angenehm sind.

Die neue deutsche Uebersetzung begreift bis jezo nur die ersten drey Bücher; daß der Rest ehestens folgen werde, daran ist kein Zweifel.

Von des Hrn. M. Hentschens[1] leztens erwähnter Introductione plana in philosophiam ist das Conamen II. heraus gekommen. Er hat es logicam quantitatum genennt, weil es das II. Buch des Euklides und bey dessen Veranlassung die Grundsätze der Rechenkunst besonders der Buchstabenrechnung enthält. Diejenigen, welche sich vor dem a x b - x als vor Zauberzeichen fürchten, können aus des Hrn. M. H. Arbeit sehen, daß kein übermenschlicher Verstand dazu gehöret, und daß sich über ihre Unbegreiflichkeit beklagen heißt sich Schuld geben, daß man entweder zu träge, sich mit einer Uebung des Verstandes die ihren Nutzen durch unzähliche Proben gerechtfertiget hat, zu beschäftigen, oder gar ein Dummkopf ist. Hr. M. Hentsch zeigt eine gründliche Einsicht und schöne Belesenheit nicht in den gemeinen Handbüchelchen, sondern in den Erfindern und Originalscribenten, von denen die meisten, auch die mit der Mathematik pralen, nicht viel mehr als die Namen kennen.

Franckfurt am Mayn.[2]

Eines christlichen Comödianten Beichte an GOtt, bey Versagung der öffentlichen Communion. in 4.

Wir können diesen einzeln Bogen sicher unter den Artikel von Frankfurt setzen, da wir wissen, daß Hr. Uhlich der Verfasser davon ist, welcher auf dem Schuchischen Theater daselbst spielet. Er ist es, welchen der Hr. Pastor Fresenius aus keiner andern Ursache vom Beichtstuhle gewiesen hat, als weil er ein Schauspieler ist. Wir hätten nimmermehr geglaubt, daß ein protestantischer Theologe einer solchen Päbstischen Tyranney fähig seyn könnte. Doch wie viele von ihnen besitzen nicht die Kunst die gute Meinung die man von ihnen hegt, auf einmal, ehe man sichs versieht, glücklich zu Schanden zu machen? Bald sollten wir nunmehr glauben, daß der Hr. von Voltaire die Wahrheit gesagt, wenn er vorgiebt, die katholische Kirche würde die Schauspieler von ihrer Gemeinschaft nicht ausschließen, und minder strenge gegen sie seyn, wenn sie nicht die Vorwürffe der Protestanten besorgen müßte.

[1] [Vier und vierzigstes Stück. Freytags, den 29. October, 1751. S. 348.]
[2] [Vier und vierzigstes Stück. Freytags, den 29. October, 1751. S. 349.]

Wir wollen den Anfang von der Beichte des Hrn. Uhlichs hersetzen.

GOtt, aller Götter GOtt, Monarch und Herr der Welt,
Vor dem der Sünder bebt, und zitternd niederfällt,
Der du aufs stumme Schreyn bußfertger Sünder merkest,
Es gern und gnädig hörst und ihren Glauben stärkest;
Ich werffe mich voll Reu auch jetzo vor dir hin
Ich, der ich hier vielleicht der größte Sünder bin:
Du wirst nicht dein Geschöpf, bis zum Verderben haßen
Und mich verworffnen Knecht nicht unerhöret laßen.

Wir wollten wünschen, daß der beichtende Dichter in diesem Tone fortgefahren wäre, und daß er seine gute Sache durch etwas allzu viel Galle nicht verdorben hätte. Man lese folgendes und sage, ob es die Sprache eines Geistes ist, welcher seinen Feinden vergiebt? Die erste Eigenschaft desjenigen, welcher bey GOtt Vergebung sucht.

Die Ehrfurcht, die ihr Rock der dummen Welt erwekt,
Der manche Menschen mehr, als Teufelskrallen schrekt,
Macht, daß wir blindlings sie, bey ihren Lastern ehren,
Und für ihr leer Geschwätz sie mästen und ernähren.
Man sieht, daß ihren Stoltz gar nichts ersättgen kan;
Und betet man sie nicht wie dich GOtt selber an,
Und kömmt man ihnen nicht mit Opfern oft entgegen,
So trift uns gleich ihr Fluch; doch dieser bringt uns Seegen.

Schreiben an die Verfasser der C. N.[1]

M. H.

Ihre neuliche kurze und ganz unvollständige Recension der vortreflichen *Art de joüir*, giebt mir Gelegenheit, Ihnen dieses Schreiben zu übersenden. Sie können dadurch ersetzen, was Sie damals versäumet haben, und einen Artikel verlängern, welchen ich doch noch viel lieber lesen wollte, als die von dem *Dictionaire de Menage*, von dem Buch Hiob, von dem Magnet, von dem *Thesauro Jurisprudentiae Romanae* etc. Denn wer lieset nicht lieber was lustiges, als was ernsthaftes? Sie werden sich also den meisten Theil Ihrer Leser verbindlich machen, wenn

[1] [Vier und vierzigstes Stück. Freytags, den 29. October, 1751. S. 351—352.]

Sie diesen Brief, welcher so ein angenehmes Werkchen betrift, einrücken. Aber das bitte ich mir aus, daß Sie ihn nicht auch unter den Strich setzen; sonst werde ich in meinem Leben nicht wieder an Sie schreiben.

Als Sie die gedachte Recension gemacht haben, haben Sie gewiß nicht gewust, daß die *Art de joüir* nicht ein neues Buch, sondern eine neue Auflage der *Ecole de la Volupté.* Aeneidum genitrix, hominum divumque voluptas, etc. *Lucret. de Nat. rer. l. 1. Dans l'Isle de Calypso, aux dépens des Nymphes, MDCCXLVII.* ist. Halten Sie, wenn Sie so viel Gedult haben, die *Ecole de la Volupté* und die *Art de joüir* zusammen, so werden Sie sehen, daß ich recht habe. Daß der Titel und die Ordnung in dem ganzen Werke verändert ist, daß verschiedenes weggelassen und anderes dagegen hinzu gesetzet, und daß einige Stellen und Wendungen etwas verändert worden, das wird Sie, als ein so vielen neuen Ausgaben gemeinschaftliches Schicksal, nicht befremden. Die größte Veränderung hat der geistreiche Verfasser mit der Ordnung vorgenommen, und zwar so geschickt, daß er allen seinen Einfällen, Bildern, Erzählungen, Entzückungen ꝛc. andere Stellen angewiesen, ohne sich anderer Verbindungen zu bedienen. Und dieses ist freylich nur ein Vorzug solcher kleiner, niedlicher, witziger und freyer Werkchen, wo die Materien überall am rechten Orte stehen, eben so wie die Stehaufchen, diese zum Zeitvertreib der Kinder erfundenen nützlichen Werkzeuge, man mag sie unten oder oben aufsetzen, allemal recht zu stehen kommen.

Anstatt, daß der Verfasser in der ersten Ausgabe den Voltaire, St. Foi, Crebillon, Moncrif, Bernard, Gresset, Bernis, Freron, den Catull, Anacreon, Tibull, Petron, Ovid, Chaulieu, Montesquieu ꝛc. als die witzigsten Lehrmeister der Wollust, angeruffen hat, wendet er sich hier gleich zu dem Vergnügen selbst, da er anfängt: Plaisir, Maitre souverain etc. welches bis zu den Worten: Sentimens les plus doux, aus der Ecole de la Volupté von der 54. und 55. Seite herüber genommen und an diese Stelle versetzet worden. Ich sollte, Sie zu überzeugen, daß beyde Schriften einerley sind, und einerley Verfasser haben, alle gleichlautende Stellen nach der Länge anführen: aber daraus würde eine dritte Ausgabe entstehen, weil ich beyde Werke fast ganz abschreiben müßte. Ich will mich also begnügen, nur diejenigen Stellen anzuzeigen, von welchen mir sogleich beym Durchblättern der *Art de joüir* beyfällt, daß sie aus der *Ecole de la Volupté* meistens von Wort zu Wort, und

selten mit geringen Veränderungen, herüber genommen sind. Ich sage Ihnen aber zum voraus, daß mir noch verschiedene entwischen werden.

Diese Stellen sind auf der 3. 4. 5. 6. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. Seite, wo auch die Verse,

Vite, vite, qu'on les dessine,
Pour mon Cabinet de Paphos,

aus der *Ecole de la Vol.* genommen sind. Ferner auf der 51. 52. 53. 55. 56. 57. 58. 59. 65. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 75. 77. 78. 81. 83. 84. 85. 90. 92. 93. 96. 98. 101. 103. 104. 105. 107. 108. 119. 129. 130. 132. 133. und 135. Seite. Diese angeführten Seiten sind meistens ganz, und selten nur einige Stellen darauf, aus der *Ecole de la Volupté.* Ich habe hierbey eine Muthmaßung, welche in der gelehrten Geschichte ihren Nutzen haben kann. Ich glaube nemlich, daß die *Art de joüir* eine dritte, oder gar eine vierte Ausgabe von eben derselben Schrift ist, und daß in den mir noch unbekannten Ausgaben derselben alles das übrige steht, was ich nicht in der *Ecole de la Vol.* gefunden habe. Sie werden mir und der gelehrten Welt einen besondern Gefallen erzeigen, wenn Sie hiervon was gewisses entdecken können.

Wenn Sie, und andere kritische Ketzermacher von Ihrem Calibre, diese Entdeckung, welche ich gemacht habe, gemacht hätten, so weis ich wohl, was Sie gethan hätten. Sie hätten die Welt beredet, diese beyde Werke hätten zwey unterschiedene Verfasser, und die *Art de joüir* wäre in allen den angezeigten Stellen aus der *Ec. de la Vol.* ausgeschrieben. Aber der allzu großen Aehnlichkeit und fast Identität beyder Werke zu geschweigen, so würde gewiß der Verfasser der *Art de joüir* in der Zueignungsschrift der deutschen Uebersetzung derselben dieses gelehrte Verbrechen eben so willig gestanden haben, als er den unschuldigen Raub, welchen er an Hallers Doris begangen, mit lachendem Munde bekannt hat. Daß er es aber nicht angezeigt, daß dieses nur eine neue Ausgabe einer alten Schrift ist, dazu kann er ja seine Ursachen gehabt haben. Vielleicht hat er sich der ersten Ausgabe aus Bescheidenheit geschämt, und vielleicht hat er auch vor 4. Jahren wirklich noch nicht so viel Erfahrungen in der Kunst zu genießen gehabt. Deswegen hat er auch an statt der für einen rechtschaffenen Wollüstigen allzu philosophischen Bestimmung des Unterschieds zwischen dem Vergnügen und der Wollust,

und zwischen der Wollust und der Geilheit, mehrere Erfahrungen angeführet. Doch ich bin nicht so kühn, in alle Geheimnisse der Schriftsteller einzudringen.

Haben Sie nun, M. H. etwas wider meine gelehrte Muthmaßung einzuwenden, so würdigen Sie Ihres Unterrichts Ihren

gehorsamsten Diener.

S. S.

den 16. October
1751.

Breßlau.[1]

Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz- und Cameralwesens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern, bey Joh. Jacob Korn, 1751. $3^1/_2$ Alph. in größerm Quartformate.

Die vortheilhaften Begriffe, welche man sich schon vorläufig von diesem Werke gemacht hat, sind bisher allgemein geblieben. Es ist so weit gefehlet, daß dieser erste Theil die Erwartungen, welche man gehabt hat, täuschen sollte, daß er vielmehr alle diejenigen zufrieden stellen kann, welche das Vollständige und Schöne in dem höhern Grade an dieser Arbeit vermuthet haben. Das, was wir für dismal zu lesen bekommen, ist 1) Einleitung in die Geschichte der Handlung und Schiffahrt. 2) Abriß der allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt, in den alten, mitlern und neuern Zeiten. 3) Die allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt selber, samt allen dem, davon das Titelblatt weiter redet, in 5. Abschnitten und 33. Kapiteln. Wir sind nicht gesonnen, den summarischen Inhalt, welcher vornan stehet, hier wieder abzuschreiben. Die muntere, reine und gesezte deutsche Schreibart müssen wir ganz besonders preisen: Ob wir gleich manchen historischen Aufsäzen dadurch einen Vorwurf machen; auch solchen die darum pragmatisch heissen, weil man alles Pragmatische umsonst darinnen sucht; ja selbst denen, welche deswegen diplomatisch genennet werden, weil man etliche Mannsnamen, die in sogenannten Urkunden stunden, noch einmal wieder-

[1] [Fünf und vierzigstes Stück. Freytags, den 5. November, 1751. S. 353—354.]

holet hat. Die Sachen, welche dieses unvergleichliche Buch erheitert, sind in der Inschrift lange nicht alle angegeben. Eine Verlängnung eines Scribenten, die in unsern Tagen so sauer wird, daß man lieber fürchterlich lüget, ehe man sichs getrauet, ihr zu nahe zu kommen. Man findet hier so vieles von den Sitten und Gebräuchen der Völker; so manches aus allen Fächern der Geschichtskunde; so gehäufte Zusäze zu der Erdbeschreibung, Gottesgelahrtheit und andern Wissenschaften, daß sich ein jeder Besizer der Schrift Glück wünschen muß, daß er sich in derselben weit mehr angeschafft, als bezahlet habe. Werke dieser Gattung machen die Auszüge schwer. Wenigstens verdrießt es einen gewissenhaften Journalisten, daß er am Ende seiner Nachrichten davon zu wenig gesagt hat. Vor dieser Reue fürchten wir uns. Damit wir doch aber etwas gesprochen haben möchten: so hatten wir den Vorsaz, zum mindesten das 27te Kap. welches sich mit der Handlung und Schiffahrt der alten Deutschen beschäftiget, in einen kurzen Begriff zu bringen. Allein, nachdem wir es durchgelesen haben: so unterlassen wir auch dieses. Wo man alles sagen müßte, da thut man am klügsten, daß man gar nichts sagt. Wir wünschen den 2ten Theil auch bald zu empfangen. Alsdenn wollen wir uns besinnen, was vor eine Partei wir aus dem Anfange eines Verses: Eloquar an sileam? ergreifen sollen.

Erfurt.[1]

Versuch einer Beurtheilung der pantomimischen Opern des Hrn. Nicolini, entworfen von Johann Gottlieb Benzin. Verlegts Joh. H. Ronne 1751. auf 2 und 1/2 Bogen in 4.

Hr. Benzin hat sich durch seine Abhandlung von den Eigenschaften eines Schauspielers, die er den Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften einverleiben lassen, schon ein zulängliches Recht erworben von theatralischen Sachen zu urtheilen. Gegenwärtiger Versuch wird verschiedenen Lesern um so viel angenehmer seyn, da die pantomimischen Spiele des Hrn. Nicolini noch nicht überall die Anmuth der Neuigkeit verlohren haben.

Der Verf. hat mit Grund angemerkt, daß der Beyfall bisher den Tadel über diese verneueten Schauspiele des Alterthums übertäubt habe,

[1] [Sechs und vierzigstes Stück. Freytags, den 12. November, 1751. S. 365—366.]

und daß dieser uneingeschränkte Beyfall genugsam beweise, man habe sie mit keiner prüfenden Aufmerksamkeit betrachtet. Er sucht diesen Mangel zu ersezen, und bemüht sich Lob und Tadel auf ihre gewissen Puncte festzustellen. Er beweiset zu erst, daß man berechtiget sey, die Pantomimen nach den Regeln der Schauspiele zu beurtheilen, und begegnet den Einwürffen, daß sie neuer als alle Regeln der theatralischen Gesetzgeber wären, und also auch nicht darnach geprüfet werden könnten. Er glaubt nicht, daß man die theatralische Dichtkunst erniedrige, wenn man ihren letzten Endzweck das Ergötzen seyn läßt, und unterscheidet dieses Ergötzen in ein gedoppeltes; in das, welches nur vorzüglich die Sinne rühret, und das, welches mit einer angenehmen Gewalt auf unser Herz wirket, und uns mit einem Vergnügen erfüllet, welches man ein erhabeneres Vergnügen nennen kan. Hieraus sezet er das Verhältniß der Vorzüge der sinnlich und der erhaben ergetzenden Schauspiele feste. Die unterste Stufe gehört für die Sinnen; das Vergnügen des Gemüths ist weit edler; und kein vollkommener Schauspiel ist zu ersinnen, als welches das Ergötzen der Sinnen mit der Belustigung des Gemüths verbindet. Nunmehr vergleicht er die Pantomimen mit beyden Arten der Schauspiele, und gestehet es zu, daß sie das sinnliche Ergötzen auf den vollkommensten Grad befördern, und hier setzt er die Grenzen ihres Lobes. „Bey ihren Vorstellungen, sagt er, nimmt uns das Große und Außer„ordentliche der Kunst bewundernd ein. Indem unsre Aufmerksamkeit „bey einem Gegenstande sich selbst verlieret; so sind schon unendlich viele „andre geschäftig, uns in eben dem Augenblike mit unsrer Achtsamkeit „zu sich zu reißen, und die Menge von betrachtungswürdigen Seltenheiten „führt uns endlich aus uns selbst. Jezt wird das Zeichen zum An„fange gegeben, und ein plözliches Gefühl rührender Schönheiten, die „des Hrn. Fiorelli gleich tiefsinnig als munter erdachte Töne wirken, „erfüllt uns mit einer entzückenden Lust. Wir wünschen alle übrige Sinne „verläugnen zu können, um die Treflichkeit der Musik um so stärker zu „empfinden. Allein bey diesem betrüglichen Wunsche wird das Auge „gereizet, dem Gehöre zu entsagen. Die stolze Erscheinung des eröff„neten Theaters ist zu prächtig, zu glänzend, zu einnehmend, als daß „wir ihm auch einen einzigen Blik entziehen könnten. Doch wohin „sollen wir die gereizten Blicke richten? - - - Grünende Wiesen, rie„selnde Flüsse, Mühlen, deren Geräusch uns fast übertäubt, schattigte

„Wälder, wie einnehmend sind diese Zaubereyen der Kunst, die der Natur „trozet. Doch wir haben keine Zeit zu Betrachtungen; wir müssen nur „empfinden. Dort bearbeitet sich schon der stumme Redner um unsre „Aufmerksamkeit. Seine Bewegungen, mit welchen er uns eine neue „Sprache lehret, scheinen durch die Größe der Kunst ungekünstelt zu seyn. „Scherze so wohl, als Affecten druckt er mit gleicher Lebhaftigkeit „aus - - -" So mahlerisch als hier der Redner ist, so müssen wir doch gestehen, daß alle Beschreibungen umsonst sind, einen hinlänglichen Begriff von den entzückenden Täuschungen der Pantomimen zu machen. Man muß sie sehen, und nur der, wer sie gesehen hat, kan sich die Bühne in ihrer vollkommensten Pracht gesehen zu haben, rühmen. Allein wie steht es um das erhabene Vergnügen des Herzens? Befördern die Pantomimen auch dieses? Hier geht der andre Theil der Untersuchung des Herrn Benzins an. Wir sind in der That seiner Meinung, ob uns gleich seine Wiederlegung des Einwurfs, daß mit allen Belustigungen der Sinne ein Vergnügen des Geistes verbunden sey, etwas zu schwach gerathen zu seyn scheinet. Es ist wahr, die Pantomimen sind Vermöge ihrer jezigen Einrichtung nicht geschickt, die Regeln der Schauspiele zu erfüllen; sie können die Gedanken unter allen Umständen nicht deutlich ausdrücken, sie beleidigen die Wahrscheinlichkeit, so gar bey den Personen, welche Kinder sind. Wir sollten aber meinen, daß es möglich wäre, für das pantomimische Theater Stücke zu verfertigen, wo alle diese Einwürfe wegfielen; und es kommt nur drauf an, daß sich ein Genie dem Werke unterzieht, und dem Hrn. Nicolini Stücke verfertiget, worinn durchaus starke Leidenschaften herrschen, eine wunderbare Begebenheit aus der andern folgt, und die Scene niemals durch bloß überlegende Personen kalt wird, und die Moral aus den Vorfällen fließet, an statt daß sie in andern Schauspielen oft ein declamirender Redner mit Haaren herbey zieht.

Göttingen.[1]

Die Religion und Hofnung im Tode. In ihrem Zusammenhange bewiesen, durch Joachim Oporin D. Verlegts Ab. Vandenhoecks seel. Wittwe 1751. in 8. 12 Bogen.

[1] [Sechs und vierzigstes Stück. Freytags, den 12. November, 1751. S. 366—368.]

So gewiß es ist, daß das Aufnehmen der Wissenschaften den Fall des Aberglaubens bewirkt, so falsch ist es, daß eben dieses Aufnehmen der wahren Gottesfurcht verderblich seyn solle. Es ist ein Irrthum, wenn man es für eine nothwendige Folge unsrer aufgeklärten Zeiten hält, daß hier und da ein wiziger Kopf, stolz auf nichts entscheidende Einfälle, und zu faul die Gründe der Religionen zu untersuchen, alle Pflichten derselben für Träume schwermüthiger Lehrer und staatskluge Menschensatzungen hält. Wären Irreligion und ein großer Umfang erlangter Einsichten nothwendig mit einander verbunden, so wäre ein frommer Newton ein weit größrer Freygeist gewesen, als Diderot, und Leibniz ein größerer Feind alles Göttlichen als Edelmann. So unwiedersprechlich diese Wahrheit schon aus der Gelehrtengeschichte bewiesen werden kan, da man allezeit gegen einen großen Gelehrten, der ein Freygeist gewesen, zehn andre weit größere stellen kan, die den ganzen Umfang nicht allein der natürlichen sondern auch der christlichen Religion mit Ueberzeugung geglaubt, vertheidigt und darnach gelebt haben; so wenig scheint man sie jezo einsehen zu wollen. Die allereingeschrenktesten Geister, die es nie gewagt haben, zu denken, und immer mit dem Denken pralen, glauben sich ein Ansehen von Wichtigkeit und einer Einsicht zu geben, wenn sie von andern ausgegrübelte Zweifel nachbeten, und nichts von dem ihrigen hinzu thun, als die Unverschämtheit sich ohne alle Mäßigung darüber auszudrucken. Je mehr diese Art von Leuten in unsern Zeiten zunimmt, desto nöthiger wird es die Religion der Natur und Offenbarung auf allen Seiten, wo sie nur der geringsten Ueberzeugung fähig sind, vorzustellen. So sehr sich also dergleichen Schriften auch vermehren, so wenig unnüzlich sind sie doch. Die Wahrheit rühret unter mehr als einer Gestalt; unter dieser gefällt sie dem Weltweisen, unter jener dem Hofmanne. Dieses würde die Arbeit des Hrn. Oporins vollkommen rechtfertigen, wenn sie sich auch weniger durch ihren innerlichen Werth den Gemüthern, die das Religionsgefühl noch nicht gänzlich verlohren haben, empfehlen könte.

Der Hr. Verfasser theilt seine ganze Arbeit in fünf Kapitel. Das erste Kapitel handelt von der natürlichen und geoffenbarten Religion. Er erkläret die natürliche Religion auf die gewöhnliche Art; er zeigt was bey dieser Erklärung müße voraus gesezt werden, nehmlich, daß die menschliche Natur verpflichtet werden könne, und daß ein GOtt sey,

welcher das Recht habe, sie zu verpflichten; er beweiset, daß sich GOtt dieses Rechts über die Menschen wircklich bedient habe, erstlich aus ihrer vernünftigen Erkenntniß eines nicht willkürlichen Naturgesezes, zum andern aus gewissen bestimten und eigentlich angebohrnen sittlichen Naturtrieben, welche die vernünftige Erkenntniß des Naturgesezes befördern, und bestätigen, z. E. das Gefühl des Mitleidens, der Trieb der Aeltern die Kinder zu lieben, der Trieb zur Gesellschafft; und thut endlich dar, daß den bisher erklärten Begrif der natürlichen Religion die geoffenbarte Religion voraus setze. Das zweyte Kapitel handelt von der Festigkeit der natürlichen und geoffenbarten Religion gegen allerley abweichende Religionsbegriffe der Neuern. Diese Abweichungen theilt er in zwey Classen; in die erste kommen diejenigen, welche der Religion die eigentliche Kraft zu verpflichten nehmen, und in die andere diejenigen, welche den eigentlichen Grund der religieusen Verbindlichkeit nicht vorsichtig genug legen. In jene sezt er den Verfasser der Religion à l'homme essentielle und den Hrn. von Voltaire; in diese den Hrn. Gastrel und Meier. Das dritte Kapitel betrachtet den Zusammenhang der Religion mit dem Glauben eines andern Lebens. Er zeigt, daß dieser Glaube immer in der Welt gewesen sey; er untersucht, woher er entstanden, und auf was Art er fortgepflanzt worden; er gehet das Alte und Neue Testament durch, und sezet den lezten Fortgang dieser Hoffnung in Christi Tod und Auferstehung; er sucht zu beweisen, daß bey den Heiden der Ursprung der Hofnung und Furcht eines andern Lebens eine alte Tradition der Söhne Noa sey, und thut dar, daß die Folgung dieser Traditionen bey ihnen dem Gefühle der natürlichen Religion zuzuschreiben sey. Das vierte Kapitel handelt von der untadelichen Hofnung des andern Lebens aus dem Zusammenhange der natürlichen Religion mit dem Glauben eines andern Lebens. Er beweiset hier theils, daß diese Hoffnung nicht könte zernichtet werden, theils daß sie auch nicht zweifelhaft zu machen sey, und widerlegt den Versuch, den Hr. Hellet dieserwegen gethan hat. Das fünfte Kapitel endlich betrachtet die aus dem Ansehen und der Kraft des geoffenbarten Gnadenbundes entstehende zärtliche Hoffnung der Gerechten im Tode. Er zeigt darinnen, daß diese Hoffnung aus zweyerley Ursachen eine göttliche genennet werde, erstlich weil sie von dem göttlichen Ansehen des Gnadenbundes vom Anfange abgehangen habe, und zweytens, weil sich mehr als eine natürliche Kraft des Gnadenbundes in derselben äußert.

Berlin.[1]

Wir haben unsern auswärtigen Lesern abermals eine Nachricht, welche den Hrn. de la Mettrie betrift, mitzutheilen. Ohne Zweifel vermuthen sie eine kleine witzige Thorheit, die er schon wieder begangen hat. Es ist so was; ja: wenn sie nur nicht auf seiner Seite etwas allzuernsthaft ausgefallen wäre. Er ist gestorben. Wir sind gewiß, die Welt wird sich mehr Gedanken über seinen Tod machen, als er sich selbst bey Annäherung desselben gemacht hat. Die Welt aber wird höchlich betrogen werden, wenn sie sich einbilden läßt, der Schleier sey endlich von seinen Augen gefallen, er habe wiederruffen, er habe alle die Schwachheiten begangen, die man so vielen Philosophen auf ihrem Sterbebette begangen zu haben, schimpflich nachrühmt. Seine

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis

hat ihre Wohnung ganz anständig verlassen, und sie hat sich über nichts betrübt, als daß das Uhrwerk ihres Lebens ins Stecken gerathen, ehe es noch abgelauffen war. Man sieht wohl, daß wir hier halb nach seinem halb nach unserm Lehrbegriffe reden. So viel aber können wir als der kleinste Mund, dessen sich die unpartheyische Nachwelt bedienet, sagen, daß nunmehr der Augenblick vorhanden sey, welcher sein Lob und seinen Tadel auf ihre gewissen Punkte festsetzet; daß man an ihm einen uhrsprünglichen Witz, eine ansehnliche Einsicht in diejenige Wissenschaft, durch die er sich gewiß bey dem Leben würde erhalten haben, wenn es nützlich wäre, daß die Aerzte unsterblich blieben, eine beneidenswürdige Fertigkeit, sich schön und neu auszudrücken, betauern werde, indem man alle seine böse Eigenschaften verabscheuet, die wir verschweigen, weil er nunmehr tod ist. Sein Tod erfolgte gestern vor acht Tagen. Vielleicht gelingt es uns, unsern Lesern ehestens einige besondere Umstände von seinem Leben mittheilen zu können.

Gotha.[2]

Analecta hymnica, das ist, merkwürdige Nachlesen zur Liederhistorie aufs neue mit vielem Fleiße gesammlet, und den gelehrten Liederfreunden zum Dienste in den

[1] [Sieben und vierzigstes Stück. Freytags, den 19. November, 1751. S. 372.]
[2] [Acht und vierzigstes Stück. Freytags, den 26. November, 1751. S. 384.]

Druck gegeben von Joh. Caspar Wezeln, Hofpredigern und Archidiakono in Römhild, bey Christian Mevius 1751. 8. 1tes und 2tes Stück.

Die Liedergeschichte, welche der ehrliche Herr Wezel ans Licht gestellt hat, ist bekannt genug. Sie verdienet auf einer Seite einen sehr großen Beyfall. Ob man ihr aber das claßische Ansehen beylegen könne, welches ein Buch haben muß, wenn es in einem Gelehrtenlexiko unwiedersprechliche und vollständige Beweise ablegen soll: das ist eine andere Frage. Indessen ist Herr Wezel so glücklich gewesen, in dem Leipziger Namenbuche dieser Art bis auf eine solche Höhe der Ehre und des Credits erhoben zu werden. Es sey fern, daß wir hiemit Herr Wezeln für einen Lügner ausrufen, oder ihm seinen Ruhm nicht gönnen wollten. Man muß uns ganz anders verstehen. Und wer Verstand hat, der siehet es ohne Schwierigkeiten ein, wie wir verstanden werden müssen. Wir behalten Recht, und unsere Liederhistorie bleibt deswegen doch ein gutes Buch. Es hat dieselbe den Titel einer Hymnopöographie und bestehet aus 4 Theilen in 8. Der erste ist 1719. Der andere 1721. Der dritte 1724. und der vierte 1728. heraus gekommen. Der fünfte würde mit samt den Zusäzen 1735. ohnfehlbar auch erfolget seyn: wenn nicht der Verleger des Werks mit Tode abgegangen wäre. Dieser Verleger war der nun selige Herr Friedrich Rothscholz, welcher aus Herrnstadt in Schlesien, sonst aber in der Tauberschen Handlung zu Nürnberg war. Er muß Ursachen gehabt haben, auf dem Titel der Liederhistorie vorzugeben, als wenn sie zu Herrnstadt erschienen wäre: Da sie doch, wie der gewissenhafte Herr Wezel erinnert, an einem andern Ort gedruckt ist. Sterbefälle der Amtsbrüder, wiederholte schwere Krankheiten und andere Umstände des Herrn Verfassers sind darzu gekommen, und haben die Fortsezung der so gut angefangenen Arbeit so lange verhindert, daß wohl mancher geglaubt haben mag, Herr Wezel sey schon lange in seine Ruhe eingegangen. Wir selbst müssen es gestehen, daß wir diesen Gedanken Plaz gelassen haben. Allein, unvermuthet wird Herr Wezel gleichsam von den Todten wieder lebendig, und fängt an, seine fernere Liederbemühungen Stückweise gemein zu machen. Viererley werden wir in dieser getheilten Schrift, bey welcher er alle mögliche Eilfertigkeit verspricht, zu lesen haben; nemlich 1) des Herrn Auctors Supplementa zu den herausgekommenen vier Theilen der

Liederhistorie. 2). Eben desselben Hymnopöographie und zwar dem fünften Theile nach. 3) Noch desselben Biblioth. hymnicam, oder Nachricht von Liederschriften. 4) Des Herrn Nikol. Sprangers, Predigers in Klugenthal an der Böhmischen Gränze, Aufsaz von Bergreihen, und von Dichtern solcher Bergmannslieder. Der Anfang ist in diesen beyden ersten Stücken gemacht; ja von den Bergreihen hat Herr Spranger schon ausgeredet. Doch, es wird sich wol etwas anders finden.

Man[1] sieht, ohne Benennung eines Orts: Ode an GOtt von Herrn Klopstock, 1751. In Oct. 1 Bogen.

Vielleicht vermuthet man in dieser Ode poetische Betrachtungen über die Majestät Gottes; und man muthmaßet auch recht. Oder vielleicht sucht man darinnen ein Gebet einer entzückten Demuth; und man irret sich auch hierinne nicht. Man findet beydes darinne: dennoch ist diese Ode ein Liebeslied, und man könnte sie das hohe Lied Klopstocks nennen. Man sieht wohl, daß Herr Klopstock derjenige ist,

- - - cui mens divinior atque os
Magna sonaturum,

und daß er Pindarisch schreiben würde, wann er auch ein Gedicht vom Ackerbau schriebe. Er beweint die Abwesenheit seiner Geliebten, und anstatt daß ein anderer Dichter, welcher in ähnlichen Umständen war, seine poetische Klage mit einem Soll ich meine Doris missen? 2c. anfing, so erschüttert ihn ein stiller Schauer der Allgegenwart Gottes; sein Herz und sein Gebein beben sanft gerührt; er fühlt, er fühlt es, daß Gott auch da, wo er wohnt, Gott ist. Er wünscht mit Gott zu reden, zweifelt aber, daß er ihn wird zu sprechen bekommen. Endlich wagt er es, mit dem Ewigen zu reden; er sagt ihm, daß er, Gott, ewig ist, und daß er, Klopstock, liebet. Der Ewige soll ihm seine Geliebte wieder geben, oder er soll sein Leben zu einem schnellen Hauch machen. Er verspricht ihm dafür, noch einmal so tugendhaft zu seyn, wenn sie bey ihm ist, und den Meßias desto feuriger zu besingen. Von ihr geliebt, sagt er, will ich dir feuriger entgegen jauchzen; will ich mein volles Herz in hohen Hallelujaliedern, ewiger Vater! vor dir vergießen. Dann, wann sie mit mir deinen erhabenen Ruhm gen Himmel weinet, bebend, mit schwim-

[1] [Ein und funfzigstes Stück. Freytags, den 17. December, 1751. S. 402—403.]

menden entzückten Augen, will ich mit ihr hier schon das ewige Leben fühlen. Das Lied des Sohns, truncken in ihrem Arm, von reiner Wollust, will ich erhabener, Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns Christen sind, seligen Enkeln singen.

Unsere Leser werden wohl die Absäze der Verse, welche wir, den Raum zu ersparen, weggelassen haben, da sie ohnedieß ohne darüber gesetzte Zeichen keine Füße haben würden, nicht vermissen.

Einen Gedancken unsers berühmten Dichters, welchen wir ohne diese Anmerkung nicht haben denken können, müssen wir noch berühren. Es ist der in dieser Ode und in dem Meßias oft vorkommende Gedanke von dem Gedanken, welcher gedacht wird. Dieser gedacht werdende Gedanke, welcher so lange ein guter poetischer Gedanke, oder vielmehr Ausdruck ist, als er weniger geschrieben, als gedacht wird, hat, wenn wir uns recht erinnern, seinen Ursprung von einem Gedanken eines bekannten glücklichen Dichters, welcher ihn dachte, als er einsmal eine Ode verfertigte. Dieser Gedanke und das Denken des Gedankens fand damals gleich bey einigen wahren Kennern poetischer Schönheiten, und nachmaligen vertrauten Freunden des Hrn. Klopstocks, weil er gut angebracht, und nur einmal angebracht war, vielen Beyfall. O imitatores! - - - -

Anhang.

Leipzig.[1]

Der Herr Prof. Gottsched hat seinen neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste mit dem 10ten Bande, wovon jeder 6 Stück von 6 Bogen in 8. enthält, geschlossen, zugleich aber auch eine neue fast eben so beschaffene Monatschrift angekündiget, welche den Titel führen wird: Das neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Jedes Stück wird mit einem Kupferstiche gezieret seyn. In dem letzten Stück des neuen Büchersaals ist des Herrn von Maupertuis Essay de Philosophie morale mit vielen Lobeserhebungen recensirt.

[1] [Neuntes Stück. Freytags, den 26. Februar, 1751. S. 72.]

Vorrede.[1]

Gute gelehrte Zeitungen zu schreiben, ist eine Arbeit, wozu wenig Gelehrte geschickt sind, und wozu noch wenigere die dazu nöthigen Mittel in ihrer Gewalt haben.

Die Absicht gelehrter Zeitungen ist, den Lesern einen kurzen Begriff von dem neuesten Zustande der Gelehrsamkeit zu machen. Ein vernünftiger Leser solcher Blätter sucht also darinne die neusten Nachrichten von den Veränderungen, welche mit den vornehmsten Gelehrten vorfallen, als von ihren gegenwärtigen Beschäftigungen, von ihren Beförderungen und von ihrem Tode. Ferner sucht er darinne Nachrichten von den neusten Erfindungen und Entdeckungen in allen Theilen aller Wissenschaften und Künste, und von der Veränderung und dem Zuwachs einer jedweden, wohin denn alle auf hohen und niedern Schulen und bey allen gelehrten Gesellschaften vorgefallene merkwürdige Veränderungen, und besonders die Stiftungen derselben, gehören. Aber wie kann ein Gelehrter alle diese Neuigkeiten anders erfahren, als wenn er wenigstens nach allen Europäischen Ländern einen gelehrten Briefwechsel unterhält? Wer weis aber auch nicht, daß hierzu Königliche Kosten erfordert werden, oder daß man wenigstens hierzu auf die Art unterstützet werden muß, wie die Verfasser des Journal des Sçavans, welchen die Königlichen Gesandten und Residenten von allen Orten her, auf Königlichen Befehl, die neusten gelehrten Nachrichten monatlich einsenden müssen. Doch so viel Affen die Französischen Thorheiten in Deutschland finden, so wenig Nachahmer findet unter uns der Französische Eifer für die Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Es ist wahr, viele von den erwähnten Nachrichten trift man in den täglich heraus kommenden Büchern an: aber sie lassen darinnen auch noch gar eine große Lücke. Denn erstlich ist Lesern von Geschmack, und welche selbst keine Fremdlinge in der gelehrten Geschichte sind, mit hundertmal wiederholten Recensionen so vieler hundert gemeiner Schriftchen, welche in allen Buchläden vor jedermanns Augen liegen, nichts gedienet. Sie verlangen hauptsächlich Nachrichten von auswärtigen Schriften, welche selten oder gar nicht nach Deutschland kommen, und doch einem rechtschaffenen Gelehrten nicht unbekannt seyn dürfen. Diese Bücher nun alle anzuschaffen, das wäre ein Unternehmen von noch zehnmal größern Unkosten, als ein bloßer gelehrter Briefwechsel durch ganz Europa. Selbst die auswärtigen Monatschriften, in welchen die neusten Bücher recensiret werden, würden zu viele Kosten verursachen, wenn man sie alle, und ganz neu, haben wollte. Und wenn man sie auch hätte, so würde man doch darinne noch lange nicht alle die neusten merkwürdigsten Nachrichten finden, und viele darunter würden auch einem großen Theil der Leser

[1] [Vor dem ersten Stück des Jahrgangs 1751 eingeheftet, aber erst am Schlusse des Jahres geschrieben.]

der gelehrten Zeitungen, zu welchen man sich dieser Monatschriften bediente, aus eben denselben schon bekannt seyn.

In Ansehung der Geschicklichkeit gelehrter Zeitungsschreiber finden sich nicht weniger Schwierigkeiten, als in Ansehung ihrer Hülfsmittel. Wie viele sind im Stande, eine kluge Wahl unter einer großen Menge Nachrichten zu treffen? eine Wahl, mit welcher alle billige Leser zufrieden sind. Findet man nicht oft etliche Blätter einer gelehrten Zeitung hintereinander von einerley Materie angefüllt, woran oft die wenigsten Leser Theil nehmen, und welche oft auch von gar niemanden gelesen werden? Ein Verfasser gelehrter Zeitungen muß ja nicht seinen Geschmack mit dem Geschmack der gelehrten Welt vermengen. Wie schwer aber ist es nicht, sich in fremde Umstände zu setzen! und wie wenigen gelingt es nicht, dieses nach dem Wunsch derjenigen zu thun, in deren Umstände er sich setzen wollen! Sind der Verfasser einer gelehrten Zeitung viele, so machen oft kleine Uneinigkeiten übel ärger, und die Nachläßigkeit des einen oder des andern macht in ganzen Wissenschaften oft größere Lücken, als der Geschmack eines einzigen Verfassers. Endlich ist auch so wenig, wenig Deutschen Gelehrten die Gabe einer guten Schreibart verliehen. Was für eine Marter ist es aber nicht für Leser, welchen nicht alle Schreibarten gleichgültig sind, undeutsch, dunkel, verwirrt, nachläßig und trocken geschriebene gelehrte Zeitungen zu lesen.

Da das gelehrte Zeitungsschreiben mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, so ist es ja kein Wunder, daß wir so sehr wenig gute gelehrte Zeitungen haben. Vollkommen sind noch keine, und es werden es auch keine werden. Sie haben alle noch Fehler, obgleich zum Theil nothwendige Fehler, und diejenigen sind nur die besten, welche die wenigsten haben. Auch an unsern besten gelehrten Zeitungen wird man bemerken, daß die meisten Nachrichten in einer fast nur aus Italien, und in der andern fast nur aus England sind; daß in der einen die critischen und philologischen, in der andern die medicinischen und physikalischen Bücher den meisten Platz einnehmen, und daß in der einen die meisten Nachrichten, auch von dem allernächsten Orte, überaus spät kommen, und die Ausgaben sehr unvollständig angezeiget werden, welches doch eine Hauptеigenschaft einer guten Recension ist.

Die Verfasser dieser critischen Nachrichten sind dem allgemeinen Schicksal der gelehrten Zeitungsschreiber ebenfalls unterworfen gewesen; und wenn sie bey Unternehmung dieser Arbeit auf ihre Kräfte und Hülfsmittel allzu stolz gewesen, so ist dieses die beste Demüthigung für sie, daß sie mit dem Schluß des 1751sten Jahrs ihre Arbeit gänzlich aufgegeben haben, weil sie gesehen, daß sie, ungeachtet alles ihres Fleisses und aller aufgewandten Kosten der Verleger, doch nicht so was vollkommenes liefern gekonnt, als es viele Leser, und sie selbst, gewünschet.

Aus:

Berlinische Privilegirte Zeitung.

Im Jahr 1751.[1]

Bremen.[2] Historie der Gelahrheit, von Anfange der Welt bis auf die sieben Weisen in Griechenland, nach der Zeitrechnung kurz abgefaßt, und dem Druck übergeben von Joh. Ge. Jac. Albertinus, beyder Rechte und der Weltweisheit Doctor. Erster Theil. Bremen, bey Hermann Jäger in Commission zu haben 1751. in 8t. 2 Alph. 10 Bog. Selten wird ein Gelehrter, welcher eine Lücke in der Wissenschaft, die er in seiner Gewalt zu haben glaubt, wahrnimmt, diese Lücke einem andern auszufüllen überlassen. Denn welcher glaubt nicht im Stande zu seyn dasjenige selbst auszuführen, von welchem er schon einsieht, daß es ausgeführet werden solte? Der Herr Verfasser dieses Werks fand glücklicher Weise, daß es noch an einem Handbuche der gelehrten Historie fehle, welches durchaus nach der Zeitordnung eingerichtet sey. Mußte es ihm also nicht nothwendig einfallen, diesem Mangel abzuhelfen? Hier liefert er den Anfang seines Unternehmens, und macht noch auf vier gleich starke Theile Hofnung, welche die übrigen Perioden enthalten sollen. Dieser erste Periode ist der Zeit nach der größeste, der Materie nach der unfruchtbarste. Er theilt sich ganz natürlich in zwey kleinere, von Erschaffung der Welt bis auf die Sündfluth, bis auf die sieben Weisen. Der erste ist der wahre Sitz übertriebener Grillen, und ist es nicht in der That lächerlich den Adam an der Spitze aller Wissenschaften, aller Künste und aller Handwerker zu sehen? Der andre ist voller Verwirrung und Ungewißheit. Locmann, Zoroaster, Hermes, Orpheus, die Sibyllen, lauter Personen die in diesen Zeitpunkt gehören, und von welchen man uns tausenderley erzählet, wovon sich die Helfte widerspricht und die Helfte von neuern Schriftstellern ohne Ansehen erdichtet ist. Bey nahe sollte es also eine unnöthige Bemühung scheinen

[1] [Vom 33. Stück an (Donnerstag, den 18. März) wurde der Titel von dem nunmehrigen Besitzer Christian Friedrich Voß, der die Zeitung nach dem Tode seines Schwiegervaters Rüdiger verlegte, erweitert zu „Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung". 156 Stücke zu je 2 Blättern 4°.]

[2] [21. Stück. Donnerstag, den 18. Februar.]

mit der Historie der Gelahrheit so weit hinaus zu gehen, und vielleicht würde, der sich nicht bey Ungewißheiten aufhalten wolle, da anfangen, wo der Herr Doctor vor diesesmal aufhört. Das einzige wobey sich in diesen Perioden ein Verfertiger der gelehrten Historie noch aufhalten könnte, wären die untergeschobenen Bücher. Man weiß wie viel wunderliche Schriften die Gnostiker, die Manichäer, die Ebioniten und andre dem Adam, dem Seth, dem Jacob ꝛc. angedichtet haben, um ihren schwärmerischen Lehrsätzen Vorgänger und Vertheidiger zu verschaffen. Diese Schriften nun den Lesern näher bekannt zu machen, die sie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfasser aufzusuchen, ihre Absichten zu entwickeln würde zwar nicht die leichteste aber doch eine vielen Lesern sehr angenehme Arbeit seyn; eine Arbeit übrigens die der Historie der Gelahrheit wesentlich zukommt. Gleichwohl aber wird man sie in diesem Werke vergebens suchen, ob es schon voller Ausschweiffungen ist, die man schwerlich vermissen würde. Sollte es übrigens dem Herrn Verfasser in den folgenden Theilen gefallen die Quellen, woraus er geschöpft, fleißiger und genauer anzuführen, so wird er, wenigstens nach unserer Einsicht, der Vollkommenheit eines brauchbaren Handbuchs um ein vieles näher kommen. Wir müssen noch erinnern, daß er dieses Werk der hiesigen Königl. Akademie der Wissenschaften zugeeignet hat. Und beynahe möchte man aus dieser Zuschrift auf die Vermuthung kommen, daß er in der Antediluvianischen gelehrten Historie sich besser umgesehen habe als in der neuen. Man darf nur den Titel ansehen, der zwar zweymal, beydemahl aber falsch gedruckt ist. Ist zu haben in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 20 Gr.

Berlin.[1] Im Voßischen Verlage ist ohnlängst folgendes ans Licht getreten. *Ge. Henr. Nieupoort, J. U. D. Rituum, qui olim apud Romanos obtinuere, succincta explicatio, ad intelligentiam veterum auctorum facili methodo conscripta. Accedunt columna rostrata Duillii, ut et Joh. Matth. Gesneri Prolusio. Editio nona, post Schoepflini, Reitzii aliorumque curas novis accessionibus locupletata.* Dieses ist bereits die 9te Auflage von des Nieupoorts gründlichen Handbuche der Römischen Sitten, Gebräuche, Götter und Einrichtungen der Republik, ohne die Bautzner Nachdrucke zu rechnen. Es ist schon so bekannt, daß es sehr unnöthig

[1] [22. Stück. Sonnabend, den 20. Februar.]

seyn würde, etwas davon zu erwähnen. Die vielen Auflagen zeigen genugsam, daß es Liebhaber gefunden habe. Bereits 1743 veranstaltete der Professor des Staatsrechts zu Frankfurt an der Oder, Herr Uhle, eine neue Auflage davon, welche er seinem großen Beförderer, dem sel. Herrn G. R. Jordan zueignete. In der Zuschrift gab er von der Reitzischen Ausgabe, und den dabey befindlichen Zusätzen einige Nachricht, und bemerkte unter andern, daß die Solutio problematis de reductione numeri dierum Kalendarii Romani ad nostrum keinesweges eine Erfindung des Herrn Reitzens sey, wofür er selbige ausgegeben, sondern, daß er sie aus den Scaligerianis genommen habe. Damit aber die damalige Auflage einen Vorzug vor den vorhergehenden haben möchte, ließ er nicht allein die Columnam rostratam Duillii in Kupfer stechen, sondern auch die Prolusionem des Herrn Prof. Gesners zu Göttingen vordrucken. Diese Auflage war bereits vor einiger Zeit vergriffen, daher der Verleger gedachten Herrn Professor um eine neue Auflage ersuchte. Er ließ sich auch bereit dazu finden, sahe, seinen vielen Geschäften ohnerachtet, das Buch von neuen durch, verbesserte die eingeschlichenen Druckfehler, und that endlich die neuen Zusätze hinzu, welche der Herr Reitz seiner neuen Auflage, die zu Utrecht 1746 in 8vo ans Licht getreten, beygefüget hatte, dessen neue Vorrede man ebenfalls wiederhohlte. In gedachter Vorrede macht Herr Reitz verschiedene Materien nahmhaft, welche Herr Nieupoort abzuhandeln vergessen hatte. Der Verleger trug demnach dem berühmten Prorector an dem Berlinischen Gymnasio, Herrn Wippel, auf, selbige auszuarbeiten, in der Absicht, daß er sie besonders wolle drucken lassen. Allein es ward gedachter Herr Wippel vor jetzt daran verhindert, daß man sie also noch künftig zu erwarten hat. Eben daher, und damit dieses Handbuch nicht zu groß und theuer werden möchte, hat der Herr Herausgeber hier und da einige kleine Anmerkungen hinzugefüget, in welchen er sonderlich deutsche Schriftsteller nahmhaft macht, welche die vorkommenden Materien weitläuftiger ausgeführet haben, so wie Herr Reitz dieses mit den Niederländern gethan. Es ist unnöthig, sie besonders hier anzuführen, da sie einem jeden sogleich in die Augen fallen. Inzwischen haben wir davon blos deshalb etwas weniges berühren müssen, weil ein auswärtiger Zeitungsschreiber die Leser bereden wollen, daß sich die neuen Zusätze bloß auf dem Titel befänden. Aus welchem Grunde? Aus keinem andern, als weil keine Vorrede dabey

war, welche damals wegen Kürze der Zeit nicht fertig werden konnte. Er mag es also nicht übel nehmen, wenn man nicht gewußt hat, daß bey ihm die Vorrede dasjenige sey, nach welchem man einzig ein Buch gründlich beurtheilen könne. Kostet 1 Thr.

Berlin.[1] Physikalische Belustigungen. Erstes Stück. Berlin, bey Chr. Fr. Voß. 1751. In 8t. 5 Bogen. Herr Mylius, welcher sich in der Naturwissenschaft, wie in den Werken des Witzes, bey Kennern in diejenige Achtung gesetzt hat, daß sie nichts gemeines von ihm erwarten, erkläret sich für den Besorger dieser periodisch physikalischen Schrift. Diese Erklärung hat mehr auf sich als alle eitle Versprechungen womit man die Vorreden erfüllet. Er verpfändet gleichsam seine Ehre, welche Schriftsteller seiner Geschicklichkeit bey dergleichen Gelegenheiten schwerlich im Stiche zu lassen pflegen. In der Vorrede sagt er, den Entwurf seiner Monatsschrifft in wenig Worte zu fassen, könne er nichts thun als den Leser versichern, daß sie wie das Hamburger Magazin seyn solle. Auch wir können uns also mit dieser Beschreibung begnügen. Zu ihrer Rechtfertigung aber wollen wir den Innhalt dieses ersten Stücks anführen. Ausser der Fabel, der Seidenwurm und die Spinne, welche als eine Erklärung der auf dem Titel befindlichen Vignette anzusehen ist, und der Vorrede findet man: 1) Einen Vorschlag zu Errichtung eines Wetterobservatorii. In diesem Vorschlage nimmt die neue Art die Stärke des Windes zu messen, sich vorzüglich aus. 2) Philosophische Betrachtungen über den Ursprung der Sprachen und die Bedeutung der Wörter. Aus dem Französischen übersetzt. Wir glauben nicht, daß die Leser ungehalten seyn werden diese Betrachtungen hier zu finden, ob sie gleich nach ihrem Innhalte vielleicht auch wo anders stehen könnten. Wenn man sagt daß sie den Herrn von Maupertuis zum Verfasser haben, so lobt man sie zugleich auf die vollständigste Art. 3) Durch ächte Urkunden bewiesne natürliche Historie der Cochenille, aus dem Holländischen des Herrn Melchior von Ruusscher übersetzt. 4) Von den Ursachen der Fruchtbarkeit der beyden Jahre 1749 und 1750. Was hier von der Vermehrung des Getreydes gesagt wird, zeigt deutlich, daß

[1] [24. Stück. Donnerstag, den 25. Februar. Auch die folgenden Stücke der „Physikalischen Belustigungen" sind, jedoch mit bloßer Angabe des Inhalts, in der Berlinischen Zeitung angezeigt: Jahrgang 1751, Stück 43, 67, 85, 105, 120, 156; Jahrgang 1753, Stück 5, 16, 29, 42, 74, 107; Jahrgang 1754, Stück 9, 79, 129, 147; Jahrgang 1755, Stück 40 und 128.]

der Verfasser in seinen Ueberlegungen weiter gegangen ist, als den meisten der anscheinende Vortheil zu gehen erlaubt. 5) Nachricht von der großen Hitze im Julius 1750 in Berlin. 6) Von einer merkwürdigen Entzündung in einem Keller. 7) Zwey Arten, die Vögel zu einer Sammlung aufzubehalten, und so weit man will zu versenden; aus einem Schreiben des Herrn von Reaumur an den Herrn Prof. Bose in Wittenberg. Ist in denen Voßischen Buchläden zu haben für 2 Gr.

Menoza[1] ein Asiatischer Prinz ꝛc. Aus dem Dänischen übersetzt. 3 Theile. 1750. 8t. Was eine solche Schrift verschiedenen Lesern angenehm macht, ist hier in acht genommen. Der fremde Reisende durchwandert einen großen Strich Asiens und Europens schönste Länder, in denen er sich mit Leuten von allerley Stande unterredet, ihre Vorzüge und Fehler entdeckt, und dadurch allen nützlich wird. Es ist von dem Hochwürdigen Verfasser, der nebst einem scharfsinnigen Hollberg ein gelehrtes Dännemark zieret, kein Fleiß gesparet in unzählichen Veränderungen zu gefallen. Nachrichten, Anmerkungen, lustige Geschichte, ernsthaffte Unterredungen wechseln hier ab. Auch die Uebersetzung ist wenigstens so, daß sie keinen stöhren wird, der da angefangen hat es durchzugehen. Menoza lernt in Jütland einen Gelehrten kennen, der hernach in einem Briefwechsel eine Nachricht seiner Lebensumstände fordert, die hier in 56 Briefen gegeben wird. Sein Vater ist ein Anführer räuberischer Kriegesleute, der gegen einen jährlichen Zins, den er dem Mogol zahlt, an den Gränzen der Tartarey thun kann, was er nur will. Er hat unsägliche Schätze gesammlet, deren gewaltsame Erwerbung aber sein Gewissen im Alter aufweckt. Gewöhnliche Folge eines den Lastern verschwendeten Lebens. Der Aberglaube soll ihm dagegen helfen, mit welchem er täglich in die Pagode läufft, dabey er seinen Söhnen gute Lehren giebt. Doch er stirbt bald und Menoza sein junger Prinz entschließt sich, in Begleitung eines alten Knechtes, Ninaruck, durch die Welt zu reisen und Wahrheit zu suchen. Da er Agra verlassen, wo man ihm zuerst die Mahomedaner kennen lernen, wird er zu denen Portugiesischen Mißionarien nach Orixa gebracht; allein es gelinget nur den Dänen zu Tranquebar, daß sie ihn zum Christenthum bringen. Wie er dies angenommen, setzt er seine Reise nach Lissabon

[1] [25. Stück. Sonnabend, den 27. Februar.]

fort. Diese Stadt, die er nach zweyfacher Gefahr zur See erreicht, sieht er als ein Indianer nicht ohne Erstaunen an, um so viel mehr da er in derselben sogleich Gelegenheit hat, dem Gerichte der Inquisition und einem Stiergefechte beyzuwohnen. Die Pracht in Madrid ist ihm nicht weniger seltsam und neu, doch dies noch vielmehr, daß er seine Nase mit Schnupftoback und Knoblauch auf den Gassen vor der Lufft bewahren muß, welche man anderswo ungehindert einzieht. Daß er und sein Knecht zu Markte lauffen müssen, und den Wirthen die Aufwartung zur Last fällt, befremdet ihn so sehr, als ihn die Höflichkeit der Franzosen ergötzt, von denen er so lange vortheilhafft denket, bis er zu Avignon zwey protestantische Prediger um der Religion willen henken siehet. Italien ist ihm eine seltsame Gegend. In Genua findet er Mönche die des Sonntags Karten und Billard um nichts anders spielen, als daß der so verliert, der Mutter Gottes ein Ave Maria vor dem Altar bringen muß, fast so wie sich spielende Kinder bey uns Straffen auflegen. Neapel, Florenz und Rom geben ihm Anlaß zu allerley Betrachtungen. Auch unser liebes Vaterland wird ihm ein Schauplatz verschiedener Begebenheiten. Wien, München, überhaupt alle große Städte geben ihm neue Vorwürfe, unter denen das Gespräch mit einem Bayerischen Cammerjunker von dem alten Adel, und die Gedanken die in ihm bey der Erblickung des Crucifixes mit der Knotenperücke zu Cölln entstanden, nicht ohne Vergnügen gelesen werden. Berlin und Potsdamm besucht er auch, wo er von dem bekannten Gundling manches erzählt und wo man seinem Ninaruck der von ansehnlicher Länge ist, die Ehre thut und eine Kriegesbedienung anträgt, die er aber wegen mancher Indianischer Zweifel ausschlägt. Die Herren Studenten bekommen auch ihr Theil, deren Universitätsstreiche er bey der Besuchung hoher Schulen erfährt. Der Deutsche, der Holländische Handel, die Aufnahme der Dänischen Mannfacturen, werden mit Einsicht in die Staatskunde beurtheilt. Kurz, ein jeder findet hier Stoff müßige Stunden nützlich zu vertreiben. Wem manche Lehren zu ernsthafft scheinen, der muß denken, daß es ein bekehrter Indianer mit noch zartem Gewissen spricht. Wenigstens ist hier mehr Aufrichtigkeit und ein billiger Leser wird auch zugeben, unzählich mehr Wahrscheinlichkeit, als in dem Geschwätz was la Hontan in seinen Reisen einem andern Wilden in den Mund legt. Es wird dies Buch in den Voßischen Buchläden vor 1 Thlr. verkaufft.

Frankfurt und Leipzig.[1] Die Weiberstipendien, oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Frankf. und Leipz. 1751. in 8t. 6½ Bogen. Desgleichen: Der Faule und die Vormünder, ein Lustspiel in drey Aufzügen. Ebd. in eben dem Jahr. 6 Bogen. Wir nehmen diese zwey Stücke zusammen, weil wir zuverläßig wissen, daß sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher seyn könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerst oder zu letzt lieset, genug, dasjenige, welches er zu letzt lieset, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Eckel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß; ob wir gleich sonst gestehen müssen, daß beyde, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig sind. Plan, Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welche dem Verfasser Böhmische Dörfer sind. Wenn er bey dem ersten anstatt Lustspiel, Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermassen entschuldiget. Bey dem andern wenigstens drohet er den Lesern gleich auf dem Tittel, daß sie vermöge der komischen Sympathie einschlaffen werden; und kann man von einem Verfasser mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Tittel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, daß er unser Urtheil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhafft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben ihm zu sagen, daß ein gewisser Herr O. in D = = der Verfasser dieser schönen Lustspiele sey. Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* versibus clusero. Mart.[2]

Geschichte[3] der Böhmischen Prinzeßinnen. Aus dem Französischen übersetzt. Delitsch. 1750. Wie können doch die

---

[1] [28. Stück. Sonnabend, den 6. März.]
[2] [Hier folgt, jedoch ohne Überschrift, das Sinngedicht „Auf einen elenden komischen Dichter"; siehe Band I, S. 38 f.]
[3] [30. Stück. Donnerstag, den 11. März.]

Deutschen so verwegen seyn, gegen die Franzosen einen gleichen Reichthum ihres Witzes zu behaupten? Wo haben sie denn die Kunst gezeigt mit dem schönen Geschlecht unter allen Völkern verliebt zu thun? Die Grönländer und Hottentotten werden noch kaum mehr übrig seyn, von denen wir keine Liebeshändel im Französischen haben. Allein die Deutschen steigen doch noch weiter, sie binden mit den Geistern an, und die vergangene Messe hat man uns gar welche aus dem Monde fallen lassen. Wer wollte nun wohl noch so kühn seyn, um uns den Preis seltener Erfindungen abzusprechen. Zu dieser Last unnützer Thorheiten und deutlicher Beweise eines ausschweiffenden Geistes, die gewiß die Klugheit der Leser und Schrifftsteller in unsern Tagen sehr verdächtig machen würden, wenn davon etwas so unglücklich seyn und auf die Nachwelt überbleiben sollte, kann man dieses Stück nicht zählen. Die Verfasserin hat ihre Charactere lebhaft geschildert, die Hauptgeschichte genugsam verwickelt und endlich ziemlich glücklich aufgelöset. Wir können zwar nicht läugnen, daß manche Nebenbilder, wenn sie nicht so kurz und dunkel entworffen wären, dem Hauptgemählde mehr Licht gegeben hätten und manche Erfindungen noch natürlicher hätten gerathen können, indessen gehöret doch diese Schrifft nicht zu der letzten Classe ihrer Art. Der Grund der ganzen Fabel ist eine wahrhaffte Geschichte aus dem achten Jahrhundert, doch sind die Umstände zu besserer Ausführung verändert worden. Cracus der zweyte Herzog in Böhmen hat drey Töchter. Bela die älteste ist von schwacher Leibesbeschaffenheit und noch schwächerem Geiste. Die zweyte Theca ist von der Natur abscheulich und lächerlich gebildet worden, und ihre Gemüthsart findet unter denen abscheulichen und in lächerlichen Hochmuth ausschweifenden wenig ihres gleichen. Die dritte Libussa ist von besonderer Schönheit und natürlich guten Einsichten. Des Vaters Vorsatz ist, dem Lande nach seinem Tode in der Libussa eine gütige Beherrscherin zu lassen, und der Wunsch des ganzen Volkes stimmt damit überein; allein der Ehrgeitz der Theca sinnet auf Anschläge dies zu vereiteln. Ihr ungestallter Leib der mit einer Spanne gemessen ist, auf den hingegen ein Kopf ruhet an welchem ein Gesichte von mehr als einer halben Elle angehefftet ist, verspricht vor solche Reitzungen ihr wohl keine Liebhaber, doch ist sie stolz genug durch ihren Verstand und Ehrgeitz die künftige Crone zu hoffen. Einer unter ihren Getreuen muß nach Pohlen reisen, wo er einen Prinzen findet, der an gleicher Herrsch-

sucht krank liegt. Dieser trauet einer zu guten Beschreibung die man ihm macht, daß er sich zu einer Heyrath entschließt. Die ganze Vermählung wird durch einen Gesandten verrichtet, dem sie sich aus List nicht eher als bey der Ceremonie selbst in ihrer Gestalt zeiget. Welcher Anblick, da dieser der nur ihren Verstand bisher kennen lernen, einer solchen Mißgeburt gewahr wird. Er eilt seinem Herrn entgegen und fällt ihm zu Fuß, an statt daß er ihm mit Freuden das vollzogene Fest hätte ankündigen sollen. Der Herr selbst sucht bey seiner Ankunft alle Mittel sich aus so unglücklichen Banden loszumachen, und er findet Gelegenheit den Vater zu gewinnen, daß er ihm anstatt dieser die Libussa beylege. Allein wie bald ist seine Freude dahin. Er wird ein Schlachtopfer des Ehrgeitzes der Theca, ihm folget bald darauf die Bela, die als ältere Schwester auch jemand findet der sich um sie bewirbet. Die Libussa würde endlich selbst in eine Grube gefallen seyn, wenn sie nicht das Schicksal errettet. Ein flüchtiges Pferd, dessen sie sich auf der Jagd bedient, eilt mit ihr weit aus dem Gesicht ihrer Bedienten, wo es einer Wölfin ein junges zertritt, die in der Wuth der Libussa das Leben genommen hätte, wäre nicht eben Premislav, eines Ackermannes Sohn ihr zu Hülfe geeilet. Die erschrockene Libussa siehet in diesem Menschen, der ehedem am Pohlnischen Hofe gewesen, einen edlen Geist. Es entzündet sich sogleich in ihr eine Zuneigung die immer stärker wird. Sie ziehet ihn an den Hof und siehet ihn öfters in der ansehnlichen Bedienung die sie ihm gegeben, mit nicht mehr gleichgültigen Augen an. Die Theca sucht sie hiedurch zu stürzen, und es ist an dem, daß sowohl sie, als der Vater, und ihr Premislav in Gefahr sind, denen Bosheiten der Theca aufgeopfert zu werden. Allein durch die Tapferkeit des Premislav werden die mancherley Verwirrungen, die gewiß nicht ohne Empfindungen können gelesen werden, recht glücklich entwickelt. Wir können hier kaum die Helfte der Geschichte entwerfen, es wird sie niemand ohne Vergnügen durchgehen. In den Vossischen Buchhandlungen wird es vor 4 Gr. verkaufft.

Dresden.[1] *La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. Veritati et Virtuti. à Dresde in 4to* auf 3 Bogen. Der Verfasser dieses Gedichts ist Herr Arnaud, welcher sich jetzo in Dresden aufhält. Man

[1] [31. Stück. Sonnabend, den 13. März.]

kennt seine Muse schon aus andern Probestücken, und weiß, daß sie sich selten über das mittelmäßige erhebt. Eine prächtige Versification, die dem bloßen Ohre sehr wohlgefällt, und die er seinem Meister dem Herrn von Voltaire sehr glücklich abgelernt hat, ist ihm eigen. Das ist es auch alles, was ein fähiger Kopf, der aber nicht zum Dichter erschaffen ist, erlernen kann. Der poetische Geist wird ihm allezeit fehlen; denn den zu erlangen ist Uebung und Fleiß umsonst. Hat er ein gutes Gedächtniß, so wird man in seinen Versen zwar hier und da einen mahlrischen Gedanken, einen poetischen Zug antreffen; doch Schade, daß ein ander gutes Gedächtniß sich ohne Mühe besinnet, wem diese geborgten Schönheiten eigenthümlich zu gehören. Der Plan des gegenwärtigen Gedichts ist dieser: der Verfasser beschreibt die Annehmlichkeiten des Friedens; der Marschall Graf von Sachsen genoß sie, ohne seinen Muth dadurch weichlich zu machen; der Neid gerieth darüber in Wuth, und rufft den Tod um Hülfe an; der Tempel des Todes wird entworffen; die Verschwörung wider den Helden gelingt; sein Tod erfolgt, und auf seinen Tod folgt die Vergötterung. Zu Mahlereyen hat dieser Plan Gelegenheit genug gegeben; die uns noch am besten gerathen zu seyn scheinet ist die Beschreibung der Aufführung des Marschalls im Frieden.

Ce n'etoit plus ce Mars, ce fier Dieu des batailles,
Qui trainant après soi l'horreur des funérailles,
Ministre redouté des arrêts du Destin,
Dans des ruisseaux de sang plonge ses bras d'airain,
Court porter l'epouvante aux Villes allarmées,
Et d'un souffle ranime, ou confond les Armées.
C'etoit Mars caressé par la belle Cipris,
Sur son terrible front se joüoit le Souris,
De Plaisirs innocens une troupe agréable
Disputoit à ses mains le glaive formidable,
Près de lui voltigeoient les folatres Amours,
L'un le paroit de fleurs qui renaissoient toujours,
L'autre dans un Tableau digne de son courage
De Champs de Fontenoi lui présentoit l'image,
Celui-ci demandoit que sur ce front guerrier
Son bandeau succedât au casque trop altier,

Celui-là qu'excitoit une enfantine audace,
Vouloit que son flambeau du glaive prît la place.

Ist in den Voßischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

Haag.[1] *Histoire des Passions ou Avantures du Chevalier Shroop. Ouvrage traduit de l'Anglois, en II Tomes. à la Haye. 1751. in 8t.* Der Verfasser der Sitten, Herr Toussaint, ist auch der Verfasser dieses Werkes, und sein Name kann im voraus den Lesern keinen andern als sehr vortheilhaften Begriff davon machen. Es ist keine Uebersetzung aus dem Englischen, sondern dieses ist ein Vorwand welcher vielleicht die Bescheidenheit des Verfassers, vielleicht auch ein jetziges Vorurtheil der Franzosen zum Grunde hat. Er hatte verschiedene Leser klagen hören, daß in den Bildern, welche man ihnen von dem menschlichen Leben macht, die Züge gemeiniglich allzu gezwungen wären, und daß die guten oder bösen Eigenschafften, welche ein Schriftsteller seinen Personen leihet, meistentheils alles menschliche überstiegen; da gleichwohl durch diese Uebertreibung die ganze Absicht dieser Bilder verlohren gehe. Denn, sagen sie, leget man mehr als menschliche Tugenden zum Muster vor, so wird die Unmöglichkeit sie zu erreichen dem Leser allen Muth es zu versuchen benehmen, und in seiner Seele wird nichts als eine unfruchtbare Bewunderung zurück bleiben; legt man ihm aber Muster vor, welche allzu heßlich sind, als daß er ihnen jemahls gleich zu werden glaubt, so wird er sich gar bald alle Fehler vergeben lernen, die minder sträflich sind, als die welche man ihm vorgeschildert hat. Diese gegründeten Klagen nun bewegen den Herrn Toussaint der Welt ein Werk zu liefern, an welchem sie nicht anzubringen wären. Er hat seine Absicht als ein Meister erlangt, und das Bild des menschlichen Lebens, welches er uns in dem Ritter Shroop vorlegt, verdienet mit Recht eine Historie der Leidenschaften zu heissen. Entfernt von allen, was nach dem Roman schmeckt, schildert er nichts als Begebenheiten, welche alle Leser gehabt haben können. Sein Held ist ein Mensch, kein Wesen der Vorstellung. Die Wahrscheinlichkeit, nicht eine erhitzte und eigenmäßige Einbildung führt seine mahlerische Hand; die aber gleichwohl auf alles was sie berühret eine Anmuth zu werffen weiß, die man sonst nur bey schön geschriebenen Abentheuern zu

[1] [32. Stück. Dienstag, den 16. März.]

finden gewohnt ist. Er lehrt durchs ganze Werk in zusammenhangenden Begebenheiten, wie uns in verschiedenen Perioden des Lebens die Leidenschaften auf verschiedene Art regieren, und wie sehr die Bewegung der innerlichen Kräfte von dem äusserlichen Mechanismo des Körpers abhange. Eine Lehre, wodurch man einzig und allein in Stand gesetzt wird untrüglich zu erkennen ob gewisse Handlungen, wovon der Pöbel sehr zweydeutig urtheilt, tugendhaft oder lasterhaft, oder keines von beyden sind. Wir glauben gewiß, daß es dem Leser angenehm seyn wird zu erfahren, daß man gesorgt hat ihm ein so lehrreiches Werk auch in Deutscher Sprache vorzulegen. Es sind bereits einige Bogen von der Uebersetzung gedruckt, und in wenig Wochen wird es unfehlbar in der Voßischen Buchhandlung zu haben seyn.

Leipzig und Stralsund.[1] Claville von dem wahren Verdienste. Aus dem Französischen übersetzt durch ein Mitglied der Königlich Deutschen Gesellschaft in Greifswald. Leipzig und Stralsund bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1750. in 8vo. Dieses Werk des Herrn le Maitre de Claville, ältesten Aufsehers der Finanzkammer in Rouen, hat sich in Frankreich einen allgemeinen Beyfall erworben. Wer in diesem Lande glücklich moralisiren will, der muß es auch nothwendig auf die Art thun, als er es gethan hat; nemlich auf eine Art welche den Philosophen, und den witzigen Kopf, dann und wann auch den Lustigmacher, verbindet. Er selbst beschreibt uns diese Art gleich zum Anfange seiner Vorrede sehr aufrichtig. Wir wollen die Stelle anführen, weil sie dem Leser zugleich einen zureichenden Begriff von dem ganzen Werke geben kann. „Ist es „ein Buch, spricht er, das ich zu schreiben unternehme? Wahrhaftig ich „weiß es nicht. Ich habe versprochen zu schreiben, ich schreibe also. „Alles ist bey meinem Entwurfe sonderbar. Vielleicht wird die Ausführung noch sonderbarer seyn. Ich mache einen Mischmasch von Prose „und Versen, von historischen Begebenheiten, von sinnreichen Einfällen, „von Sittenlehre und Belustigung. Alles sind zusammengelesene Stücke, „die mir nicht zugehören. Ich erdichte Unterredungen um gute Lehren

[1] [33. Stück. Donnerstag, den 18. März. Im 34. Stück (Sonnabend, den 20. März) teilte Lessing statt der Besprechung eines Buches drei Gedichte, „Auf einen geitzigen Dichter", „Die eheliche Liebe. Eine Erdichtung" und „Auf den falschen Ruf von Nigrinens Tode" mit; siehe Bd. 1, S. 5, 9, 162.]

„anzubringen; bald laß ich den Philosophen scherzen; bald den lustigen „Kopf moralisiren. Ich wärme alte Liederchen auf, und rede Lateinisch. „Gassenhauer, Grundwahrheiten, Gewohnheiten, Gesetze; alles menge ich „unter einander. Hier bin ich allzu weitläuftig; man gähnet bey jedem „Abschnitte. Dort faß ich mich allzu kurz; man versteht mich nicht. „Ich entehre den Horaz indem ich ihn nach Französischer Mode kleide; „ich führe wechselsweise bald Molieres bald Bourdaloues an, und aus „einer Oper hohle ich den Beweis einer moralischen Wahrheit. Viel„leicht werde ich tausend Leute beleidigen, die sich getroffen finden, und „die ich nicht kenne. Gleichwohl bin ich nichts weniger willens als „jemanden zu beleidigen; kleine Leute kann man verachten, aber kleine „Feinde muß man fürchten.“ Wir führen diese Stelle nach einer eignen Uebersetzung an, weil uns die Schreibart des Greifswaldischen Uebersetzers zu gedehnt vorkommt, als daß man das eigenthümliche des Originals darinne bemerken könnte. Mehr wollen wir nicht an ihr aussetzen; es wären denn einige kleine Sprachfehler, welche sich freylich nicht allzuwohl für ein Mitglied einer Deutschen Gesellschafft schicken. Sie befinden sich zwar gröstentheils in den poetischen Stellen; allein die Mode poetische Sprachschnitzer zu vertheidigen ist vorjetzo ziemlich abgekommen, zumahl wenn sie aus der Kürze und Wichtigkeit der Gedanken keine Entschuldigung ziehen können, welche hier allezeit auf das erbärmlichste gewässert sind. Wieder auf das Original zu kommen, so ist es durchgängig für ein Werk erkannt worden, welches der Jugend, die nur allzusehr auf das Ergötzende sieht, die wichtigsten Grundsätze der Sittenlehre auf eine angenehme Art einzuflößen geschickt ist. Doch nicht allein der Jugend sondern allen von jedem Alter, die es für keine Kleinigkeit halten zu gefallen. Die Mittel dazu sind keine andre als Witz, Verstand, Artigkeit und Tugend; alle diese, und die verschiedene Aeste in welche sie sich theilen, gehet er nach seiner Weise durch, die, wenn sie auch nicht allezeit unterrichtet, doch allezeit ergötzt. Den Lesern aber, die sich in der Uebersetzung davon überzeugen wollen, müssen wir noch sagen, daß dieses nur der erste Theil des Clavillischen Wercks ist. Man hat Ursach sich zu wundern, daß dieser Umstand weder auf dem Tittel, noch in der Vorrede bemerkt ist, und daß man gar keine Hofnung zu den andern Theilen macht. Sollte der Uebersetzer wohl geglaubt haben, daß kein anderer Theil mehr wäre? In diesem ersten betrachtet der

Verfasser nur die Verdienste des Witzes und der Artigkeit. Kann er wohl glauben, daß Claville dasjenige wahres Verdienst würde genennt haben, wobey man noch immer ein lasterhafter und niederträchtiger Mensch seyn kan? Es war also ein anderer Theil unumgänglich nöthig, worinne er den Mann von Verdiensten auch auf der Seite der Tugend und des Verstandes betrachten mußte. Er wird doch wohl auch übersetzt noch nachkommen? Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 8 Gr. zu haben.

Wittenberg und Zerbst.[1] Dritte und letzte gegründete Anzeige derer Herrenhuthischen Grund-Irrthümer in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangelischen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht gestellet von D. Carl Gottlob Hofmann, Generalsuperintend. Nebst einem Register über sämtliche drey Theile. Wittenberg und Zerbst, verlegts Sam. Gottf. Zimmermann. 1751. in 8t. 8 Bogen. Dieses ist der Beschluß desjenigen Werks wodurch sich der Herr Generalsuperintendent den Herrenhuthern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben, rühmt; nicht etwa weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, sondern weil er sie, wie man deutlich sieht, verhindert hat gewisse zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menschlich zu handeln, auch seinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leser schon wissen, was der Herr Verfasser Grundirrthümer der Herrenhuter heißt; nemlich diejenigen Stellen, wo sie nicht die Sprache der symbolischen Bücher führen. Diese Erklärung angenommen, müssen wir die Ausführung durchgängig loben; man wollte denn wünschen, daß sie mit etwas weniger Spötterey, die oft die feinste nicht ist, und mit etwas minder zweydeutigen Absichten angefüllet sey. Der Kopf eines Herrenhuters, voll Enthusiasterey, ist zu nichts weniger als zu systematischen Begrifen und abgemeßnen Ausdrückungen geschickt. Warum macht man ihm die Schwäche seines Verstandes zu Verbrechen seines Willens? Warum folgert man aus gewissen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frey, zu eckel, zu schwärmerisch geschrieben hat, Thaten der sträflichsten Unzucht? Nur zum Beweise der

[1] [35. Stück. Dienstag, den 23. März.]

Verleumdung, und mehr zum Aergernisse als zur Erbauung, schreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, so lange noch keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die schärfste Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden ist. Man weiß es aber schon, daß man mit diesen unbarmherzigen Beschuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß, am Ende, jeder billiger Richter kein ander Urthel von den Herrenhutern zu fällen weiß, als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verschiednen Sache, fällte: nihil aliud inveni quam superstitionem pravam et immodicam. Wäre es also nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausspruches des Cicero, opinionum commenta delet dies ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausspruch in der Biebel, der eben dieses sagt, und es ist zu verwundern, daß ihnen noch niemand des Gamaliels ἐάσατε αὐτούς zugerufen hat. Könnten sie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn sie, wie dieser Pharisäer gedächten: ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wirds untergehen, ists aber aus GOtt, so können wir nichts dämpfen &c.? Ein gewisser Christian Philaleth hatte der ersten Anzeige des Hrn. D. Hofmanns hundert Fragen entgegen gesetzt; und in der Vorrede zu dieser dritten Anzeige sagt uns der Verfasser, warum er auf diese Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmste Ursache ist, weil sich dieser Gegner nur unter einem falschen Namen genennt, und der Herr Doktor durchaus denjenigen erst persönlich kennen will, welchen er wiederlegen soll. Die Wahrheit zu gestehen; wir sehen das schliessende dieser Ursache nicht ein. Kan ein Schriftsteller unter erborgtem Nahmen keine Wahrheit sagen? Oder kan man niemanden wiederlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Wiederlegung mischt? In eben der Vorrede meldet der Herr Generalsup. daß allem Ansehen nach die Heylandscasse bald banquerot machen werde. Vielleicht zieht der Umsturz ihres ökonomischen Systems den Untergang der ganzen Gemeine nach sich. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

Leipzig.[1] *Christiani Friderici Boerneri S. T. D. et P. P. Pr. Institutiones Theologiae symbolicae. Lipsiae apud Joh. Wendlerum 1751.*

[1] [36. Stück. Donnerstag, den 25. März.]

in 8t. 2 Alph. 6 Bogen. Wenn alle Religionen, und die verschiedenen Arten derselben ihre symbolischen Bücher hätten, so würden auf einmal unzählige falsche Beschuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die sie sich unter einander ohn Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzler Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Last gelegt werden, und die Herren Polemici würden seltner mit Schatten fechten. Die Lutherische Kirche hat auf dieser Seite einen besondern Vorzug, und ihre symbolischen Bücher sind mit einer Behutsamkeit abgefaßt, welche tausend Köpfe, wann sie mit ihr nur in der Hauptsache einig sind, unter einen Hut zu bringen sehr geschickt ist. Man lacht also ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf diese Bücher ablegen müssen. Sie beschwören dadurch eigentlich nichts, als was sie von Jugend auf, mit biblischen Ausdrücken, in dem kleinern Catechismo gelernt haben; weil in allen übrigen Sätzen, durch diesen Schwur weder nähere Ausführungen, noch vortheilhafte Erklärungen, untersagt werden. Wie nöthig es aber denen, welche sich der Gottesgelahrtheit widmen, sey, einen besondern Fleiß auf diese Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachtheil, welcher denen zuwächst, die die Sprache derselben nicht zu reden wissen, und aus der Gefahr, um ein falsch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutherischer Theologe, ohne eine genaue Einsicht in dieselben, seyn, daß also diejenigen allen Dank verdienen, welche sie allgemeiner zu machen suchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doktor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichste Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der sicherste Beweiß seyn kann. Die Einrichtung desselben ist folgende. In der Einleitung handelt er sowohl von den symbolischen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit, und ihrem Ansehen, als auch von jedem insbesondere, und berührt alles, was zu der Historie derselben gehört. Die Ausführung selbst bestehet aus ein und zwanzig Kapiteln, deren jedes zwo Abtheilungen hat. In der ersten Abtheilung werden die Stellen aus den Symbolischen Büchern, welche die Lehre, die in diesen Kapiteln abgehandelt wird, angehen, angeführt, und wo es nöthig ist, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abschnitte werden diese Stellen erklärt, bewiesen, und die einschlagenden Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieser Plan und die sonst bekannte Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers kann zu-

reichende Gewehr leisten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrscht, deren ein solches Werk fähig ist. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Leipzig.[1] Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern, und Beförderern einer ächten deutschen Poeterey kündigen und preisen wir folgendes Werk an. Herrn Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leizig, Gedichte, bey der jetzigen zweyten Auflage übersehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Joh. Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. in groß 8t. Das Aeusserliche dieser Gedichte ist so vortreflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünschen lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsre Kräfte. Der erste Theil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bey dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das große Kunststück nemlich seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abtheilung von den Oden zu setzen. Der andre Theil ist größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bey dem ersten so vorzüglich angebracht ist; so daß nemlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch; die auf gräfliche, adeliche und solche die ihnen gewissermassen gleich kommen, ins zweyte; alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibnitz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wann dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts rühmlichers zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füsse, oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, daß er statt seiner, seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottsched zur

[1] [37. Stück. Sonnabend, den 27. März.]

Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernsthaft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltweisen auf die Erfindung verschiedner Kleinigkeiten stützt, wie zum Exempel seine Dyadick ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte seyn dürfen. Doch die Dyadick ist für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben so unbegreifliches Ding als ihm die Analysis infinitorum zu seyn scheint, die er, mit vieler Einsicht, die Rechenkunst in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Hrn. Professors das völligste Recht wiederfahren zu laßen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Meßias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche laßen, in welchem es nur bey denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre schöpferische Geister zu besitzen vertheidigen kan. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer, sagt der Herr Prof. „Gottsched, hat an den Herrn Schuch, Principal einer deutschen Schau„spielergesellschaft, nach Basel geschrieben, und ihn eingeladen nach Zürch „zu kommen, nicht etwa tragische und komische Schauspiele daselbst auf„zuführen, sondern durch seine geschicktesten Personen beyderley Geschlechts „den Meßias auf öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der Brief ist „vorhanden.“ Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheinet. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsre Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bey den Römern üblich war. Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefehr das Nützliche.

Leipzig und Greifswalde.[1] Sammlung auserlesener Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten zur Unterweisung des Verstandes und Besserung des Herzens; zusammen getragen von Friedr. Eberh. Rambach, Past. zum

[1] [38. Stück. Dienstag, den 30. März.]

Heil. Geist in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. in 8t. 1 Alph. 16 Bogen. Dieses ist der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beschaffenheit genugsam auf dem Tittel ausgedrückt ist. In der Vorrede bestimmt der Herr Pastor Rambach ihren Zweck aber noch näher, und sagt, daß es Abhandlungen seyn sollen, welche vermögend sind, den mit Vorurtheilen, Unwissenheit und Zweifeln verhinderten menschlichen Verstand zu unterweisen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er sich in schweren Fällen, auch wohl im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorschriften des Evangelii Jesu Christi sind; Abhandlungen, die gewisse besondre Verheissungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derselben vor Augen legen, sonderlich aber sollen es solche Abhandlungen seyn, die auf den wichtigen Punct der geistlichen Sittenlehre, nemlich auf den Unterscheid der Natur und Gnade, gerichtet sind. Alle diese Eigenschaften wird der Leser an denjenigen Stücken finden, die in diesem ersten Theile befindlich sind. Es sind namentlich folgende: 1) John Flavels, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, Betrachtungen über die menschliche Furcht; das Leben dieses Mannes, welches für eine gewisse Art Leser sehr erbaulich seyn wird, macht den größten Theil der Vorrede aus. 2) Tillotsons Betrachtung über die gerechte Forderung Jesu: Gott mehr zu fürchten, als die Menschen. 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, Prüfung menschlicher Urtheile, aus dem Holländischen übersetzt. Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das practische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren; bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannte Widerlegungen, neuen Stof zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verläumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammen flicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwey böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den

Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

Amsterdam.[1] *Nouveau Dictionaire historique et critique pour servir de supplement ou de Continuation au Dictionaire historique et critique de Mr. Pierre Bayle par Jaques George de Chaufepié. Tom. I. et II. A - H. à Amsterdam chez Chatelain etc. à la Haye chez P. de Hondt. 1750.* Der I. Theil von 1 Alph. 19 Doppelbogen. Der II. Theil von 1 Alph. 12 Doppelbogen. Dieses ist der Anfang eines Werks, welches auch nur durch den Tittel die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich reissen muß. Was für Vortheile werden sie nicht daraus ziehen können, wenn es demjenigen Werke gleich kommt, zu dessen Ergänzung es bestimmt ist. Es ist eigentlich aus den Zusätzen entstanden, welche die Englischen Uebersetzer dem Baylischen kritischen Wörterbuche beygefügt haben. Da aber diese Zusätze, welche einige Holländische Buchhändler anfangs bloß übersetzen zu lassen beschlossen hatten, größtentheils die Englische Literatur betreffen, und also für Ausländer minder gemeinnützig gewesen wären: so hat der Herr von Chaufepie eine große Anzahl neuer Artickel von seiner Arbeit hinzugefügt; und weil er übrigens die Englischen Aufsätze an unzähligen Orten verbessert und vermehret hat, so ist er allerdings als der eigentliche Verfasser anzusehen. Die Einrichtung ist der Baylischen Einrichtung völlig gleich. Von der Ausführung können wir nichts mehr sagen als, daß es was leichtes ist Baylen zu vermehren, was unendlich schweres aber ihn Baylisch zu vermehren. Unter den vielen Artickeln, welche mit großer Gelehrsamkeit, Ordnung und Genauigkeit ausgearbeitet sind, befindet sich auch eine gute Anzahl solcher welche kritischer abgefaßt seyn könnten; hierunter rechnen wir das, was z. E. von B. Beckern, von Jacob Andreä, von Joh. Hus, von Grävio, von Holsteinen rc. angeführet wird, wovon wir zum Beweise nur das Leben des letztern vorlegen wollen. „Holstein, heißt es, ein Gelehrter „des 17. Jahrhunderts, war in Hamburg 1596 gebohren. Nachdem er „in seiner Vaterstadt den Wissenschaften mit vielem Glücke obgelegen hatte, „reißte er nach Frankreich, wo er durch seine Geschicklichkeit einen großen „Ruf erlangte; und sich einige Zeit in Paris bey dem Präsident von

[1] [39. Stück. Donnerstag, den 1. April.]

„Memes aufhielt. Damals, ohne Zweifel, geschah es, daß er die Lu„therische Religion mit der Katholischen verwechselte, und zwar wie man „sagt auf Zureden des Jesuiten, Pater Sirmonds. Er ging hierauf „nach Rom, wo er sich besonders an den Kardinal Fr. Barberini hielt ꝛc.“ In diesen wenigen Zeilen sind eine Menge Fehler, sowohl der Begehung als Unterlassung. Erstlich ist es zwar wahr, daß er in seiner Vaterstadt studirt hat, und zwar besonders unter Joh. Huswedeln, allein sehr kurze Zeit; weit länger aber hat er sich in Leyden aufgehalten, wo er sich besonders auf die Arzneykunst legte. Zweytens war die Reise nach Frankreich nicht seine erste Reise, sondern diese unternahm er 1617 nach Italien, wohin ihn Ph. Cluver begleitete. Auch seine zweyte Reise war es nicht, denn diese ging 1622 nach England; und als er von da wieder zurück kam, begab er sich erst nach Frankreich, und zwar, wie man will, aus Verdruß vergebens um einen Schuldienst angehalten zu haben, welchem man auch seine Religionsveränderung zuschreibt. Drittens war es nicht in Italien, wo er den Kardinal Barberini kennen lernte, sondern schon in Frankreich, wohin ihn Pabst Urbanus der VIII. in Religionsgeschäften als Legaten geschickt hatte. Er wurde ihm von Peirescio empfohlen, und auf dessen Empfehlung nahm ihn der Kardinal unter seine Hausgenossen auf, und hernach mit sich nach Italien, wo er ihn zu seinem Secretair und Bibliothekar machte.

Die Fortsetzung nächstens.

Diese zwey ersten Theile, von denen man überhaupt gestehen muß, daß sie verschiedner Unrichtigkeiten ohngeachtet, mit einer ausgesuchten Gelehrsamkeit angefüllet sind, kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Thlr.

Beschluß des letztern Artickels.[1]

Was Chaufepie sonst von Holsteinen sagt, ist nicht weniger unvollständig. Die Reisen, die er gethan, als er schon in Italien gewesen, vergißt er ganz und gar; z. E. seine Reise nach Pohlen 1630, wo er bey seiner Rückreise über Wien ging, und auf Verlangen des Kardinals Barberini verschiedene Handschriften nachschlug. In der Stelle, die er zum Schlusse aus den Nouvelles de la Repub. des Lettr. anführt, vergißt er eine kleine Unachtsamkeit des Herrn Bayle anzumerken,

[1] [40. Stück. Sonnabend, den 3. April.]

wo dieser sonst so genaue Mann ihm den Tittel eines Bibliothéquaire du Vatican beylegt; da dieser doch nur einem Kardinale gegeben werden kann, und Holstein nichts als custos bibliothecae war. Ferner ist es zwar wahr, daß er den Kardinal Barberini zu seinen Erben eingesetzt hat, doch hätten auch seine beträchtlichen Vermächtnisse, die er an die Königin Christina, an die St. Johannes Bibliothek in Hamburg, an die Augustiner Mönche in Rom, an Büchern und Handschriften, gemacht hat, nicht sollen vergessen werden. Was aber im ganzen Artickel am aller unzuläuglichsten und trockensten ist, ist das Verzeichniß seiner Schriften. Was Bayle so oft an dem Moreri tadelt, daß er nichts als die Tittel davon wisse, und auch diese verstümmelt anführe, daß er weder die Ordnung der Zeit, noch der Materien, dabey beobachte, daß er die Bücher, welche nach des Verfassers Tode heraus gekommen, von denen, die er selbst herausgegeben, nicht unterscheide, daß er die angefangenen und versprochnen Werke anzuführen vergessen; alle diese Fehler hat er, als ein zweyter Moreri, ängstlich in Acht genommen. Da er des Ranzovs Epistolam ad S. Calixtum mit unter die Holsteinischen Werke setzt, warum sagt er uns den Inhalt nicht davon, auf welchen alles ankommt? Er gedenkt nicht mit einem Worte dieses Proselyten, den der eifrige Holstein gemacht, auch der Mühe nicht, die er sich gegeben, den Marggrafen von Brandenburg Christian Ernst zu Annehmung der katholischen Religion zu bewegen. Wo bleibt seine Arbeit über den Baronius, dem er mehr als 8000 Schnitzer Schuld gab? Wo sein Katalogus der Handschriften in der Florentinischen Bibliothek? Wir tragen Bedenken umständlicher in Sachen zu seyn, die vielleicht nach weniger Leser Geschmack sind. Sollten diese Supplemente übersetzt werden, so hoffen wir, daß die Aufsicht einem Manne wird übergeben werden, der alle dergleichen Unrichtigkeiten zu verbessern im Stande ist, nicht aber einem, dessen ganzer Ehrgeitz es ist, seinen Namen an der Stirne eines prächtigen Werks zu sehen, der Antheil, den er daran hat, mag nun so geringe seyn, als er will.

Le Cosmopolite[1] *ou le Citoien du Monde. Patria est, ubicunque est bene. Cicero 5. Tuscul. 37. aux depens de l'Auteur. in 8t.* 8 Bog.

[1] [41. Stück. Dienstag, den 6. April.]

„Die Welt, fängt dieser Weltbürger an, ist nichts anders, als ein Buch, „wovon man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nichts, als sein „Vaterland, kennet. Ich habe eine ziemlich große Anzahl durchblättert; „ich habe sie aber alle gleich schlecht befunden. Diese Untersuchung ist „nicht ohne Nutzen gewesen. Ich haßte mein Vaterland. Die Narr„heiten der andern Völker, unter welchen ich gelebt habe, haben mich „wieder mit ihm ausgesöhnt. Wenn ich auch aus meinen Reisen keinen „andern Nutzen gezogen hätte, als diesen, so würden mich doch weder „Unkosten, noch Beschwerlichkeiten, reuen." Diese Reisen nun sind es, welche man in diesen Blättern auf die sonderbarste Art beschrieben findet. Anstatt dessen, was er gesehen hat, erzählt uns der Verfasser das, was er gedacht hat; und hat er gleich nichts gesehen, was nicht tausend andre auch gesehen haben, so hat er, zur Vergeltung, tausenderley gedacht, was vielleicht kein einziger Reisender gedacht hat. Seine erste Reise ging nach Constantinopel; das wichtigste dabey war seine Bekanntschaft mit dem Pacha Bonneval. Dieser sagte ihm einmal, als er bey guter Laune war, und von seiner Religionsveränderung zu reden kam: er habe seinen Hut mit einer Nachtmütze vertauscht. Man erfährt hier, was die bekannten Abtrünnigen, Mornay, Ramsay und der Abt Macarti für ein Schicksal gehabt haben. Seine andere Hauptreise, als er wieder von Constantinopel zurückgekommen, ging nach Italien, in das Reich der Papimanie, wie er sich ausdrückt. Eine Probe von seiner Art zu denken zu geben, wollen wir folgende Stelle einrücken. „Nach einer monatlichen „beschwerlichen Reise kam ich in die berühmte Stadt, welche ehemals das „Haupt der ganzen Welt war, und noch jetzt das Haupt der ganzen „christlichen Welt ist. Ich sahe auf dem Throne der Kayser eine Art „von einem Zauberer, welcher sich ehemals durch seine Marktschreyerey „bey den meisten europäischen Völkern in ein solch unumschränkt An„sehen gesetzt hatte, daß er sich die Monarchen zinsbar machte, und „mit ihren Kronen nach seinem Gefallen haushielte. Doch seine un„erträgliche Tyranney eröfnete dem größten Theile seiner Anhänger „die Augen, und seine Hochachtung verringerte sich dermassen, daß „er jetzt kaum noch den Schatten der obersten Gewalt hat, und sich ge„nöthigt sieht Amuleta zu verkaufen, welche, wie er sagt, für alle Uebel „helfen sollen, wenn man nur daran glaubt. Unter andern wunderbaren „Geheimnissen dieser Art, rühmt er sich eine Fleckkugel zu haben, welche

„alle Unreinigkeit von der Seele wegnehmen kann. Dem aber sey, wie „ihm wolle, vor zweyhundert Jahren wurden seine Quacksalbereyen von „ein Paar Empiricis, wovon der eine Martin, und der andre Johann „hieß, aus Handwerksneid, in einen sehr üblen Ruf gebracht; sie priesen „dafür die ihrigen an, und zogen beynahe die Helfte von seinen Kunden „von ihm ab. Alles gute, was diese Trennung verursacht hat, bestehet „darinne; vor diesem mußte man, man mochte wollen oder nicht, seine Paquete nehmen, jetzo aber hat man doch das Auslesen." Aus Italien ist der Weltbürger nach Deutschland gereiset, wo er über verschiedne Oerter Anmerkungen macht, welche man mit Vergnügen lesen wird. Aus Deutschland hat er sich nach Spanien und Portugal begeben, von dar nach England, wo er sich auch noch jetzt, nach einer kleinen Verdrüßlichkeit, die er in Paris erlitten, aufhält. Der Geist der Misantropie leuchtet in allen Zeilen hervor, und der Name eines Menschenfeindes würde ihm vielleicht eher zukommen, als der Name eines Weltbürgers. „Ich verachte, spricht er zum Schlusse, die Menschen allzusehr, als daß „ich nach ihrem Beyfalle streben sollte, und vergönne es ihnen ganz „gerne, daß sie Verachtung mit Verachtung vergelten; ich rathe ihnen „sogar, es zu thun; und schon seit langer Zeit habe ich mir zum Wahl„spruch erwählt: Contemni et contemnere." Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 6 Gr. zu haben.

Frankfurt an der Oder.[1] Kurtzer Begrif des biblischchronologischen Systems von 6000 Jahren, nemlich von Erschaffung der Welt bis ins Jahr Jesu Christi (1860) 1862, als an dem Anfange des tausendjährigen Sabbaths in einem tausendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich Kanz, evangelisch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebst einer Vorrede von Paul Ernst Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bey Johann Christian Kleyb. 1750. in 8t. Der Herr Verfasser dieses kurzen Begrifs hat sich schon durch verschiedene andre Schriften, und insonderheit durch seine letzte Schicksale der Kirche Gottes und der Welt bekannt gemacht, und eben diese letztre hat ihm, wie er selbst anzeigt,

[1] [46. Stück. Sonnabend, den 17. April.]

Anlaß gegeben, an eine, seiner Einsicht nach, richtigere Zeitrechnung des alten Testaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung (ein Buch das den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten in der Schrift geben würde, wenn man es nur verstünde) mit der Kirchengeschichte des neuen Testaments verglichen, geschlossen, daß im Jahr nach Christi Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde gestanden haben, und daß von da an das siebente Jahrtausend, und mit demselben der noch bevorstehende Sabbat oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes, auf Erden, welche viele auch unserer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um eben dieses auch aus dem ganzen Zusammenhange, der von Erschaffung der Welt, bis auf Christi Geburt verfloßnen Zeit, bündig darthun zu können, hat der Herr Verfasser die Rechnung derselben, so wie sie vornemlich aus der h. Schrift und dann auch aus den ältesten Geschichten andrer Völker genommen werden kan, untersucht, und sich endlich überzeugt gefunden, daß seine schon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch bestätiget werde. Dieses hat er in diesem kurzen Begriffe vorläuffig anzeigen wollen, und behält sich die weitre Ausführung der Grundsätze seiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig ist und auf Vorschuß gedruckt werden soll. Wenn er alles darinne leistet was er hier verspricht, so wird künftig die Chronologie, allen Untersuchungen eines Scaligers, Petavius, Marshams, Prideaux, Dodwells, des Vignoles zum Trotz, eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverläßige Richter in solchen Sachen eine Stelle bey diesen Männern anweisen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologischen Schwärmer, zu einem Ravius, Koch und Kohlreif setzen mögen. Uns wenigstens scheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der Offenbarung findet, ein wenig wundersam, ob er gleich nichts mehr voraussetzt als das Verständniß dieses noch bis jetzt unverständlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz sucht durch seine neue Zeitrechnung nichts geringers als die Freygeister von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewissesten und dunkelsten von allen Wissenschaften aufbehalten wäre, diese zwey wichtigen Veränderungen zu bewerkstelligen. Ist in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

Berlin.[1] Die vor einigen Wochen angekündigte Uebersetzung der Histoire des Passions des Herrn Toussaint ist nunmehro fertig, und wird in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam unter folgendem Titel ausgegeben. Historie der Leidenschaften, oder Begebenheiten des Ritters Schroop: von dem Verfasser der Sitten dem Herrn Toussaint, Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Aus dem französischen übersetzt. Berlin, bey Christian Friedrich Voß 1751. in 8t. 20 Bog. Die Absicht des Verfassers, wie wir schon einmal gesagt haben, ist, ein Bild des menschlichen Lebens zu entwerfen, und die Natur in allen ihren verschiedenen Stellungen zu mahlen, indem er ihr Schritt vor Schritt durch alle Leidenschaften folgt, deren Fortgang er von der Wiege bis an das Grab zeiget. Er schuf sich also einen Menschen, dessen Abentheuer ihm ein weitres Feld gaben, als jedes andern Menschen Leben, das er jemals gelesen oder gehört hatte; und diesen nannte er den Ritter Shroop. Er machte ihn zu einen Engländer, vielleicht weil man glaubt, daß dieses Volk gewisse Leidenschaften weit heftiger empfindet, als alle andre. Er läßt ihn aus einer Familie gebohren werden, welche keine von den vornehmsten, aber auch keine von den niedrigsten ist. Schon in seiner Kindheit entdeckte sich in ihm der Saame aller Leidenschaften; Freude, Furcht, Traurigkeit, Begierde nach Reichthum, Haß, Rache, auch sogar die Liebe, äusserte sich an ihm durch den Vorzug, welchen er Kindern des andern Geschlechts, die mit ihm spielten, verstattete, und durch die Höflichkeit, mit welcher er ihnen alles abtrat, was ihnen Vergnügen zu machen schien. Alle diese Leidenschaften nahmen mit dem Alter zu, besonders die letzte, und seine unschuldige Leidenschaft gegen ein junges Mädchen von seinem Alter, seine kindische List, beständig um ihr bleiben zu können, werden mit einer Art erzählt, welche diesen unmerklichen Fortgang auf die angenehmste Art lehret. Doch die Liebe konnte in den Knabenjahren noch keine Wurzel fassen, er vergaß seine Rosalie, sobald er sie wieder aus dem Gesichte verlohr; er überließ sich neuen Eindrücken, und seine Schuljahre sind voller wohlerzählten Kleinigkeiten, woran ein Leser mit Vergnügen und niemals ohne Nutzen Theil zu nehmen gezwungen ist. Auch hier verfolgte ihn schon das Unglück; er verlohr seine Mutter, und seine neue Stiefmutter ward seine unversöhnliche Feindin;

[1] [48. Stück. Donnerstag, den 22. April.]

ein neuer Gegenstand für ihn, neue Leidenschaften zu entwickeln. Nach geschloßnen Schuljahren waren jugendliche Ergötzungen seine einzige Beschäftigung, und sein einziges Bestreben ging dahin, sie immer abzuwechseln. Endlich machte seinen Geschmack die Neigung gegen eine gewisse Maudlin feste; eins von den Frauenzimmern, welche von den Einkünften ihrer Reitze leben. Schmeicheley und List brachten ihn so weit, daß er ihr, sie zu heyrathen, verspricht, und deswegen eine Verschreibung mit ihr aufrichtet. Er stürzte sich ihrentwegen in Schulden und gerieth in Versuchung, die niederträchtigste That von der Welt zu begehen. Sein Vater erfährt seine Ausschweiffungen, und hält ihn an, ihm die Quelle davon zu entdecken; er entflieht aber des Nachts aus seinem väterlichen Hause, wo man ihn einige Tage eingesperrt gehalten hatte, und kömmt zur Maudlin, wo er sich mit seinen eignen Augen von der Niederträchtigkeit dieses Weibesbildes überzeugt. Er geräth nach dieser freywilligen Verbannung von seinem Vater in die liederlichste Lebensart, und Elend und Verzweiflung machen ihn endlich schlüßig, England gänzlich zu verlassen. Sein Vater erfährt es, und hohlt ihn zurück. Sie versöhnen sich, und für Leser von Empfindungen ist diese Stelle was entzückendes. Der Vater schickt ihn auf Reisen. Er kömmt nach Frankreich, und macht sich durch die ungeschickte Nachahmung der Franzosen lächerlich, und ist durch die Begierde zu spielen mehr als einmahl seinem Verderben nahe. Er geht nach Italien; und seine verliebten Abentheuer in dem Kloster bey Florenz werden die Einbildungskraft mancher Leser erwecken. Von Italien kömmt er wieder nach Frankreich, wo ihn seine häußlichen Umstände nöthigen, Dienste zu nehmen. Hier bringt ihn eine aus Freundschaft und Großmuth unternommene Handlung beynahe um den Kopf; er entflieht aber mit der Frau des Kerkermeisters. Er kömmt nach London, und ist auf dem Punkte sein Glück zu gründen, als ihn die politische Partheilichkeit abermals flüchtig macht. Er kömmt nach Holland, und durchreiset nachhero Deutschland. Es versteht sich, daß ein Franzose bey dieser Gelegenheit den Deutschen den Text lesen, und ihnen einen Haufen abgeschmackter Beschuldigungen, mit ein paar Einfällen bewiesen, machen muß. Nach vier Jahren kehrt er wieder nach England zurück, nachdem er in Gefahr gewesen war, eine sehr üble Heyrath zu thun, oder wenigstens von seinem Mitbuhler erschossen zu werden. In England heyrathet er, strebt nach Aemtern, erhält sie auch, und erhält zugleich sein Unglück. Die Leiden-

schaft der Ehre treibt ihn herum, Rache und Betrübniß sind wechselsweise seine Henker. Platonische Liebe, Krankheiten, Eigensinn, Geitz machen neue und immer lehrreiche Auftritte. Er stirbt = = = Weitläuftiger erlaubt uns der Raum nicht von einem Buche zu seyn, welches gelobt genug ist, wann man seinen Verfasser, den Verfasser der Sitten, nennt. Kostet 6 Gr.

Frankfurt an der Oder.[1] Christian Ernst Simonetti Sammlung vermischter Beiträge zum Dienste der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion. *Et prodesse volunt et delectare - - Horat.* Auf das Jahr 1750. Viertes Stück, nebst Titel und Register zum zweiten Bande. In diesem Stücke einer der nützlichsten Sammlungen kommen folgende Aufsätze vor: 1) Beschluß der Betrachtung des Satzes der Sittenlehre der Christen: Du sollst deinen Feind lieben. 2) D. L. v. Eichmanns Widerlegung der Meinung, daß die Churbrandenburgische Prinzeßin Anna mit Albrecht, Herzogen von Mecklenburg, im Jahre 1526 Beylager gehalten. Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist überzeugt, daß seine vorige Arbeit von der gelehrten Welt geneigt aufgenommen worden ist; und hat also um destoweniger angestanden, diese wichtige Entdeckung bekannt zu machen. Er hat es dem Publico schon einmal gesagt, und sagt es ihm nochmals, daß er eine sehr zahlreiche Sammlung von Urkunden besitzt; er führt sogar an, in welcher Zeitung man es nachlesen kann, um sich unwidersprechlich davon zu überzeugen. Unter dieser Sammlung nun findet sich auch ein Brief, welchen gedachte Prinzeßin an den Magistrat in Berlin 1526 geschrieben hat. Sie berichtet ihm darinne, daß sie sich von dem Churfürsten, ihrem Hrn. Vater, abermals die Weisemutter ausgebeten habe, welche ihr bereits vor einem Jahre gute Dienste geleistet hätte, und versichert ihn ihrer Gnade, wenn er die Abreise dieser Frau befördern würde. Es kömmt also darauf an, daß man im Stande ist, mit dem scharfsinnigen Herrn Verfasser folgenden kützlichen Schluß zu machen: Wenn dieser Brief im Jahr 1526 geschrieben ist, und die Herzogin darinne sagt, daß sie die Weisemutter vor einem Jahre und also 1525 gebraucht, so kann das Beylager nicht allererst 1526 seyn gehalten worden: Dieses befindet sich nun also, folglich u. s. w. Q. E. D. Hierauf beseufzet der Herr Verfasser

[1] [49. Stück. Sonnabend, den 24. April.]

die Ungewißheit der Geschichte auch noch im 16. Jahrhunderte; und versichert, daß die Urkunden dieser Ungewißheit abhelfen können. Er ist bereit, nach seinem Vermögen andre hierzu aufzumuntern, und dieses klärlich zu beweisen überläßt er diese wichtige Urkunde dem Abdrucke. Aus seinen Anmerkungen übrigens kan man sehen, was beträchtliche Anmerkungen heissen. 3) Kurzgefaßte Geschichte der Handlung und Schiffahrt in den alten und mittlen Zeiten entworfen von J. P. S. Man sieht der völligen Ausarbeitung dieses Entwurfs mit desto größern Vergnügen entgegen, je mehr schon aus diesem wenigen die Einsicht des Verfassers nicht allein in die Geschichte, sondern auch in die Handlung selbst hervorleuchtet. 4) Gedanken über die Religionsveränderung. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 6 Gr.

Berlin.[1] Betrachtungen über die Sittenlehre der Vernunft. Sechstes Stück. Bey Christian Friedr. Voß 1751. Hiemit beschließt Herr Köhnsen den ersten Band seiner lesenswürdigen Betrachtungen. Er enthält die Pflichten gegen Gott, welche der Herr Verfasser durchgängig mit einer angenehmen Gründlichkeit abgehandelt hat. In diesem Stücke insbesondre ist er mit dem äusserlichen Gottesdienste beschäftigt, und wir getrauen uns zu behaupten, daß diese mit so vielen Abwegen verbundene Materie noch niemand in ein überzeugender Licht gesetzt hat, als er. Er erklärt den äusserlichen Gottesdienst als äusserliche Handlungen, dazu der Mensch die Bewegungsgründe von der möglichsten Beförderung der Ehre Gottes hernimt. Er zeigt seine Verbindlichkeit und unterscheidet die wesentliche Stücke desselben von den ausserwesentlichen. Zu den erstern gehört alles, was zur Verherrlichung Gottes unmittelbar gereicht, als der Unterricht von ihm, den wir selbst geben oder uns geben lassen; das Bekenntniß seiner, oder die feyerliche Erklärung dessen wofür wir ihn erkennen; die Vorgehung mit einem guten Exempel; das äusserliche Gebet, welches allezeit mit der innerlichen Anrufung Gottes, mit der Erhebung des Herzens zu Gott verbunden seyn muß, und endlich die Bezeugung einer äusserlichen Ehrerbietigkeit gegen Gott und göttliche Dinge. Mit dieser Ehrerbietigkeit streitet die herrschende Mode dem Dienste Gottes gewidmete Dinge lächerlich zu machen, um seine oder anderer verkehrte Einbildung zu vergnügen.

[1] [54. Stück. Donnerstag, den 6. May.]

„Wir haben sie, sagt der Verfasser, den Witzlingen zu danken, welche „gerne für große Geister gehalten seyn wollten. Vor dem übte man „seinen Witz, die Laster und Untugenden, die dem Menschen zur Schande „gereichen, lächerlich zu machen: und dis war heilsam. Es war eine „beissende Salbe, welche wenigstens die äusserlichen Flecken der Auf„führung wegbeitzte und die Menschen behutsam machte mit offenbaren „Lastern nicht zugleich ins lächerliche zu verfallen. Jetzt behalten wir „den Untugenden die beste Schminke vor; aber den Gottesdienst einen „Aberglauben nennen, die wesentlichen Stücke und Uebungen der herr„schenden und auf guten Gründen ruhenden Religionen unter den an„stößigsten Bildern vorstellen und sich selbst bewundernde Thoren dadurch „vergnügen, das sind Ausflüsse des feinsten Witzes, den keine mitter„nächtige Gegend hervorbringt, sondern nur unter einem gelindern Him„melsstriche und in einer dünnern Luft gezeugt wird. Wie viel Dank „sind wir nicht diesen aufgeräumten Köpfen schuldig, daß sie sich in Ge„fahr setzen, in den kältern Gegenden ihren Witz einzubüssen, bloß in „der Absicht uns klüger zu machen." . . Wider diese Ehrerbietigkeit läuft ferner die Verachtung des geistlichen Standes. „Der Anblick eines „schwarzen Rocks mit Mantel und Kragen hat noch bey den Klüglingen „unsrer Zeiten, die sich durch bequemre Grundsätze von dem abergläu„bischen Pöbel unterscheiden, eben die Würkung, die ein Glaß Wein bey „den Dichtern hat. Er öfnet die Quellen des Witzes, und giebt zu hun„dert muntern Einfällen Anlaß, die ohne eine solche Veranlassung ver„rosten oder doch abgeschmackt seyn würden. Bey vielen Tafeln würde „das beste Gewürze fehlen, wenn man die bequeme Gelegenheit nicht „hätte, eine Stelle davon mit einem Geistlichen zu besetzen; denn an diesen „Maschinen electrisirt sich der Verstand, daß die Funken des Witzes „häufig hervorkommen" . . Der Verfasser schließt endlich diesen Punkt mit einer Anmerkung, welche einen Geist voll der edelsten Gesinnungen verräth. „Wäre unsre herrschende Religion, sagt er, auch die Maho„metanische oder noch unrichtiger, unsre Bibel der Alcoran oder Talmud, „und wären unsere Priester Braminen oder Talopoins, so würden sie „dennoch einige äusserliche Ehrerbietigkeit verdienen, weil sie einem Gottes„dienste gewidmet wären; sie würden sie erhalten, wenn man überzeugend „glaubte, daß dennoch ein höchstes Wesen seyn müsse, dessen Verehrung „unter den Menschen man auf keinerley Weise zu hindern schuldig sey" .

Er kömmt nunmehr auf die ausserweltlichen Stücke der äusserlichen Religion wozu er den öffentlichen Gottesdienst, die Ceremonien, einen erbaulichen Umgang mit andern und die Eidschwüre rechnet. Er zeigt sich auf allen Seiten als einen Mann von einem eben so hellen Geiste als edlen Herze; und man kan nicht anders als der uneingeschränkten Fortsetzung seiner Arbeit mit dem größten Vergnügen entgegen sehen. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 3 Gr.

Leipzig.[1] Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. F. Gellert. Bey Johann Wendlern 1751. in 8. 20 Bogen. Was abgeschmakte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geschmaks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortreflichste Art geleistet. Der Herr Verfaßer hat sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam seyn muß; und wer ist geschickter als er, die Natur überall in ihre alte Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus? Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Wiz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studirten Empfindungen, staubigten Realien und künstlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeschreiblich würde der Nutzen seyn, wenn die praktische Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informirte Briefsteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Claßen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius beßer nutzen lernen, und einige lateinische Brocken würden das wenigste seyn, was man ihnen zu danken hätte. Ist es zu hoffen? = = = Die Briefe des Hrn. Gellerts selbst sind durchgängig Meisterstücke, die man eben so wenig als seine Fabeln zu lesen aufhören wird. Die schöne

[1] [55. Stück. Sonnabend, den 8. May.]

Natur herrscht überall, alle Zeilen sind mit dem süssesten Gefühle, mit den rühmlichsten Gesinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß sie der Verfaßer an würckliche Personen geschrieben hat, macht das Antheil, welches die Leser daran nehmen, ungleich grösser. Von was vor einem Herze sind sie die Beweise! Wie liebenswerth hat sich der Verfaßer selbst, ihm unbewußt, darinne geschildert! Welche Freundschaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philosophischen Gleichgültigkeit sind zwey Briefe abgefaßt, wobey wenigstens seine Leser nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutschlands ist, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung seyn kan? = = = Herr Gellert scheint den vornehmsten Innhalt seiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83ten Seite einschaltet, gebracht zu haben. Können wir den Plaz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielen Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.
    Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen."
    Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

Leipzig.[1] Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sevigne, nebst den Briefen der Babet an den Boursault aus dem französischen übersetzt. In der Weidemannischen Handlung. 1751. Ninon von Lenclos lebte zu einer Zeit, welche dazu bestimmt zu seyn schien, daß Frankreich alle Arten großer Geister auf einmal beysammen sehen sollte. Die Schriftsteller, so viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verstand eben so viel Anmuth als Gründlichkeit besessen habe. Sie war eine Philosophin, aber eine liebenswürdige Philosophinn. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geschlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zu Trotze sie sich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr Haus war der Sammelplatz aller gesitteten und durch ihren Witz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweisen konnten. Die tugendhaftesten Mütter bewarben sich aufs eifrigste ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vortheil zu verschaffen, daß ihnen zu dieser liebenswürdigen Gesellschaft der Zutritt verstattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs ansahe. Saint Evremont sagt von ihr:

Die weis und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wollust Scherzen,
Den Cato mit dem Epikur.

So ein Frauenzimmer mußte nothwendig in ihren Briefen unübertreflich seyn. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in seinem Gespräche von der Musick der Alten; ob aber einige würklich bis auf unsre Zeit gekommen sind, daran ist zu zweifeln. Diese wenigstens, wovon wir dem Leser die Uebersetzung ankündigen, sind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderey des menschlichen Herzens, ein moralisches System der Liebe, das wo es nicht allezeit genau, doch allezeit sinnreich ist. Der Plan des Verfassers nöthigte ihn verschiedne Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gegen das schöne Geschlecht geworden wären. Er mußte sie also einem Frauenzimmer sagen lassen. Weil er aber auch zugleich verschiedne Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines

[1] [56. Stück. Dienstag, den 11. May.]

Frauenzimmers anstößig klingen konnten, so mußte er ein solches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt sey. Und diese konnte keine andere als Ninon seyn, welche mit Wahrheit von sich sagen konnte, daß sie sich durch Ueberlegung zu einer Mannsperson gemacht habe. Diese nun läßt der Verfasser dem jungen Marquis von Sevigne Lehren geben, welche gleich geschickt sind die bloß platonische Liebe lächerlich, und die bloß sinnliche Liebe verächtlich zu machen. Der Uebersetzer wagt eine Muthmassung in Ansehung des Verfassers; er glaubt daß es der jüngre Hr. v. Crebillon sey. Ist er es nicht, so hat er doch durch seine Briefe gezeigt, daß er es seyn könnte. Wir wollen eine Muthmaßung in Ansehung des Uebersetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verschiednen Stellen der jüngst angezeigten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen lehrt uns, fast überzeugend, daß es Hr. Gellert sey. Ist er es nicht, so kan ihm wenigstens unser Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfasser wird leicht sehen, daß er der Innbegrif alles deßen ist, was wir gutes davon sagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schluße findet, verdienen diese Gesellschaft. Sind sie weniger moralisch, so sind sie dafür desto unstudirter; haben sie weniger Witz, so haben sie desto mehr Gefühl. Beyde sind von dem Uebersetzer mit Vorreden begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Uebersetzung eine zu finden wünschten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Berlin.[1] *Considerations sur les Moeurs de ce siecle, par Mr. Duclos, de l'Academie Royale des belles lettres. à Berlin chez Etienne de Bourdeaux. 1751.* in 8t. auf 148 Seiten. Diese Betrachtungen über die Sitten des jetzigen Jahrhunderts, welche vor einiger Zeit in Paris herausgekommen sind, haben diese neue Auflage, die Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen von Gronsfeld, gevollmächtigten Minister der Generalstaaten am hiesigen Hofe, von dem Herrn Verleger zugeschrieben ist, in ganz Deutschland wohl verdient. Sie enthalten vierzehn Hauptstücke, welchen es allen an neuen und gründlichen Gedanken nicht fehlt. Despreaux urtheilte von den Charakteren des la Bruyere, daß er sich das schwerste eines Schriftstellers erspart habe, die Verbindungen und Uebergänge.

[1] [56. Stück. Dienstag, den 11. May.]

Liegt hierinne ein Vorwurf, und ist Duclos sonst diesem großen Sittenrichter gleich zu schätzen, so wird er dadurch, daß seine Gedanken genau verbunden sind, sogar einen kleinen Vorzug vor ihm haben. Sein Werk scheint nur den Sitten des jetzigen Jahrhunderts bestimmt zu seyn, man wird aber finden, daß es den Menschen zu allen Zeiten zu erkennen dienen kann. Er bemüht sich überall die Triebfedern der menschlichen Aufführung zu entdecken, und die Wiedersprüche in derselben zu vergleichen; eine Bemühung die man nothwendig auf ununterbrochene Beobachtungen gründen muß, wenn man nicht in das Schweifende ersonnener Lehrgebäude fallen will, welche das Aufnehmen der wahren Moral eben so sehr hindern als sie das Aufnehmen der Naturlehre gehindert haben.

Hamburg.[1] Sammlung critischer Briefe oder die Schreiben des Herrn Rousseau über allerhand Gegenstände, hauptsächlich aber über die Redekunst, Dichtkunst aller Arten, und den Zustand der Gelehrsamkeit des jetzigen Jahrhunderts in Frankreich nebst den Antworten seines Freundes des Herrn Brossette, zum Nutzen der wahrhaften Kenner der innern Schönheiten obiger Wissenschaften welche diese Briefe als die tiefsinnigste und angenehmste Einleitung zur Redekunst Dichtkunst und Aufnahme der Schaubühne betrachten und in dieser Absicht den schönsten Schriften beygesellen können. Aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt. Hamburg; gedruckt und verlegt durch Bene 1750. in 8t. Dieses ist der allgemeine Titel zu den übersetzten zwey ersten Theilen der Lettres de Rousseau sur différents sujets, welche im vorigen Jahre zu Genf in fünf Theilen in 12. herausgekommen sind. Er ist ziemlich weitläuftig gerathen, ob er gleich nichts unwahres enthält, wenn es nur nicht mit der Prahlerey eines eingenommenen Uebersetzers gesagt wäre. Der erste Theil enthält größten Theils die Briefe des Rousseau an die Herren Boutet, Vater und Sohn, worinne die Dankbarkeit den vornehmsten Platz einnimmt, ob sie gleich hin und wieder mit Urtheilen und Nachrichten von Sachen aus den anmuthigern Theilen der Gelehrsamkeit untermengt sind. In

[1] [57. Stück. Donnerstag, den 13. May.]

dem andern Theile gehen die Briefe an den Herrn Brossette und des Herrn Brossette Beantwortungen an, und reichen, in dem französischen Originale, bis zum Schlusse des dritten. Wer die Commentare des Herrn Brossette über den Despreaux und den Regnier kennt, dem darf man nur sagen, daß er seinen Briefwechsel mit dem Herrn Rousseau deswegen angefangen und unterhalten habe, damit er sich in den Stand setzen könne, ähnliche Commentare der Welt über die Werke des Moliere und Rousseau zu liefern, wenn er den vortheilhaftesten Begrif von diesen Briefen bekommen soll. Die Uebersetzung ist gut gerathen, nur hätten wir gewünscht, daß der Uebersetzer Kenntniß genung von den neuern Gelehrten Frankreichs gehabt hätte, um dem Leser hin und wieder einen Schlüssel zu den selten ausgeschriebenen Nahmen zu geben, welches an den meisten Stellen eine ganz leichte Sache gewesen wäre. Wir wundern uns, daß man in der Vorrede, in welcher man doch sonst nichts gesagt hat, auch das nicht einmal sagt, ob wir die Uebersetzung der übrigen Theile zu hoffen haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Nürnberg.[1] Schauplatz der Natur oder Unterredungen von der Beschaffenheit und den Absichten der natürlichen Dinge, wodurch die Jugend zu weitern Nachforschen aufgemuntert, und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet wird. Sechster Theil, welcher dasjenige zu betrachten darstellt was zum gesellschaftlichen Leben der Menschen gehöret. Aus dem Französischen übersetzt. Wien und Nürnberg bey P. Conrad Monath. 1751. Dieser Theil bestehet aus vierzehn Unterredungen, welche von dem Ursprunge der Gesellschaft, von dem Ehestande, von der Auferziehung der Kinder, von dem Unterschiede der Stände, von der Ausrottung des Bettelns, von dem Gesinde, von den Lebensmitteln, von der Kleidung, und den dazu erforderlichen Stücken handeln. Man kann nicht leugnen, daß nicht viel nützliches darinne vorkomme, man muß aber auch gestehen, daß es mit einer Art vorgetragen ist, welche die Jugend angewöhnt überall mit unzulänglichen Begriffen, und mit dem halbigen Verständnisse der Kunstwörter zufrieden zu seyn. Das ganze Werk schickt

[1] [58. Stück. Sonnabend, den 15. May.]

sich sehr wohl in diejenigen Schulen, wo man Kinder gern auf einmal zu alles wissenden Männern machen will, und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beyzubringen sich rühmt, wozu sie ohnmöglich einen genugsam starken Verstand haben können. Man weiß, daß der Abt Pluche der Verfasser ist; wir wollen also nichts mehr hinzusetzen als das Urtheil, welches seine Landsleute selbst von ihm fellen. Mr. Pluche, heißt es an einem Orte, qui continue si intrepidement à copier des livres, pour etaler le spectacle de la Nature et qui s'est fait le *Charlatan des Ignorans etc.* Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Leipzig.[1] Moralische Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Dänischen des Herrn Barons von Hollberg übersetzt durch J. A. S. K. D. C. Verlegts Franz Ch. Mumme Buchhändler in Kopenhagen. 1751. in 8t. 16 Bogen. Diese Fabeln hat der berühmte Verfasser nur vor kurzen in seiner Muttersprache herausgegeben, und wir sind die Uebersetzung davon eben dem geschickten Manne, welcher uns das komische Heldengedichte, Peter Paars, deutsch geliefert hat, schuldig, nemlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Dänischen Kapellmeister. Er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir, was den Werth dieser Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung seyn können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftsteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurtheil verschaft haben, als ob alles, was aus ihrer beschäftigten Feder fließt, vortreflich seyn müße. Troz diesem Vorurtheile aber wagen wir zu sagen, daß seine Fabeln überhaupt erbärmlich, und unter allen zweyhundert und zwey und dreyßigen nicht zwey und dreyßig leidlich sind. Er hat sie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu sagen, so trauen wir dem Hrn. Verfasser nicht einmal zu, daß er im Stande sey, den Versen diejenige reitzende Einfalt zu geben, welche sie nothwendig haben müssen, wenn sie zum Vortrage der Fabeln geschickt seyn sollen. Wir wollen zur Probe ein Paar von den kleinsten hersetzen, woraus der Leser ohne uns schließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchste der dänische Stoppe ist. Die 185. Fabel heißt

[1] [58. Stück. Sonnabend, den 15. May.]

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber sprachen einsmals von dem Lauf der Welt mit einander, sowohl in Ansehung der Thiere als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen mögte, entweder Reichthum oder Weißheit? Der Elephant antwortete: Ich wollte mir wohl Weißheit wünschen, wenn ich nicht sähe, daß so viele weise Sollicitanten und studirte Leute mit niedergeschlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden.

Warum hat der Verfasser den Elephanten und den Biber zu dieser Fabel gewehlt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Esel und das Pferd? Welche Wahrscheinlichkeit, daß der Elephant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen ist?

Die 187. Fabel

Von der Neherinn, die ihre Nehnadel verlor.

Eine Neherinn verlohr einsmals auf dem Felde eine Nehnadel. Dieser Verlust ging ihr sehr zu Herzen. Sie sagte, sie wollte lieber zehn andre Nadeln, als diese einzige gemißt haben. Sie gab sich darauf viel Mühe sie wieder zu finden, aber vergebens, denn die Nadel blieb beständig unsichtbar. Aber indem sie die verlorne Nadel suchte, fand sie eine ächte Perl, für welche sie mehr als eine Million Nehnadeln kaufen konnte ꝛc. ꝛc.

Kostet in den Voßischen Buchläden 5 Gr.

Frankfurt.[1] Vermischte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geschichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften. *Floriferis ut apes in saltibus omnia libant.* Frankf. und Leipzig in der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung 1751. in 8t. 1 Alph. 12 Bogen. Diese Abhandlungen sind folgende: 1) Die Geschichte und die letzten Stunden des englischen Grafen Jacobs von Derby, Herrn der Insul Man. Dieser Jacob von Derby war einer von denen, welche es auch zu den Zeiten eines Cromwells wagten, rechtschaffen zu seyn. Diese Kühnheit kostete ihm den Kopf; er glaubte aber, daß man die Ehre ein

[1] [59. Stück. Dienstag, den 18. May.]

treuer Unterthan eines rechtmäßigen Königs zu heissen, nicht theuer genug erkauffen könne. Wie viele kennen diesen Mann? Ein neuer Beweis, daß nicht alle berühmt geworden sind, die es hätten werden sollen. 2) Zuverläßige Nachrichten von dem Leben Peters Grafen von Holzapfel. Dieser Held ist in den Geschichten des 30jährigen Krieges unter dem Namen Melander bekannt genug. In diesem Aufsatze hat uns ihn aber der Verfasser mehr nach seinen häuslichen Umständen, aus seinen weitläuftigen hinterlassenen Briefschaften, als auf der Seite des Feldherrn vorgestellt. Die Nachrichten sind also desto angenehmer, je unbekannter sie bisher gewesen sind. 3) Von etlichen in der güldnen Bulle unbrauchbaren Sachen. Vielleicht machen diese den größten Theil derselben aus. Ein Schicksaal, welches sie mit andern Reichsgesetzen gemein hat. 4) Von den verführerischen und vielversprechenden Titeln etlicher Bücher. Es sind meistens Romane, von welchen der Verfasser hier redet. Er muß ein ziemlich erklärter Feind derselben seyn, sonst würde er schwerlich von dem Kleveland, von dem Dechant von Killerine, von dem Joseph Andrews so nachtheilig urtheilen. Es ist zu viel, den Abt Prevot einen herumirrenden Mönch zu nennen. Es ist ein Vorurtheil, von dem wir den Herrn Verfasser frey wünschten; weil Herr Fielding ein Schauspieler ist, also muß er nothwendig ein schlechter Lehrer seyn. 5) Von den großen Saufgläsern der Griechen und überhaupt von dem starken Trinken. 6) Versuch des Erweises, daß unsere Zeiten und Sitten besser als die vorigen sind. 7) Beweis, daß Cato von Utica als ein unüberwindlicher Weise gestorben ist. Dieser und der vorhergehende Satz sind aus derjenigen Zahl, welche man mit einem mittelmäßigen Witze auf alle Seiten drehen kann, so lange man Tugend und Laster noch an keinen untrüglichen Zeichen kennet, und, wie der Dichter spricht, ihre Grenze schwimmt und in einander fließt. 8) Wider die anatomischen Belustigungen des Herrn D. Delius in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Defendat quod quisque sentit; sunt enim judicia libera. *Cicero.* Wenn nicht jeder Stand etwas hätte, welches gewissen Gemüthern angenehm werden könnte, so würde es uns bald an Leuten fehlen, die sich zu gewissen Verrichtungen, die wir schmutzig, oder wann sie allzu schmutzig sind, unehrlich nennen, herablassen wolten. 9) Betrachtungen über die Heuchler und die Heucheley. Wenn man des Verfassers Erklärung eines Heuchlers annimmt, so hat er vollkommen recht:

Allein nach dieser Erklärung halten wir die Heuchler vor eben so unmöglich, als die Gotteslengner. Die Betschwester des Herrn Gellerts verdient aus einem ganz andern Gesichtspunkte angesehn zu werden. Gegen den Verfasser der Epitres diverses ist er vielleicht auch zu scharf; ob er gleich darinne Recht hat, daß es unter den Jesuiten eben sowohl redliche und fromme Leute geben könne, als es möglich ist, daß sich in dem schlechten und rauhen W = = = ein Belesprit hat finden können. Wir bieten den Jesuiten Trotz, sich auf diese Vertheidigung etwas einzubilden. 10) Hundert vermischte Anmerkungen. Die meisten davon sind lesenswürdig. In einer davon sagt er, daß der Französische Uebersetzer der Hallerschen Gedichte ein Bernischer Edelmann, Herr von Tscharner, sey. Der Fortsetzung dieser Sammlung, welche in der Vorrede versprochen wird, kann man nicht anders als mit Vergnügen entgegen sehen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Lieder[1] (bey welchen man gähnen wird) 3. Bey Victorius Bößiegel 1751. in 4t. auf 5 Bogen. Wir halten diesen Zusatz für nöthig, damit man sie gleich bey dem ersten Anblicke von gewissen andern Liedern unterscheide, welche vor einiger Zeit herauskamen, und jetzo in eben so vieler Gedächtniß als Händen sind. Sie sind theils mit Reimen, theils ohne Reime, überall aber bleibt Hr. 3 sich selbst gleich; kalt, kindisch, gemein. Anstatt den Leser mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünschung des Dichters wiederholen.

Die Väter dieser Liederbrut
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttin, strafe.
Es fühl ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädgen les alsdann ihr frostig Lob und schlafe.
Nie werde deren Lieds gedacht
Bey sanftem Saitenspiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht
Wann ihn die Grazien mit frohen Rosen krönen.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

---

[1] [61. Stück. Sonnabend, den 22. May.]

Amsterdam.[1] *Memoires concernant Christine Reine de Suede, pour servir d'eclaircissement a l'histoire de son règne et principalement de sa vie privée, et aux evenemens de l'histoire de son tems civile et literaire: suivis de deux Ouvrages de cette savante princesse, qui n'ont jamais été imprimés etc. Tome premier. à Amsterdam et Leipzig, chez Mortier. 1751.* in 4 t. 3 Alph. 6 Bogen. Die Königin Christine ist, ohne Zweifel, eine von den ausserordentlichsten Personen, welche jemals regiert haben. Ihr Leben besteht aus so verschiedenen sonderbaren Scenen, daß jedem, der nur den geringsten Geschmack an der Kenntniß des merkwürdigsten hat, was in der Welt vorgefallen ist, eine umständliche und getreue Beschreibung desselben höchst angenehm seyn muß. Ihre öffentlichen Thaten hat der Baron von Pufendorf unverbesserlich aufgezeichnet, ihr Privatleben aber und ihre besondern Verrichtungen haben an dem Verfasser des gegenwärtigen Werks, dem Rath und Bibliothekario zu Cassel, Herrn Arckenholz, einen nicht minder würdigen Geschichtschreiber gefunden. Der vornehmste Grund, worauf er seine Ausarbeitung gegründet hat, sind die eignen Briefe der Königin, und andere Handschriften, welche sich größtentheils in den schwedischen Archiven befinden. Diese Briefe, deren Anzahl sich über zweyhundert beläuft, und von der Kindheit der Schriftstellerin, wo sie viele bloß zur Uebung schrieb, anfangen, haben auch die Gestalt des Werks veranlaßt, so daß es eine beständige Erklärung derselben ist, und Christinens Feder die Feder des Verfassers leitet. Christine ward sorgfältig auferzogen, um eine würdige Erbin der Krone des großen Gustavs zu werden. Ihr Geschmack an den Wissenschaften entwickelte sich sehr zeitig. Sie lernte die Sprachen mit einer erstaunenden Geschwindigkeit. Im achtzehnten Jahre konnte sie die schwersten griechischen Schriftsteller lesen und erklären. Sie sprach schwedisch, deutsch, lateinisch, französisch und italienisch, und in allen Sprachen druckte sie sich mit einer verwundernswürdigen Leichtigkeit und Anmuth aus. Als sie selbst zu regieren anfing, ward ihr Hof ein Sammelplatz von Gelehrten. Sie wollte alles lernen, und lernte auch alles, wenn sie es einmal unternahm. Doch dieser Eyfer fing an lau zu werden. Sie überließ sich einigen aftergelehrten Verführern, welche, anstatt der Anhänglichkeit gegen nützliche Wissenschaften, ihr den Geschmack an Ergötzungen und Aufwand beybrachten. Es gelang ihnen, ihr Grundsätze einer leichtsinnigen Moral

[1] [64. Stück. Sonnabend, den 29. May.]

beyzubringen, und die Empfindungen der Religion, in welcher sie gebohren war, zu ersticken. Sie ließen ihr die Crone als eine allzuschwere Last betrachten, und als eine Hinderniß an dem ruhigen Vergnügen, welches sie ausser ihrem Reiche geniessen könte. Sie that den Schritt, über welchen ganz Europa erstaunte. In der Blüte ihres Alters stieg sie vom Throne, welcher mehr Glanz von ihr, als sie von ihm, empfangen hatte. Sie reiste durch Holland, Frankreich, Deutschland, bis sie ihren festen Aufenthalt in Rom nahm, wo sie 1689 starb. Ihre Niederlegung der Krone hat ihr zu nichts geholfen, als daß sie ihre schwache Seite, welche mit dem Purpur umhüllt war, den Augen der Welt merklicher machte. Ihre Günstlinge, die französischen Gelehrten, setzten alle Dankbarkeit aus den Augen, und sie waren es, welche ihren Ruhm am meisten zu verdunkeln suchten. Sie hatten, als witzige Schmeichler, die Königin und nicht Christinen verehrt. Daher entstehen die unsinnigen Romane, welche man in Frankreich von ihr ausgestreuet hat. In diesem Werke wird man die Wahrheit in einem ganz andern Lichte sehen, und dem Hrn. Arckenholz ist es durchgängig geglückt, seine Heldin in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Dieser erste Theil gehet bis auf das Jahr 1657, und kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Thlr. 8 Gr.

Breßlau.[1] *Polonia litterata nostri temporis, auctore Jo. Dan. Janozki, Bibliothecae Zaluscianae Secretario. Pars I. Vratislaviae, apud Joh. Jacob Korn. 1751.* in 8t. 9 Bogen. Herr Janozki hat sich schon durch verschiedne Schriften um die pohlnische Litteratur verdient gemacht. Die gegenwärtige verdient die Aufmerksamkeit der Neugierigen um so viel mehr, da sie uns den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit in einem Reiche näher bekannt macht, welches nur allzu viele noch in einer tiefen Barbarey zu sehen glauben. Der Verfasser hat sie in zwey Bücher abgetheilet, wovon das erste die noch lebenden pohlnischen Schriftsteller, nach der Buchstabenordnung erzählt, und das zweyte diejenigen bekannt macht, welche unter der Regierung Sr. jetzt regierenden Majestät gestorben sind. Pohlen kann aus den vergangnen Zeiten nicht wenig große lateinische Redner und Dichter aufzeigen, und noch jetzo hat es keinen Mangel daran. Es scheint übrigens andern Ländern in der Ausbesserung der eignen Sprache stark nachzueifern, und man bedient

[1] [65. Stück. Dienstag, den 1. Jun.]

sich derselben sowohl in den schönen als höhern Wissenschaften mit glücklichem Erfolg. Wir wollen einiges aus dem ersten Buche ausziehen, welches den Lesern vielleicht zu wissen nicht unangenehm seyn wird. Johann Bielski, ein Jesuit, hat verschiedne pohlnische Trauerspiele verfertigt, aus welchen er allen das weibliche Geschlecht ausschließt. Herr Czosnowzki hat den Oedip des Corneille übersetzt. Stanislaus Jaworski, ein Jesuite, ist der Verfasser einer pohlnischen Tragödie, Jonathan, ohne Reime. Stanislaus Orlowski hat die Zayre des Hrn. von Voltaire übersetzt, und ehestens wird sie im Drucke erscheinen. Stanislaus Ciolek Poniatowski, Palatinus von Masovien, soll der Verfasser der Remarques d'un Seigneur Polonois sur l'histoire de Charles XII., Roi de Suede par Mr. de Voltaire seyn. Der Graf Wielopolski ist mit Uebersetzung der Werke des Hrn. Rollins beschäftigt, von dessen alten Historie der Graf Jablonowski schon im Jahre 1743 den ersten Theil herausgegeben hat. Auch an gelehrten Frauenzimmer fehlt es in Pohlen nicht. Antonia Niemirzyczowa ist eine geschickte Dichterin; die Herzogin Ozinska hat verschiedne Romane der Madame Scuderi übersetzt 2c. 2c. Man erwartet die Fortsetzung dieser Arbeit mit Verlangen. Gegenwärtiger erster Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Leipzig.[1] Allgemeines Gelehrten Lexicon 2c. Dritter Theil. *M—R.* herausgegeben von Chr. Gottlieb Jöcher, der H. Schrift Doctore, und der Geschichte öffentlichen Lehrer in Leipzig. In Gleditschens Buchhandlung. 1751. Es ist unnöthig ein Werk zu loben, welches sich auf den meisten Studierstuben unentbehrlich macht. Wir freuen uns über den ungehinderten Fortgang desselben, wir würden aber zu sehr unwissenden Schmeichlern werden, wenn wir nicht gestünden, daß die billige Erwartung des Publici einen großen Abfall dabey leide. Zwar ist es wahr, ein Gelehrtenlexicon ohne alle Fehler verlangen, heißt sich einer unmöglichen Forderung schuldig machen, auch alsdann, wann anstatt eines Jöchers deren zehne daran arbeiteten. Es giebt aber doch gewisse Arten von Fehlern, von welchen man es, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, durchaus frey zu seyn begehren kann. Unser Vorgeben zu rechtfertigen wollen wir einige aus

[1] [69. Stück. Donnerstag, den 10. Jun.]

diesem Theile anführen. z. E. „George Makenzie ein Schottländer „im vorigen Jahrhunderte ꝛc. schrieb Lives and Characters of the most „eminent Writers of the Scots Nation in 3 Folianten, welche aber erst „1708 zu Edimburg herausgekommen sind.“ Dieses hat seine Richtigkeit; allein wie hat man so unachtsam seyn können den gleich folgenden Artickel stehen zu lassen, der eben diesen George Makenzie zu einem Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts macht, welcher 1708 und 1711 die Leben der gelehrten Schottländer herausgegeben haben soll? Er muß ganz und gar ausgestrichen werden. Eben so eine wunderliche Verdopplung ist mit dem Mallet, welcher wider die französische Uebersetzung des neuen Testaments, die zu Mons heraus kam, schrieb, vorgegangen. Einmal heißt er Carl und gleich drauf Peter. Der wahre Carl Mallet aber, ein Cistercienſermönch, welcher 1658 starb und sich durch sein Werk, de Hierarchia et iure ecclesiae militantis bekannt gemacht hat, ist gar weggeblieben. Ueberhaupt ist kein einziger Artickel von den 5 Mallets richtig. Franciscus Massaria hat Anmerkungen über das 9te Buch der natürlichen Geschichte des Plinius geschrieben, welche 1538 (nicht 1537) zu Basel bey Frobenio herausgekommen sind. Eben diese Anmerkungen werden in dem gleich folgenden Artickel dem Hieronymus Massaria zugeschrieben. Hätten dergleichen Fehler wenigstens nicht dem Corrector sollen in die Augen fallen? Was hilft denn die vollständigste Anführung der Schriften jedes Gelehrten, wenn sie bey Homonymis unzähligmal verwechselt werden? Hier ist nicht der Ort uns weiter einzulassen, ob es gleich ohne Mühe geschehen könnte. Wir wollen nur noch erinnern, daß es uns ein sehr geringes Verdienst zu seyn scheint, die Leben der Gelehrten aus schon bekannten Biographis und Wörterbüchern zusammen zu schreiben, wenn man es mit keiner prüfenden Genauigkeit thut. Besonders müssen wir die Leser vor dasjenige warnen, was man aus dem allgemeinen historischen Lexico gezogen hat. Fast jeder Artickel welcher sich mit einem H L schließt

hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Was sollen wir aber von denen sagen, wobey gar kein Wehrmann steht? Diese sind größtentheils noch schlechter. Auch von den bekanntesten Männern weiß man nichts zu sagen; z. E. der berühmte Rector der Schule zu Delft, Thomas Munker heißt ein Criticus zu Leiden und Amsterdam, welcher zwischen 1670 und 1680 florirte. Wann sich jemand etwa

wundern sollte, wie aus einem mäßigen Bande in groß Octav vier ziemliche Quartanten werden können, dem wollen wir das ganze Geheimniß entdecken. In dieser Ausgabe ist erstlich eine Schrift genommen worden, welche das, was man vorher auf 4 Seiten gelesen hat, auf einen ganzen Bogen bringt; zweytens sind die Büchertittel, obgleich weder ganz noch halb, dazu gekommen; drittens hat man eine unzählige Menge der allerdunkelsten Männer mit hineingebracht, von welchen man ohngefehr etwas in den Bücherverzeichnissen, wenn es auch nur eine Predigt oder Disputation seyn solte, gefunden hat. Man urtheile also, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn man ein so brauchbares Buch in seiner alten Form gelassen hätte, und nur dahin bedacht gewesen wäre, es von den anstößigen Fehlern zu befreyen, anstatt daß man durch unnöthige Vermehrungen ganze Legionen von neuen Fehlern hineingebracht hat. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen 4 Thlr.

Frankfurt und Leipzig.[1] Belustigungen auf dem Lande, bey Hofe und in der Stadt; worinne verschiedne sowohl angenehme als auch andre geheime historische Nachrichten enthalten. Aus dem Französischen übersetzt. In der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. in 8t. 1 Alph. 4 Bogen. Diese Sammlung kleiner Geschichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergötzende als unterrichtende Art vermischt ist, enthält folgende Stücke, welche sich meistentheils müßige Frauenzimmer bey Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorlesen oder erzählen. 1) Die thörigte Klugheit, 2) der stumme Plauderer, 3) die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tausch, 4) Melchu-Kina, 5) Achmet Geduc, 6) Saladin, 7) Robert von Artois, 8) Socrates, 9) Gabrini, 10) Scanderberg, 11) Elisabeth von Anjouleme Königin von Engelland und Gräfin von der Mark. Den Werth von jeder dieser Erzählungen mögen diejenigen bestimmen, welche Zeit haben sie alle zu lesen. Wir haben die beyden ersten durchlauffen. Die thörigte Klugheit ist erbärmlich. Der stumme Plauderer ist artig, und enthält einen Stoff, welcher sich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortreflich ausnehmen würde, besonders wenn man Schauspieler beschäftigen wollte, welche das stumme Spiel in

[1] [70. Stück. Sonnabend, den 12. Jun.]

ihrer Gewalt haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Frankfurt und Leipzig.[1] Des Herrn von L** moralische Gedichte herausgegeben von Naumann. Bey Daniel Christian Hechtel 1751. in 8t. 15 Bogen. Da man jetzo so geschäftig ist, die geringsten Kleinigkeiten, welche aus der Feder des Herrn von Loen geflossen sind, zu sammeln und der Welt mitzutheilen, so wäre es nicht halb recht gewesen, wenn man uns diese Gedichte länger vorenthalten hätte. Wir glauben, daß sie Beyfall finden werden. Der Hr. Herausgeber bestimmt ihren Werth in seiner Vorrede. Wir sind aber versichert, daß er ihn etwas anders würde bestimmet haben, wenn er nicht der Herausgeber wäre. Er zeigt in eben dieser Vorrede, worinne er die Vergleichung der Dichtkunst und Mahlerey des Herrn Breitingers glücklich fortsetzt, zu viel Einsicht in das Innere der Poesie, als daß man nicht glauben solle, er habe in einigen Stellen mehr sagen wollen, was ein Kenner in den Gedichten des Herrn von L** suchen, nicht aber was er finden werde. Sie bestehen aus zwey langen Gedichten, welche Damons Landlust und Damons Unlust überschrieben sind, aus Erzählungen, aus Cantaten und einigen kleinen theils übersetzten, thleis eignen französischen und deutschen Stücken. Hier ist eines von der letztern Art:

Die glücklichsten Neigungen.

Ein stets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund;
Die Weisheit die nicht schreckt, wann sie erhaben scheint;
Ein Buch das mich ergötzt, indem es unterrichtet;
Was schönes das mich reitzt, doch weiter nicht verpflichtet;
Feld, Mahlerey, Musick, ein wohlberittnes Pferd:
Wer mehrers noch verlangt, der ist nicht dieses werth.

Der prosaische Aufsatz, welcher unter den Erzählungen steht, das Glück und die Tugend ist schön, und wird vielleicht bey manchen den Einfall erwecken, daß der Herr von Loen in seiner Prose poetischer ist als in seiner Poesie. Gleichwohl müssen wir gestehen, daß auch diese auf einer Seite mehr Schönheiten hat, als in manchen sogenannten aus-

[1] [73. Stück. Sonnabend, den 19. Jun.]

erlesenen deutschen Gedichten auf ganzen 24 Bogen nicht aufzutreiben sind. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Cölln.[1] Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in den berühmtesten Gegenden von Westphalen: aus bewährten und unumstößlichen Urkunden zusammen gezogen und aufgesetzt von einem Landmanne und patriotischen Verehrer ihrer großen Verdienste B. G. R. *Sunt aliquid manes, lethum non omnia finit. Prop.* Bey Peter Hammer. 1751. in 4to. auf 6½ Bogen. Man darf der scharfsichtigste nicht seyn, den in einen Lobredner verkleideten Satyr zu erkennen. Jener Dichter, welchen die deutschen Musen nie aufhören werden von den französischen zurück zu fodern, ging vielleicht in seinem Eifer zu weit, wann er von seinen Landsleuten sagte: Geh, o Schwift, aus Dublin, durchstreiche noch einmal die Fluthen, und komm und mahle uns mit kühnem Pinsel unsere Yahoos, diese Machinen, leer des natürlichen Triebs, voller Eigensinn, welche den Menschen gleichen und von ihnen nichts als die Laster haben. Hier sind die Yahoos, die ungeheuren Zusammensetzungen sich widersprechender Fehler, dumme Verschwender, unverschämt aus Stolz, aus Niederträchtigkeit furchtsam ꝛc. Wenn es wahr ist, daß die Tugend in wilden Herzen und bey einem ungeübten Verstande wohnen kann, so ist vielleicht der moralische Charakter der Westphäler im Grunde besser als der Charakter der gesittetsten Völker. Nur zu ofte sieht der witzige Kopf den Mangel des Witzes und der Artigkeit für den Mangel der Tugend an, er, der nicht selten den gesellschaftlichen Lastern diesen Namen beylegt. Von dieser Uebereilung ist Herr R. weit entfernt. Er tadelt an den Westphälern nichts als ihren ungeheuren Geschmack in den schönen Wissenschaften. Er hat sogar die Billigkeit ihnen den Ruhm nicht streitig zu machen, Männer unter sich gehabt zu haben, welche in den ernsthaften Theilen der Gelehrsamkeit stark gewesen sind; wann es anders bey ihm eine Billigkeit zu nennen ist, da er sich selbst für einen Westphäler ausgiebt. Man wird an seinem ganzen Aufsatze, wie wir hoffen,

[1] [74. Stück. Dienstag, den 22. Jun]

nichts zu erinnern finden, als dieses: erstlich, daß seine Satyre für seine Landsleute, nach der Einsicht, welche er selbst ihnen beylegt, zu fein ist; zweytens, daß alle die Verfasser welche er anführt unter der Satyre sind. Ein elender geistlicher Redner, ein abgeschmackter Polemicus, ein Reimschmid welcher nichts als elende Hochzeitlieder, oder chrienmäßige Traueroden, voller schönen Sterbegedanken, die einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen können, der Welt vorleyert, werden allzusehr geehrt, wenn man sich förmlich mit ihrem Tadel abgiebt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

Ulm.[1] Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte, als ein Auszug seiner grössern Werke herausgegeben von Jacob Brucker. Zweyte Ausgabe. Bey Daniel Bartholomäi und Sohn. in 8t. 1 Alph. 15 Bog. Diese Anfangsgründe kamen das erstemal im Jahr 1736 heraus, als der Herr Verfasser die kurzen Fragen aus der philosophischen Historie geendiget hatte. Seine Absicht war den Anfängern an diesem, in dem Cirkel der Wissenschaften unentbehrlichen, Theile einen Geschmack beyzubringen, und sie zu den Fragen selbst vorzubereiten. Die Ausarbeitung des grössern lateinischen Werks aber hat ihm in der Folge Gelegenheit gegeben die Lücken und Unzulänglichkeiten dieses Auszuges, besser als jeder andre, wahrzunehmen. Er hat also in dieser neuen Auflage nicht geringe Veränderungen gemacht; er hat ganz neue Hauptstücke, zum Exempel von der orientalischen Philosophie, von den Schicksalen der griechischen Philosophie ausser Griechenland und andre, eingeschaltet; er hat die Vorstellungen der Lehrsätze ergänzt, und ihren Zusammenhang deutlicher vor Augen gelegt, als worauf in der Geschichte der Weltweisheit offenbar das Hauptwerk beruhet. Uebrigens ist die Eintheilung des Werks selbst so eingerichtet worden, daß sie mit dem lateinischen Werke überein trift. Unsre Anpreisung wird sehr unnöthig seyn. Wenn es aber wahr ist, daß niemand in einer Wissenschaft ein gründliches Compendium abfassen kann, als der, welcher diese Wissenschaft in dem weitläuftigsten Umfange übersieht, so muß das gegenwärtige gewiß das gründlichste seyn. Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrnes Kind. Und ohne die Geschichte

[1] [77. Stück. Dienstag, den 29. Jun. Im vorausgehenden 76. Stück (Sonnabend, den 26. Jun.) teilte Lessing das Gedicht „Das Geheimniß" mit; s. Bd. I, S. 180 ff.]

der Weltweisheit insbesondere, welche nichts als die Geschichte des Irrthums und der Wahrheit ist, wird man die Stärke des menschlichen Verstandes nimmermehr schätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasner Sophiste bleiben, der, in seine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schosse zu sitzen glaubt; man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt seyn von unwissenden Pralern hintergangen zu werden, welche nicht selten das neue Entdeckungen nennen, was man schon vor etliche tausend Jahren gewußt und geglaubt hat ꝛc. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Erlangen.[1] Johann Paul Reinhards, *P. P.* Einleitung zu den Kirchengeschichten des alten Bundes, nebst einem doppelten Anhange, davon der erste den Synchronismum der biblischen und weltlichen Geschichte, der andre die Erdbeschreibung von Palästina in sich enthält. Verlegts G. Pötsch 1751. in 4t. 2 Alph. 21 Bogen. Der Herr Verfasser hat dieses Werk schon bey Herausgebung der Einleitung zu den Geschichten der christlichen Kirche versprochen. Man hat ihm seit der Zeit mit Verlangen entgegen gesehen, weil man gewiß seyn konnte, daß es mit eben der deutlichen Ordnung und angenehmen Gründlichkeit abgefaßt seyn würde, nach welchen der Herr Prof. Reinhard alle seine Werke auszuarbeiten gewohnt ist. Was die Einrichtung des gegenwärtigen anbelangt, so hat er sich genau an die Zeitrechnung gehalten, und mehrerer Bequemlichkeit wegen den ganzen Umfang in acht Bücher eingeteilt. Das erste geht vom Anfange der Welt bis auf die Einsetzung der Beschneidung, als des ersten Sacraments des alten Bundes. Das andre von der Einsetzung der Beschneidung bis auf die Einsetzung des Osterlammes und den Ausgang der Israeliten aus Egypten. Das dritte enthält die Begebenheiten, welche sich auf der vierzigjährigen Reise der Israeliten durch die Wüsten bis auf die Eroberung Canaans ereignet. Das vierte gehet von dieser Zeit an bis auf die Einrichtung der Monarchie. Das fünfte enthält die Geschichten, welche sich unter den Königen zugetragen haben. Das sechste geht von diesem Zeitpunkte bis auf die Zeit, da Antiochus der edle die Juden aufs äusserste verfolgt, und die Maccabäer zur Errettung des Vaterlandes und der Reli-

[1] [80. Stück. Dienstag, den 6. Jul.]

gion die Waffen gegen die Syrer ergriffen. Das *siebende* geht von dieser Revolution bis auf die Zeit, da das jüdische Volk unter die Gewalt der Römer gekommen; da sich denn das *achte* und letzte anhebt, welches sich mit dem Anfange des neuen Bundes schließt. Der Herr Verfasser setzt diesen Anfang auf die Zeit, da das Erlösungswerk vollbracht war, und geht mit Grund von denen ab, welche die Geburt Christi dafür annehmen. So wie er in seiner Reichshistorie die deutschen und fränkischen Alterthümer, und in seinen Geschichten des neuen Bundes die Alterthümer der Kirche geschickt mit untermenget hat, so hat er es auch in diesem Werke mit den jüdischen Alterthümern gemacht. Zum Ende des dritten Buchs, zum Exempel, hat er die mosaischen Verordnungen, in ihrer möglichsten Verbindung; zum Ende des vierten Buchs einen kurzen Entwurf des israelitischen Staatsrechts, und in dem fünften eine Beschreibung des Tempels angebracht. Uebrigens hat er sich für unnöthigen Einschaltungen der weltlichen Geschichte sorgfältig gehütet, und nichts darinnen beygebracht, als was der Zusammenhang erfordert. Wir sind überzeugt, daß diese Einleitung auch den Ungelehrten nützliche Dienste leisten kann, welche die Bücher des alten Testaments in den historischen Umständen mit mehrerm Zusammenhange zu übersehen wünschen. Der Herr Prof. verspricht noch in der Vorrede seine *pragmatische Geschichte des griechischen Kayserthums* ehestens ans Licht zu stellen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 12 Gr.

Zürich.[1] *Joh. Georg Altmanns Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der Helvetischen Eisberge. Bey Heidegger und Compagnie. 1751. in 8t. 19 Bogen.* Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, welcher einem Naturforscher einen prächtigern Schauplatz voller Wunder, die seiner Untersuchung würdig sind, eröffnen könne, als die Helvetischen Eisberge seyn müssen. Der größte Theil derselben scheidet die Schweiz von Italien. Sie zeigen ihre weissen und glänzenden Gipfel in einer Entfernung von zwanzig und mehr Stunden. Man kann sie nebst ihren Thälern mit

[1] [83. Stück. Dienstag, den 13. Jul. Die im folgenden 84. Stück (Donnerstag, den 15. Jul.) mitgeteilte Erzählung „Die väterliche Liebe“ nahm Lessing 1753 in die „Briefe“ auf; vgl. Band V dieser Ausgabe.]

Recht für ein Eismeer ansehen, welches von der weisen Natur auf diese hohen Berge versetzt worden, damit dadurch die Luft der angrenzenden Oerter gereinigt, die allzu große Hitze gemildert, und die Schweiz nebst verschiednen andern Ländern mit Brunnen und Strömen daraus bewässert werde. Die großen Stücken Eis, welche aus diesen Thälern hervorgetrieben werden, und sich zwischen den fruchtbaren Bergen setzen, werden von den Schweizern Gletscher genannt. Sie sind 30 bis 40 Schuh hoch, und sehen sowohl in der Nähe als in der Ferne als zugespitzte Eisthürme aus, wovon die meisten sechseckigt sind; gleich als ob die Natur auch in Dingen, welche sie dem bloßen Zufalle überlassen zu haben scheinet, gewisse Regeln der Gleichförmigkeit beobachte. Die gegenwärtige Beschreibung kommt von einem Manne, welcher sich nicht begnügt hat die Wunder der Natur anzustaunen. Er hat nirgends gesehen, ohne dabey zu denken, und die Leser werden überall eben so viel deutliche Wahrheiten, als glückliche Muthmassungen antreffen. Er untersucht die Natur des Eises dieser Berge, er bestimmt den Umkreis derselben; er beschreibet die verschiedne Mineralien, die man daselbst antrift, und die verschiednen Thiere, die sich darauf befinden. In der letzten Abtheilung läßt er sich in verschiedne kritische Untersuchungen ein; er setzt die Namen feste, welche die alten Schriftsteller den Alpen geben, und zeigt besonders gegen den Herrn Folard, daß er den Zug des Hannibals über diese Gebürge unwahrscheinlich bestimmt habe. In der Vorrede wird beyläufig die Frage beantwortet, warum die Schweiz weit kälter sey, als viele andre Länder, welche gleichwohl weiter gegen Norden liegen? die wahre Ursache ist die höhere Lage derselben. Wir wollten wünschen, daß zwey Stücke, welche man jetzo beyde, oft bey den geringsten Gegenständen, verschwendet, diesem Versuche nicht fehlten; schöne Kupfer und eine zierliche Schreibart. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Frankfurt am Mayn.[1] Empfindungen für die Tugend in satyrischen Gedichten von C. N. Naumann. Verlegts D. Chr. Hechtel. 1752. Es ist zu wenig, wenn man Schriften, welche lächerliche freye Handlungen der Menschen als lächerliche schildern,

[1] [86. Stück. Dienstag, den 20. Jul.]

unter gewissen Umständen erlaubte Schriften nennet. Man muß sie unter die nützlichsten zählen, welche oft mehr als eine mit Fluch und Hölle belästigte Predigt das Reich der Tugend erweitern. Man weiß daß die Meister derselben verschiedne Wege gegangen sind. Man weiß worinne die Satyren eines Horaz von den Satyren eines Juvenals und Persius unterschieden sind. Man weiß daß allzu strenge Kunstrichter, welche sich vielleicht zu genau an willkürliche Erklärungen gebunden haben, den letztern den Namen der Satyrenschreiber absprechen. Sie donnern anstatt zu spotten. Sie führen Laster auf anstatt Ungereimtheiten. Sie machen mehr verhaßt als beschämt. Ihr Lachen ist voller Galle; ihre Scherze sind Gift. Herr Naumann selbst giebt uns das Recht, ihn unter die Nachfolger dieser allzu ernsthaften Rächer der Tugend zu setzen. Was sind seine Empfindungen für die Tugend anders als das, was sein Muster indignatio nennet? Diese allein würde ihn zu einen Dichter gemacht haben, wenn er es nicht wäre. Wir wünschten also, daß er ein einziges Wort auf dem Tittel geändert, und anstatt in satyrischen Gedichten gesetzt hätte in Straffgedichten. Es sind deren nicht mehr als zwey. Die erste beschreibt eine wollüstige und verderbte Stadt, und ist voller wohlgetroffnen Bilder, welche aber alle mehr die häßlichen als lächerlichen Seiten vorstellen. Die zweyte ist wider die Weichlichkeit der Sitten. Aus dem Anfange mag man auf den Rest schliessen.

Komm wieder Juvenal und straffe diese Stadt,
Die dein verhurtes Rom längst übertroffen hat,
Und greif die Thoren an, der Republik Geschwühre,
Und zürn und mach auf sie die feurigste Satyre.

Aus der ersten wollen wir noch folgende Stelle, in welcher ein besondres Feuer herrscht, hersetzen.

Wo wohnt Religion? Wo find ich Menschenliebe?
Wer hört den Unsinn nicht auf Kaffehäusern schreyn,
Wo jeder Wüstling glaubt ein Edelmann zu seyn:
Wo Knaben ohne Bart sich frech zusammen rotten
Mit jungem Teufelswitz Gott und der Schrift zu spotten.
Hier, wo der Atheist, der ludermäßig starb,
Beym schöngeputzten Schöps noch Beyfall sich erwarb;
Daß einst sein Flattergeist auch in der Luft verschwände
Wünscht er aus Dummheit sich und kloppet in die Hände;

Und ruft, daß es sogar die Strasse hören kann;
Fürwahr ein großer Geist! fürwahr ein braver Mann!

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr. 6 Pf.

Königsberg.[1] M. Friedrich Samuel Bocks, Predigers bey dem Königl. Preuss. von Schorlemerschen Regiment Dragoner, erbauliche Reden an die Gemeine zu Befestigung der Wahrheit und Beförderung der Gottseligkeit. Verlegts Joh. Heinr. Hartung 1751. in 8t. 1 Alph. 7 Bogen. Ein sehr schlechter geistlicher Redner ist in unsern Tagen bey nahe eben so selten, als ein vollkommner. Der philosophische Geist, welcher seit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewisse Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben scheinet; die bestimmtere und reinere Sprache; die gesundern Begriffe von der wahren Beredsamkeit, welche alle nach und nach gemeiner werden, können auch den mittelmäßigsten Kopf, wo nicht zu einem Moßheim, doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde schon anhören kann. Wann er noch über dieses die Klugheit besitzt, diejenigen Stücke der Religion in seinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einsichten und eine unzuermüdende Scharfsinnigkeit erfodern, so wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geist zu halten anfangen; weil der Pöbel alle für groß hält, welche ihre Schwächen seinen Augen zu verstecken wissen. Die in dieser Samlung enthaltnen sechs Reden haben folgende Aufschriften. 1) Ein von Gott zu seinem Amt eingeführter Feldprediger über Jer. 1, 17 = 19. 2) Die verborgne Herrlichkeit des evangelischen Predigtamts über Ap. Gesch. 26, 16. 3) Die großen Schuldforderungen Gottes an alle Menschen über Matth. 15, 23 = 35. 4) Daß es vernünftig sey, in der christlichen Religion zu glauben, ohne zu sehen über Luc. 16, 19 = 31. 5) Der Beruf der Christen zur Verkündigung des Todes Jesu über 1 Cor. 11, 28. 6) Die wunderbare Herrschaft in dem Reiche der Natur, über Matth. 6, 24 = 34. Der Herr Feldprediger entschuldiget in der Vorrede die Länge seiner Reden, nach welcher sie schwerlich so können seyn gehalten worden, als man sie hier lieset. Wir wollten wünschen, daß er sich wie Martial hätte ent=

[1] [87. Stück. Donnerstag, den 22. Jul.]

schuldigen können: dasjenige ist nicht zu lang, was nicht kürzer seyn kann. Dem ohngeachtet glauben wir, daß bey einer Menge Leser diese Reden in der That erbaulich seyn werden. Sie kosten in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

Königsberg.[1] Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltnen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, der h. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der Königsbergischen Universität rc. Zweyter Theil, bey Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8t. 1 Alph. 9 Bogen. Dieser ganze zweyte Theil bestrebt sich die Weissagungen zu retten, welche in dem alten Testamente von Christo geschehen sind. Die vornehmsten Gegner, mit welchen der Herr Doctor zu thun hat, sind Schmidt, Collins und Parvish. Der erstere soll in seiner freyen Uebersetzung der fünf Bücher Mosis, die darinnen vorkommenden Weissagungen verfälscht haben. Der andre hat in seinen bekannten Schriften alle buchstäblichen Weissagungen geleugnet, und zu beweisen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung bloß auf einer verblümten Deutung derselben beruhe. Der letztere hat einem Indianer, den er in seiner Untersuchung der jüdischen und christlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weissagungen von Christo und seinem Reiche bestreiten. Der Herr Verfasser will überall zeigen, daß die Waffen dieser Feinde der Offenbarung nicht neu sind. Sie entlehnen dieselben, spricht er, theils von den Juden, theils pflügen sie mit Hugonis Grotii Kalbe. Dieses ist eben so richtig, als wenn man sagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doctors wären nicht neu, sondern er habe größtentheils mit Calovii Kalbe gepflügt. Wir glauben, es sey nichts widersprechendes, daß einer eben das sieht, was ein andrer gesehen hat, und hier ist überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürffe eines Collins neu, sondern ob sie wahr sind? Das Gegentheil von den letztern hat der Herr Doctor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewiesen; und es kann gleich viel seyn, ob er seine Beweise als der erste erfunden, oder als der zwölfte wiederholt hat. In der Streitsache über die Weissagungen des Alten Testaments auf Christum

[1] [88. Stück. Sonnabend, den 24. Jul.]

ist wenigstens so viel gewiß, daß man besser thut, wenn man die Anzahl derselben verringert, als wenn man sie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarschaft mit nicht wenigen andern, deren Falschheit nur allzu klar ist, ein verdächtiges Ansehen bekommen. Dieser zweyte Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Ulm.[1] Herrn Franz Salignac de la Motte Fenelon, Erzbischofs zu Cämmerich, Kunst glücklich zu regieren; mit nützlichen Lehren zur klugen Einrichtung und Verwaltung eines Staats. 1751. Auf Kosten Joh. Friedrich Gaums. In 8t. 8 Bogen. Diesen Aufsatz hat Fenelon zum Gebrauch des damaligen vermuthlichen französischen Thronfolgers, des Herzogs von Bourgogne, dessen Unterweisung ihm anvertrauet war, verfertigt. Er bestehet aus sieben und dreyßig Prüfungen, wovon jede einen Punkt abhandelt, welcher einen nothwendigen Einfluß auf das Wohl des Staats hat. In der ersten, zum Exempel, fragt er seinen Durchlauchtigen Schüler: Habt Ihr auch eine hinlängliche Erkenntniß von allen Wahrheiten der christlichen Lehre? In der zweyten: Seyd Ihr noch niemalen auf die Gedanken gerathen, daß die heilige Schrift nicht sowohl den Königen, als den Unterthanen zur Regel und Vorschrift ihrer Handlungen diene? In der dritten: Habt Ihr nicht unter Euren Rathgebern diejenigen besonders vorgezogen, welche am allerbesten sich Euern ehrgeitzigen, eiteln, hoffärtigen, wollüstigen und schädlichen Absichten zu fügen gewußt? Aus diesem wenigen wird man leicht schliessen, daß diese Schrift eher heissen sollte: Die Kunst untadelhaft zu regieren, als die Kunst glücklich zu regieren. Man darf die Geschichte nur oben hin durchlauffen haben, um von der Wahrheit überzeugt zu seyn, daß die besten Könige selten die glücklichsten, und die glücklichsten noch seltner die besten gewesen sind. So nahe Fenelon auch dem Ruder des Staats war, so wenig merkt man es doch aus seinen Vorschriften, welche nichts deutlicher zeigen, als daß von der eigentlichen Kunst zu regieren keine können gegeben werden. Alles, was Fenelon hier sagt, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verstande auch haben sagen können. Es sind lauter allgemeine Sätze, welche aus einem Prinzen zur Noth einen ehrlichen und vorsichtigen

[1] [90. Stück. Donnerstag, den 29. Jul.]

Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen können. Die deutsche Ueberſetzung iſt leidlich, nur verräth ſie hin und wieder ihren Geburtsort. Der Ueberſetzer nennet ſich in der Zueignungsſchrift T. E. Gerhardi. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

Altenburg.[1] Falſchheit der neuen Propheten. Erſtes und zweytes Stück. Bey Paul Richtern, 1751. in 8t. 16 Bogen. Dieſes iſt der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen leſen wird. In dem erſten Stücke handelt der Verfaſſer anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht ſich hierauf an die Muthmaſſungen, zu welchen die Whiſtoniſchen Lehrſätze von den Kometen ſeit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es iſt uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Klaſſe gekommen ſind. Auf dieſe folgen verſchiedne neue Ausleger der Offenbarung, und einige drohende Verkündiger des jüngſten Tages. Bald waren es die Pluderhoſen, bald die bloſſen Brüſte, bald die Freymäurer, welche ſichre Zeichen ſeiner Annäherung ſeyn ſollten. Von dieſen ſchwermüthigen Träumen kömmt der Verfaſſer auf die Cabbala, auf die Coffeeſchale, auf den europäiſchen Staatswahrſager. In dem zweyten Stücke werden die prophetiſchen Denkſprüche von der Folge der römiſchen Päbſte, die man gemeiniglich dem armaghaniſchen Erzbiſchoffe Malachia zueignet, die Prophezeyungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläuftig unterſucht. Wir wünſchen in den folgenden Stücken gleich gründliche Unterſuchungen zum Exempel der Vorherverkündigungen des Noſtradamus, des Merlins und beſonders des Grebners, welcher zu ſeiner Zeit viel Aufſehens in England machte, zu ſehen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Conſtantinopel.[2] Unter dieſem Orte ſieht man ſeit kurzen *Le Cousin de Mahomet*, in zwey Theilen in 12. wovon der erſte 204 Seiten und der zweyte 247 Seiten ſtark iſt. Der Tittel kündigt einen Roman an, auch ohne unſer Erinnern. Er enthält die Abentheuer eines Franzoſen, welcher ſehr jung aus ſeinem Vaterlande nach Conſtantinopel

[1] [92. Stück. Dienſtag, den 3. Aug.]
[2] [93. Stück. Donnerſtag, den 5. Aug.]

floh, aus Unerfahrenheit Sklave ward, und in seiner Sklaverey gemeiniglich seinen Frauen redlicher als seinen Herren diente. Sein gutes Glück verhalf ihm zu manchen tausend Schlägen, unter welchen jeder andrer, als ein Romanenheld, würde haben erliegen müssen. Doch was sind diese und alle die Lebensgefahren, in welchen er gewesen ist, gegen die Ehre in die Schwägerschaft des Mahomets gekommen zu seyn? Aus dieser muß man den Tittel erklären. Ohne zu untersuchen, ob die Tugend dieses Werk, ohne zu erröthen, lesen könne, müssen wir gestehen, daß der Verfasser eine besondre Geschicklichkeit besitzt von allen Sachen die lächerliche Seite zu entdecken, und seinen Gedanken durch einen kurzen und sinnreichen Ausdruck den gehörigen Schwung zu geben. Die beygefügten Noten können diesen Roman sogar einigermassen nützlich machen, weil man darinne häuffige Erklärungen verschiedner türkischen Gebräuche findet, welche allerdings aus eigner Erfahrung aufgesetzt zu seyn scheinen. Der Franzose leichtet überall hervor, und wer weiß ob alle von seiner Nation, welche jemals in türkscher Gefangenschaft gewesen sind, so viel Gunstbezeugungen von mahometanischen Schönen erhalten haben, als er auf seine eigne Rechnung schreibet. Wenn ein frommer Muselmann ihn lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müssen: welche Gotteslästerungen! Und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergötzen werden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Copenhagen.[1] George Hermanns, der Arzneygelahrtheit Doctors und der Anatomie Prosectors bey der königl. Academie zu Copenhagen, Physiologie, erster Theil, welcher eine deutliche Beschreibung der vornehmsten Wirkungen und Verrichtungen, so zu dem Leben eines Menschen erfordert werden, in sich enthält. Mit Kupfern. Bey Friedrich Chr. Pelt. 1751. in 8t. 1 Alph. 17 Bogen und 5 Kupfertaf. Es kam dem Herrn Verfasser vor, als ob in der deutschen Sprache noch keine vollständige Physiologie vorhanden sey. Er glaubte bemerkt zu haben, daß die meisten sich entweder nur mit den anatomischen Beschreibungen der Theile unsers Körpers beschäftigen, ohne den Nutzen derselben gehörig abzuhandeln, oder nur die Verrichtungen der Theile

[1] [94. Stück. Sonnabend, den 7. Aug.]

durchgehen, ohne den Bau derselben hinlänglich zu erklären. Beydes sind Abwege. Auf dem einen wird der Arzt ein anatomischer Grillenfänger; auf dem andern ein elender Empyricus. Beydes zu vermeiden, hat sich der Hr. D. H. bestrebt, und deswegen den Nutzen der Theile des menschlichen Körpers so vollständig zu erklären gesucht, als es zu unsrer Zeit, da die Zergliederungskunst der Vollkommenheit sehr nahe zu seyn scheint, nur immer geschehen kann. Die Ordnung, die er dabey beobachtet, gründet sich auf die verschiednen Verrichtungen des Körpers, welche er in die vitalische, in die animalische, in die natürliche und in diejenigen Verrichtungen vertheilet, welche zur Fortpflanzung nöthig sind. Die erstern, welche zum Leben eines Menschen unumgänglich erfordert werden, und aus welchen die übrigen entspringen, als der Umlauf des Geblüts, die Bewegung des Herzens, die Absonderung der Feuchtigkeiten, das Athemholen, werden in diesem Theile abgehandelt, und so, daß man wenigstens die deutliche Gründlichkeit nicht vermissen wird, gesetzt man vermißte auch das Neue. Die übrigen drey Arten der Verrichtungen werden jede einen besondern Theil bekommen. In dem zweyten wird die Beschreibung des Gehirns, des Rückenmarks, und der Nerven den Anfang machen, worauf die äussern Sinne sowohl, als die innern erklärt werden sollen. Der dritte wird die Ernährung, und die dazu nöthigen Verrichtungen, die Zerkauung, die Vermischung mit dem Speichel ꝛc. abhandeln. Der vierte wird dasjenige in sich enthalten, was bey der Empfängniß, Ernährung und Geburt eines Menschen zu bemerken ist. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Leipzig.[1] Reise durch einige Schwedische Provinzen von Carl Härlemann, Freyherrn, Königl. Schwedischen Ober-Hof-Intendanten, Ritter des Nordsterns, wie auch Ceremonienmeister aller Königl. Orden. Bey Gottf. Kiesewetter, Buchh. in Stockholm. 1751. in 8t. 9 Bogen, nebst 2 Kupfertafeln. Diese Reise gehet von Stockholm durch die Provinzen Südermannland, Ostgothland, Smaland, Bleckingen, Schonen und Halland zu der Trollhätte. So heissen die bekannten Wasserfälle, wodurch das Wasser des großen Weenersees sich hinunter stürzet, und,

[1] [95. Stück. Dienstag, den 10. Aug.]

nachdem es bey den Städten Bahus und Gothenburg vorbey gelauffen, ins Meer fällt. Man ist schon seit länger als zwey hundert Jahren auf die Schiffbarmachung dieser Trollhätte bedacht gewesen, weil man eingesehen hat, wie viel es zum Aufkommen des Reichs, und zu dessen Befreyung von dem Joche des fremden Handels beytragen würde, wenn man die Waaren aus der Nordsee durch die Trollhätte in den Weener und andere Seen hinaufbringen, und sie also in dem ganzen Lande vertheilen könnte. Besonders hat Carl der XIIte durch Hülfe des Commercienraths Pohlheims an diesem großen Werke gearbeitet, dessen Ausführung gewiß unter die vorzüglichsten seiner unsterblichen Thaten würde zu setzen gewesen seyn, wenn es sein unvermutheter Tod nicht gehemmet hätte. Unterdessen lebte doch der Meister noch, dessen Leben das Schicksal auf ein ungewöhnlich hohes Alter nur deswegen zu verlängern schien, damit dieses dreiste Unternehmen endlich einmal zu Stande käme. Er ward also vor einigen Jahren wieder aufgesucht, und der Sekretair der Akademie der Wissenschaften, Herr Elvius erhielt nebst dem Freyherrn Härlemann Befehl, die gehörigen Untersuchungen und Abmeßungen anzustellen. Dieses geschah; worauf sie durch die Provinzen Westgothland, Nericia und Westermannland wieder nach Stockholm zurück kamen. Gegenwärtige kleine Beschreibung dieser Reise kann ein Muster abgeben, mit was für Augen man sein Vaterland durchreisen müße. Ein Patriot dem weder Einsicht noch Eyfer fehlen, findet überall Gelegenheiten, gemeinnützige Anmerkungen zu machen, und da er nicht gelernt hat unter dem Gewinste oder Verluste der Krone, des Reichs und der Unterthanen einen Unterschied zu machen, so werden seine Vorschläge zur Aufnahme des Landes eben so unfehlbar seyn, als es die eigennützigen Vorschläge der Plusmacher zum Untergange desselben sind.[1] Man lese diese wenigen Bogen, davon überzeugt zu werden, wo man auf allen Seiten die untrüglichsten Mittel finden wird, wie ein Reich, nach Beschaffenheit seiner Lage, und seiner natürlichen Vorzüge, reicher und glücklicher zu machen sey. Ueberall wird man Beobachtungen untermischt finden, welche die Oekonomie, die Naturgeschichte, die Sitten, die wahre Lage des Landes erläutern und bestimmen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[1] sind [fehlt 1751]

Hamburg.[1] Horaz. Bey Johann Carl Bohn. 1751. in groß 4t. auf 2 Bogen. Dieses Gedichte beschreibt die Anmuth des Landlebens, und den Horaz als den würdigsten Geniesser desselben. Deutschland kennt ihn ungenannt, ihn

cui liquidam pater
Vocem cum cithara dedit - - -
Qui persaepe cava testudine flevit amorem,
- - elaboratum ad pedem.

Nach dem Beyspiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten, und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior belebt. Dieses, und die meisten seiner moralischen Gedichte, sind solche, welche sein Muster sermoni propiora nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke quos reddidit junctura novos verrathen überall den Dichter, welcher sich zwinget, anstatt seines ganzen Feuers, nur Funken sehen zu lassen. Wir wollen nichts mehr davon sagen, und uns begnügen folgende vortrefliche Stelle herzusetzen.

Arell, der Filz, des Wuchers blasser Knecht
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sclav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.
Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Democrit, vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.
Nasidien, der Comus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt sich Stundenlang zu mästen.
Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reitz zu fühlen?
Nein: ungestört, und vortheilhaft zu spielen.
Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,

[1] [96. Stück. Donnerstag, den 12. Aug.]

Guckt in sein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Stuttgard.[1] Oden, Lieder und Erzehlungen. Verlegts Johann Christoph Erhard. 1751. in 8t. 11 Bogen. Die in dieser Sammlung befindlichen Poesien sind theils ohne, theils mit Reimen. Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Freyheit. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verlieret sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerffen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke, sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beyde groß und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung noch die abgeschaften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben, sind. In welche Klasse der Verfasser der angeführten Oden, Lieder und Erzehlungen gehöre, mag man aus diesen kleinen Proben errathen.

An die Unzufriedne.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut stünde,

[1] [98. Stück. Dienstag, den 17. Aug.]

Doch die Mutter sprach zum Kinde:
Bist du nicht bald groß und rund,
Bald auch klein und rauch von Ecken,
Welches Kleid wird dich gut decken?

* * *

Das Herz des Menschen ist bald groß, bald klein,
Und nie wird es beständig seyn.
Gott kann ihn durch kein Schicksal kleiden lassen.
Nie wird sein Zustand auf ihn passen.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lerm der Gläser
Dacht ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Aktenlesen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe;
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich vom Wein und Liebe
Der Gedanke störte;
Sagt ich zum Gedanken:
Nein; du sollest sterben.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

Heilbronn.[1] George Bernhardt Schwarzens, von Beutelspach aus dem Herzogthum Würtemberg, Hochfürstl. Herrenkieffers zu Münster bey Canstadt, Reise in Ostindien, worinne mancherley Merkwürdigkeiten, besonders aber die anno 1740 in seiner Anwesenheit zu Batavia vorgefallene Rebellion der Chinesen, und derselben dar=

---

[1] [99. Stück. Donnerstag, den 19. Aug.]

auf erfolgte grosse Massacre umständlich und aufrichtig beschrieben worden. Bey Franz Joseph Eckebrecht. 1751. in Octav. 8½ Bogen. Der Verfasser hat seine Reisebeschreibung für seines gleichen aufgesetzt, das ist für solche Leute, welche eben so unwissend sich an die Lesung derselben machen wollen, als er sich auf die Reise selbst gemacht hat. Er hat sich die Aufsätze eines Barchewitz, Paradies, Langhans, Kühns und anderer Handwerksleute zum Muster genommen; denn es ist eine Thorheit sich nicht gleich das vortreflichste in jeder Art zur Nachahmung vorzustellen. Es wäre ein Wunder, wenn ein Kieffer, welcher aus Verzweiflung als Soldate nach Ostindien geht, und in Ostindien entweder Kriegsdienste thun oder auf seiner Profeßion arbeiten muß, etwas besonders sollte gesehen oder angemerkt haben. Die Leser werden sich also mit einigen Kleinigkeiten begnügen müssen, welche vielleicht vollständiger erzählt zu werden verdient hätten. Die Beschreibung der auf dem Tittel gemeldten Rebellion befindet sich ganz am Ende. „Im Jahre 1739 den 11. October," fängt er an, „schwommen alle „Fische in der Stadt oben auf dem Wasser, und kehrten den Bauch in „die Höhe, also, daß sie in dem Wasser, als wie auf dem Lande auf„zulesen gewesen, worüber alle Menschen, die es sahen, über alle massen „sich verwunderten, also daß jedermann prognosticirte, es müste dieses „was besonders zu bedeuten haben, welches in der That sich also be„fande; indem das folgende Jahr darauf das gerechte Gerichte Gottes „an eben dem 11. October an den Chinesern endlich ausgebrochen rc." Vortreflich Herr Kieffer! Die elende Schreibart wird man wohl übersehen müssen, da der Verfasser so großmüthig gewesen ist, einem jeden, welcher nach Batavia reisen will, die hundert Thaler zu schenken, die er daselbst an ausstehenden Schulden hat müssen zurücklassen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

Hildburgshausen.[1] Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben, worinne sowohl die Anmuthigkeiten des einen, als auch die Mühseligkeiten des andern auf das artigste abgebildet werden; vormals beschrieben in spanischer Sprache von Antonio de Guevara, Bischoffe zu Mondognedo, Rath, Beichtvater und Historiographo

[1] [100. Stück. Sonnabend, den 21. Aug.]

Kayser Carls des V. jetzo aber seiner schönen Moralien halber von neuem ins Teutsche übersetzt. Verlegts Joh. Gottf. Hanisch 1751. in 8t. 11 Bogen. Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des stürmenden Meeres beschreiben, ist vielleicht kaum einer, welcher sie aus eigner Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders. Aus dem innersten seiner Studierstube zieht oft ein Mann wider ihn los, der, ungeschickt sich an demselben zu zeigen, ihn nur mit fremden Augen sieht, und die Menschen nur aus Büchern kennt, worinne sie fast allezeit abscheulicher geschildert werden, als sie sind. Dieser Vorwurf ist dem Antonio von Guevara zwar nicht zu machen. Er war über 18 Jahr an dem Hofe Carls des Vten, wo er ansehnlichen Bedienungen vorstand, und lernte auf seinen Reisen andre Höfe, sowohl als den seinigen, kennen. Allein Guevara war ein Geistlicher, und diese Art Leute hat Vergrößrungsgläser welche auf dem schönsten Gesichte unmerkliche Poros zu den abscheulichsten Löchern machen. Die Kunst zu declamiren war ihm eigen. Und welchem Spanier ist sie es nicht? Eine Kunst welche durch sinnreiche Gedanken, durch den Schwung den sie ihnen zu geben weiß, durch übertriebne Anwendungen kleiner Geschichten, den Verstand oft so blendet, daß er überzeugt zu seyn glaubet. Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen; Geschöpfe, bey welchen das Gute und Böse einander die Wage hält. Schwachheiten und Laster zu fliehen, muß man nicht den Hof sondern das Leben verlassen. Beyde sind an dem Hofe, wegen des allgemeinen Einflusses, den sie auf andre Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht grösser. Von der Uebersetzung dieses kleinen Werks können wir nichts sagen, als daß es uns scheint es sey dem Guevara darinne gegangen, wie es ihm in den Uebersetzungen seiner Epistolas familiares; seines libro aureo de Marco Aurelio, Emperador etc. ergangen ist. Und wie elend diese sind, weiß man. Unterdessen wird man sie vermuthlich wegen der eingestreuten Gelehrsamkeit, womit der Spanier nicht weniger zu prahlen gewohnt ist, als der Deutsche, nicht ohne Vergnügen lesen. Sie kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Breßlau.[2] Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste,

[2] [102. Stück. Donnerstag, den 26. Aug.]

des Finanz= und Cameralwesens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern. Bey Johann Jacob Korn. 1751. in 4t. 6 Bogen. Dieses ist der Entwurf eines Werks, welches viel zu nützlich war, als daß es Deutschland hätte länger entbehren können. Es wird verschiedne Theile begreiffen, welche die Geschichte der Handlung nach den Abschnitten der alten, mittlern und neuern Zeiten abhandeln sollen. Der erste Theil, welcher bereits fertig ist, und auf die nächste Michaelismesse in eben dem Formate und Drucke, als gegenwärtiger Versuch ist, ausgegeben werden soll, enthält die alten Zeiten. Der Verfasser hat jedem alten Volke, das man unter die handelnden Nationen rechnen kann, ein ganzes Kapitel gewidmet, und mit den Aegyptiern darum den Anfang gemacht, weil sie die Erfinder der meisten Künste sind, und ihr Land, eine lange Zeit hindurch, der allgemeine Stapel der morgenländischen und abendländischen Handlung gewesen ist. Jedes Kapitel hat er wiederum in verschiedene §§. eingetheilet, und darinnen, nach den Umständen und der Beschaffenheit des Landes oder der Nation besonders abgehandelt: den Ursprung des Volks; die Lage des Landes; dessen natürliche Beschaffenheit; die Landesgewächse oder Materialien, die es in die Handlung gegeben: die verarbeiteten Waaren der Manufacturen; die Handlung; die Schiffahrt; die auswärtigen Pflanzstädte; das Finanzwesen, die Handlungsgesetze, Verordnungen und Commercientractaten; die Münzen, Maasse und Gewichte; den Charakter und die Neigung des Volks zur Handlung, zur Schiffahrt und zu den Künsten und Manufacturen. Aus diesem Plane wird man sogleich sehen, daß derjenige, welcher ihn würdig ausführen will, weder ein bloßer Gelehrter noch ein bloßer Kaufmann, sondern eine Zusammensetzung von beyden seyn muß. Ausser einer hinlänglichen Kenntniß in der Erdbeschreibung, in der Historie, in den Sprachen und andern Wissenschaften, wird nothwendig eine genaue Kenntniß der Handlung selbst dazu erfordert. Da der Verfasser des gegenwärtigen Versuchs diese Geschicklichkeiten vorzüglich besitzt, so hat man Grund der völligen Ausarbeitung mit Vergnügen entgegen zu sehen, und unserm Vaterlande den Nutzen daraus zu versprechen, welchen Frankreich aus den Schriften eines Savary und Riccard, England aus den Werken eines Wheeler, eines Davenans, eines Child, so unvollständig sie in gewissen Stücken auch sind, schöpfet. Den Beschluß dieser Geschichte der Handlung wird ein vollständiges System der Handlung und des

Cameralwesens, welches sich überall auf die Geschichte gründen soll, machen. Diese Arbeit wird um so viel gemeinnütziger seyn, da man zur Zeit von dieser Wissenschaft nur eine Menge einzler und allgemeiner Maximen, die weder in der Erfahrung gegründet sind, noch sich allezeit in der Anwendung gebrauchen lassen, aufzuweisen hat. Dieser Versuch kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

Hannover.[1] *Dieu meriteroit-il bien qu'un homme eut pour lui des egards et du respect et qu'il lui en offrit un hommage public? Traduit de l'Allemand par une Westphalienne. à Hannovre aux depens de Jean Christ. Richter. 1751.* in 8t. $12^1/_2$ Bogen. Die Urschrift dieses Werks ist bekannt. Sie hat sich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl solcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrsamkeit, die Pflichten der Religion den Herzen mehr einzuflössen, als dem Verstande aufzudringen suchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewehlt, worinne uns die Alten so viel Meisterstücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlassen zu haben schienen; den dialogischen. Alle Schönheiten desselben, die Sprache der Gesellschaft, die Verschiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwischenfälle, die angenehme Unordnung, welche eben so weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist, die Uebergänge, wovon man das Muster in der Natur der täglichen Unterredungen findet, sind glücklich erreicht worden. Die wesentlichern Schönheiten des Innhalts werden Lesern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menschen ist alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht, und die Kunst das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, ist zu schwer, als daß sie jeder Gottesgelehrte haben sollte. Daher kommt es, daß man gegen ein Werk, von der Art wie das gegenwärtige ist, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophisterey treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabethen abgehandelt. Vortrefliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diesen aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge

[1] [103. Stück. Sonnabend, den 28. Aug.]

zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwohl ein Buch von dieser Gattung allgemeiner zu machen gesucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gotteslästerungen gewidmet zu seyn scheinet. Es hat die Uebersetzung für hundert Streitschriften verdient, welche zu nichts dienen als den Haß zwischen den verschiednen Sekten zu erhalten. Westphalen hat einen guten französischen Dichter, es hätte also ganz leicht auch eine gute französische Uebersetzerin haben können. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Lettres iroquoises,[1] *en II Tomes. à Irocopolis chez les venerables 1752.* in 8t. Jeder Theil 10½ Bogen. An einem Wilden aus Canada hat es noch gefehlt, den man seine seltsamen Gedanken über die Sitten der Europäer, und über ihre Religionen der Welt sagen läßt. Man weiß schon, von welchem Schlage die Briefe sind, die man nach gewissen Nationen taufet. Unsern Lesern den richtigsten Begrif von den gegenwärtigen zu machen, wird es genug seyn, den ersten den besten Brief daraus zu übersetzen.

Fünfter Brief.

Du meldest mir, daß du meinem ehrwürdigen Vater die letzte Pflicht erwiesen. Ich freue mich über seinen glücklichen Tod. Die hiesigen Kinder seufzen und schreyen bey dem Sterben ihrer Aeltern. Welche Narrheit, liebster Alha, sich zu betrüben, daß man ein Mensch ist, und daß man seinen Lauf beschlossen. Ich weiß nicht, was sie wollen, ob sie ewig zu leben verlangen, oder ob sie wider den großen Geist murren. Alle, aus diesen Völkern werden von Furcht und Hoffnung herumgetrieben, ohne zu wissen, was sie fürchten, und was sie hoffen. Hat der große Geist nicht für alles gesorgt, als er uns auf die Welt setzte? Kann jemand unter seiner Herrschaft zu beklagen seyn? Giebt es unglückselige? Mein Vater ist tod, und ich sollte mich betrüben, ihn in den Händen des Vaters der Natur zu sehen. Nein, liebster Alha! du tröstest mich genug, indem du mir berichtest, daß ihn weder die wilden Thiere, noch die Feinde gefressen haben! daß mein Weib und meine

[1] [104. Stück. Dienstag, den 31. Aug.]

Kinder, daß du, der Liebste von meinen Freunden, ihm euer Herz zu seinem Grabe geschenkt habt! Ein heiliger Gebrauch, der von unsern Vätern auf uns kam; von dem man hier nichts weiß. Verfinstere dich Sonne, bey diesem widernatürlichen Anblicke! Die Kinder werffen diejenigen, welche sie an das Licht gebracht, verächtlich in Gruben, welche die Unempfindlichkeit und Grausamkeit gräbt. Sie überlassen den Würmern diejenigen, welche der Quell aller ihrer Güter sind. Ach, liebster Alha, nur uns ward es gegeben, unsre Aeltern rechtschaffen zu lieben. Ihr edles Blut fliesset in unsern Adern, und wird unsterblich, weil es sich von Geschlecht zu Geschlecht erhält. Nie haben Iroquoiser die Erde gedüngt. Nie hat das Vieh über ihren Körpern das Gras abgeweidet. Die vorhergehenden Geschlechter werden in unsern Wildnissen nicht, wie in diesen Gegenden, verabscheuet. Je weiter sich unsre Kinder von uns entfernen, je mehr finden sie sich mit einer Menge edler Vorfahren vermischt. Glaubst du wohl, liebster Alha, daß uns die Europäer aus unsrer kindlichen Liebe ein Verbrechen machen? Ja, mit Erstaunen sag ich es. So verderbt ist unsre Vernunft. Die unsinnigen Lehren über die schrecklichen Geheimnisse unsrer Gastmale, wobey Hochachtung und Liebe unsre Hände bewaffnet. Wann sie die geheime und göttliche Kraft wüßten, welche uns daselbst mitgetheilet wird; wann sie wüßten, wie brünstig wir den großen Geist nach diesen heiligen Gastmalen, wo uns die Tugend eingefleischet wird, liebten; wann sie wüßten, welchen Eifer uns diese geheiligten Speisen für unser Vaterland und für unsre Kinder einflößeten, welche wir als das Heiligthum ansehen, wohin uns der Tod einmal setzen wird, wieder von neuem zu leben, die Seele ihrer Seelen zu seyn, und in ihrer zarten Brust den Eindruck von uns, und das ewige Andenken unsrer Reden und Thaten zu laßen! Himmel, wie viel besser würden die Europäer seyn, wenn sie uns nachahmten. Ich las vor einigen Tagen, liebster Alha, unter Anweisung eines meiner Lehrmeister, daß die meisten großen Männer, ihrer unwürdige Kinder gehabt hätten. Woher glaubst du, daß dieses komme? Woher sonst, als weil sie ihre Aeltern nicht essen? Die Könige in diesen Landen sollten befehlen, daß alle große Leute von ihren Kindern gegessen würden, damit eben so vortrefliche Geschlechter, wie unter uns sind, entstünden. Doch wozu dienen diese Betrachtungen, liebster Alha? Sie wandeln den Weg der Finsterniß und Schande. Wodurch sagen sie, daß sie Jesus göttlich mache? Dadurch,

daß er sich ihnen zu essen giebt. Jesus hat ihnen also eben die Lehren gegeben, die uns unsere Uhrältern hinterlassen haben. Ich sehe hier nichts als Kinder, die ihre Väter nicht gegessen haben, am Hofe und in allen Ständen. Wann es wahr ist, was mir die Franzosen sagen: so haben sie vortrefliche Männer gehabt. So viel weiß ich, daß ihnen ihre Nachkommen nicht gleichen.

Diese Briefe kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Berlin.[1] D. Samuel Schaarschmidts, ehemaligen Profeßors der Physiologie und Pathologie bey dem Königl. Preußischen *Collegio medico-chirurgico etc.* Physiologie, das ist, Betrachtung der Veränderung des menschlichen Körpers in dem gesunden Zustande, mit Zusätzen vermehret von Ernst Anton Nicolai, Dokt. der Arzneygelahrheit und Prof. zu Halle. Zwey Theile in 8t. Der I. Theil 2 Alphab. 12 Bog. Der II. Theil 1 Alphab. 13 Bogen. Der Ruhm des seel. Hrn. Profeßor Schaarschmidts ist durch den Tod auf eine entscheidende Art auf einen gewissen Punkt gesetzt worden, über welchen er so wenig erhöhet als erniedriget werden kann. Ein übertriebnes Lob wird ihn nicht vergrößern, und ein ungegründeter Tadel ihn nicht vermindern. Die gründliche Deutlichkeit, welche in seinen Schriften herrschet, hat ihnen bey allen, welche sich unter uns der Arzneygelahrheit befleißigen, einen Werth beygelegt, welchen das gegenwärtige Werk nicht weniger behaupten wird. Es ist zwar aus einer hinterlaßnen Handschrift entstanden, und man weiß wie kützlich es ist, dergleichen öffentlich bekannt zu machen, ohne daß der Name des Verfassers darunter leide, welcher selten die letzte Hand daran hat legen können. Alles kömmt in diesem Falle auf einen guten Geburtshelffer an; ein Lob, welches wir wenigstens dem Hrn. D. Nicolai nicht absprechen können. Er hat geordnet, ergänzt, erläutert und uns ein Ganzes geliefert, welches eben so brauchbar als werth ist, unter den Schaarschmidtschen Werken einen vorzüglichen Ort einzunehmen. Der Einfall, den der Hr. Herausgeber Anfangs gehabt, seine Anmerkungen oder Zusätze von der Arbeit des eigentlichen Verfassers im Drucke unterscheiden zu lassen, ist nicht uneben. Schade, daß er nicht ist aus-

[1] [106. Stück. Sonnabend, den 4. Sept.]

geführt worden. Da Hr. Nicolai gesteht, daß Herr Schaarschmidt oft was geschrieben, was er nicht würde geschrieben haben, so könnte es vielleicht seyn, daß Hr. Nicolai was hinzu gesetzt hätte, was Hr. Schaarschmidt nicht würde hinzugesetzt haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 12 Gr.

Altona.[1] Die lateinischen Zeitungen, welche seit dem Monate April dieses Jahres, alle Montage auf einem halben Bogen unter dem Tittel: Commentariorum Altonanorum de rebus in orbe terrarum recenter gestis erscheinen, verdienen allen Beyfall und alle mögliche Aufmunterung der Käuffer. Die Wahl der Neuigkeiten, die man darinne beobachtet, ist bedächtig, und die Schreibart sehr schön. Sie können in den Händen der Jugend nicht geringen Nutzen stiften, die noch in sehr wenig Schulen angeführt wird, die Begebenheiten unsrer Zeiten römisch einzukleiden. Wir sagen in den Händen der Jugend, und können eben so füglich in den Händen der Lehrer sagen, welche gröstentheils das Geheimniß besitzen in den auserlesensten lateinischen Worten deutsch zu schreiben.

Breßlau.[1] Kristian Benjamin Schuberts, aus Breßlau, Lehrgedichte. Verlegts D. Pietsch. 1751. in 8t. 5 Bogen. Der Verfasser sagt in der Vorrede, er habe es versuchen wollen, dem Wahrheitsliebenden Leser mit Lehrgedichten aufzuwarten, deren Ausarbeitung bis anher nicht so gewöhnlich als die Verfertigung anderer Stücke gewesen sey. Unsers Wissens hat sich die Epoche des gereinigten Geschmacks unter den Deutschen mit vortreflichen Lehrgedichten angefangen. Es ist also zu betauren, daß Herr Schubert diejenigen, welche seine Muster hätten seyn sollen, so wenig kennt. Mit dem Lehren fährt er so ziemlich; man wird lauter vortrefliche Wahrheiten darinne antreffen, die man längst gewußt hat. Mit dem Dichten ist es ihm desto schlechter gelungen. Doch hat er auf die Wahrheitsliebenden Leser gesehen: und diese hätten ihm das Dichten vielleicht übel genommen. Uebrigens schreibt er in abgezählten Füssen, und hat sogar die glückliche Verwegenheit, die offenbar von dem feinsten Geschmacke zeigt, den Reim dann und wann wegzulassen, und dafür lateinische Harmonien zu versuchen. Wir wollen zur Probe das ganze Lehrgedichte von Himmel und Hölle

[1] [107. Stück. Dienstag, den 7. Sept.]

hersetzen. Es wundert uns, daß man von einer so unfruchtbaren Materie noch so viel hat sagen können.

Der Himmel und die Hölle.

Der Himmel ist der Ort der großen Seligkeit,
Da Gottes Ueberfluß die Gläubigen erfreut.
Die Hölle nennet man den Ort, wo Seelen zagen,
Die sich von Gott entfernt, den Aufenthalt der Plagen.
Wo mag der Himmel seyn? da wo die Gottheit wohnt,
Und dem, der sie verehrt, mit reichen Gütern lohnt.
Wo mag die Hölle seyn? da wo der Fürst regieret,
Der Fürst der Finsterniß, der einst die Welt verführet.
Da wo ein frommer lebt, des höchsten Willen thut,
Da ist der Himmel schon, der ist ein froher Muth.
Der Himmel ist in ihm, der Zustand der beglücket,
Bey dem er jeden Tag Gott mehr entgegen rücket.
Ein Sünder fühlt in sich der Höllen schwere Pein,
Das Laster, das er thut, wird ihm sein Henker seyn.
So haben Fromme schon den Himmel auf der Erden
Und Lasterhaften muß sie schon zur Hölle werden.

Kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Berlin.[1] *Le Bramine inspiré, traduit de l'anglais, par Mr. Lescallier. Chez Etienne de Bourdeaux. 1751.* in 8t. 7 Bogen. Es kam vor einiger Zeit in England eine moralische Schrift unter dem Tittel heraus: The oeconomy of human Life, die Oekonomie des menschlichen Lebens. Ihre besondre Einkleidung, noch mehr die Vermuthung, daß Mylord Chesterfield der Verfasser davon sey, machten ihr einen Namen, der sich auf einen allgemeinen Beyfall zu gründen schien. Mehr als eine Auflage wurde verkauft, man machte Fortsetzungen und Ergänzungsstücke, und in Holland besorgte Herr Douesye eine französische Uebersetzung. Kaum aber erfuhr man daß der wahre Verfasser der Buchhändler in London, Herr Dodsley wäre, so fing das Publicum an, mit andern Augen zu sehen, und man wagte es, dasjenige öffentlich zu sagen, was Verständige bisher nur einander in die Ohren gesagt hatten;

[1] [111. Stück. Donnerstag, den 16. Sept.]

daß nemlich diese Oekonomie eine sehr mittelmäßige Hirngeburt sey. Da es jetzo die Mode unter den witzigen Köpfen Frankreichs ist, alles für vortreflich zu halten, was sich von einem Engländer herschreibt, so ist es kein Wunder, daß man dem ohngeachtet eine zweyte Uebersetzung unter der Aufschrift des begeisterten Braminen davon sieht. Unsern Lesern zu zeigen, daß sie in der That nichts besonders in dem Werke selbst zu suchen haben, wollen wir ein Stück aus dem zweyten Abschnitte, der Vater, mittheilen. Alles übrige ist wie diese Probe. Du bist Vater; dein Kind ist ein Schatz, den dir der Himmel anvertrauet hat; dir kommt es zu, Sorge dafür zu tragen. Von seiner guten oder übeln Erziehung wird das Glück oder Unglück seiner Tage abhangen. Bereite ihn bey guter Zeit die Eindrücke der Wahrheit anzunehmen. Erforsche seine Neigung; vernichte alle übeln Fertigkeiten, welche mit ihm wachsen würden, und, so lange er noch biegsam ist, bemühe dich, ihn gegen das Gute biegsam zu machen. So wird er sich wie eine Ceder erheben, höher als alle andre Bäume des Waldes. Reißt ihn das Laster mit sich fort, so wird er eine schändliche Last der Gesellschaft und deine Beschimpfung seyn; ist er tugendhaft, so wird er dem Vaterlande nützlich und die Ehre deiner alten Tage seyn. Baue, als ein fleißiger Bearbeiter, dieses dir zugehörende Feld, die Erndte davon wird deine seyn. Er lerne gehorchen; der Gehorsam ist ein Glück; er sey bescheiden, und man wird sich scheuen ihn roth zu machen ꝛc. ꝛc. Was findet man hier neues? Sind es nicht die allerbekanntesten Sittensprüche, die der Verfasser in einem orientalischen Styl einzukleiden die mäßige Geschicklichkeit besessen hat. Den Jesus Sirach loben die witzigen Köpfe nicht, weil er zu allem Unglück der Bibel beygefügt ist; aber eine seichte Nachahmung loben sie, weil sie ein Engländer gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Frankfurt und Leipzig.[1] Der dänische Avanturier, oder des Herrn von R. eines gebornen Dänen und Ver-

[1] [112. Stück. Sonnabend, den 18. Sept.]

wandten des berühmten Engelländers Robinson Crusoe, wunderbare Begebenheiten und Reisen nach Frankreich, Ost- und Westindien und in die Südsee, gröstentheils von ihm selbst in Dänischer Sprache beschrieben, nach seinem Tode aber ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Oluf Friedrich Jakob Jakobsen. Erster Theil. 1751. 1 Alph. 12 Bogen. Der Herausgeber will das dänische Manuscript dieser Geschichte 1749 in Jütland von einem Manne erhalten haben, welcher an dieser Geschichte selbst großen Antheil hat. Er mußte es ihm versprechen, sie, doch erst nach seinem Tode, herauszugeben. Dieser erfolgte kurz darauf und er fängt an sein gegebenes Wort zu erfüllen. Er giebt sich für einen gebohrnen Dänen aus, weil er aber in Deutschland auferzogen seyn will, und daher seiner Muttersprache weniger gewachsen zu seyn glaubt, als der deutschen, so hat er das ihm anvertraute Werk lieber in einer Uebersetzung als in dem Originale herausgeben wollen. Ohne die Wahrheit dieser Umstände zu untersuchen, müssen wir gestehen, daß er für einen Ausländer ziemlich deutsch und für einen Deutschen ziemlich ausländisch schreibt. Die Geschichte die er mittheilt ist wunderbar genug, und er verspricht, daß sie in den künftigen Theilen noch wunderbarer werden wird. Ein Versprechen, das ohne Zweifel nicht wenige aufmuntern dürfte, sie zu lesen. Dieser erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Augspurg.[1] D. George Behrs, erwehlten kleinern Rathsherrn und würklichen Policeyrichters zu Straßburg, Hochfürstl. Hohenloischen Hofraths und Leibmedici, der kayserlichen Academie der schönen Wissenschaften Mitgliedes, und der Straßburgischen deutschen Gesellschaft Vorstehers *medicina consultatoria* oder Sammlung einiger schweren und seltnen Zufälle samt den von ihm darüber verfertigten Berathungen und eingeschickten Beantwortungen. Verlegts Klaffschenkels sel. Wittwe. 1751. in 4to. 17 Bogen. Der Verfasser hat dieses Werkchen als eine Probe zusammen getragen, in wie weit er seinem Nächsten die reine und unumstößliche Wahrheit, zur Erhaltung seiner Gesundheit vorgetragen habe.

[1] [114. Stück. Donnerstag, den 23. Sept.]

Es enthält 15 Fälle, worüber er seine Meynung sagt. Ob sie in der That schwer und selten sind oder ob Herr D. Behr unter diejenigen Aerzte gehöret, welchen alle Anmerkungen, die sie machen, neue Anmerkungen zu seyn scheinen, wollen wir Lesern zu entscheiden überlassen. So viel ist gewiß, daß seine Vorrede nach dem Marktschreyer schmeckt, welcher die Kunst aus dem Grunde versteht sein Lob, in tausend Versicherungen, daß er es verschweigen wolle, einzukleiden. Er nennt sich Vorsteher der deutschen Gesellschaft in Straßburg. Gott sey dieser armen Gesellschaft gnädig, wenn sie anders existirt! Er nennt sich ferner ein Mitglied der kayserlichen Akademie der schönen Wissenschaften. Er kann nichts anders darunter verstehn, als die Gesellschaft der Naturae Curiosorum, und wir müssen bekennen, daß es das erstemal ist, daß wir die Naturlehre unter die schönen Wissenschaften gerechnet finden. Die Tittel der abgehandelten Fälle sind folgende: 1) Von der wahrhaften und schon etwas fliessenden goldnen Ader. 2) Von einem lang anhaltenden Magenkrampf. 3) Von einer vermeinten Schwangerschaft. 4) Von sicher anzustellender Salivationscur. 5) Von einem besondern Mutter- und Lungenzustande. 6) Von einem krampfartigen Augenübel. 7) Von einem eingewurzelten Rotz und Stockschnuppen. 8) Von einem langdaurenden Leberfluß. 9) Von dem nutzbaren Gebrauche des Dünsteiner Sauerbrunnens. 10) Von einer hypocondrischen und krampfartigen Engbrüstigkeit. 11) Von einer krampfartigen Mutterkrankheit. 12) Von einem wahrhaften Blutharne. 13) Von einer gewaltigen und der Ursache nach unerkannten Wassersucht. 14) Von einem grausamen Verbluten einer Bauchwunde. 15) Von einem halben Schlage, mit darauf folgender Lähmung der linken Hand. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Göttingen.[2] *Opuscula sua anatomica de respiratione, de monstris aliaque minora recensuit, emendavit, auxit aliaque inedita novasque icones addidit Albertus v. Haller, apud Jo. Wilh. Schmidt 1751. in 8t.* 1 Alph. nebst 10 Kupfertafeln. Die meisten von diesen kleinen anatomischen Schriften des Herrn von Hallers sind schon einzeln gedruckt worden; gleichwohl wird diese Sammlung die Anmuth der Neuigkeit

[1] [115. Stück. Sonnabend, den 25. Sept.]

nicht verlieren, da sie vermehrter und verbesserter darinne erscheinen. In der Vorrede vertheidigt sich der Herr Verfasser gegen den französischen Arzt Senac, und auf eine Art, welche ihm eben so viel Ehre macht, als dem Franzosen sein leichtsinniger Angriff schimpflich ist. Es ist, als ob es diese Nation verschworen hätte, einem Deutschen Recht wiederfahren zu lassen. Ein alter Schriftsteller, der die Deutschen wenig kannte, sagt, die Deutschen wären Säuffer. Man hat durch alle Jahrhunderte diesen Vorwurf fleißig wiederhohlt, und noch wiederhohlt ihn der Franzose so oft er auf Unkosten der Deutschen witzig seyn will. Der artige Kopf in Paris hält die Begriffe ein Deutscher und sauffen für eben so unzertrennlich als Wasser und naß seyn, und wenn er in einer Roman einen Landsmann von sich reisen läßt, so wird er ihn eben so gewiß in Deutschland der Gefahr sich ungesund sauffen zu müssen, aussetzen, als er ihn in Italien der Gefahr hinterlistiger Weise erstochen zu werden aussetzt. In dem vorigen Jahrhunderte merkte ein Franzose an, daß die Deutschen in ihren Schriften aufrichtig genug wären, die Quellen woraus sie geschöpft anzuzeigen; es gefiel ihm, eine pedantische Begierde seine Belesenheit auszukramen daraus zu machen; und nunmehr war ein gelehrter Deutscher den Franzosen ein Geschöpf, das vollkommen weiß was andre gedacht haben, ohne selbst zu denken. Dieser Vorwurf dauert noch; niemals aber ist er wohl unglücklicher angebracht worden als bey den Schriften des Herrn von Hallers. Senac und de la Mettrie haben ihn gemacht, weil sie ihm mit aller Gewalt einen machen wollten, und weil es der einzige mögliche war, wobey sie nach ihrer Art witzig seyn konnten. Auch aus diesen kleinen Werken wird man hinlänglich davon urtheilen können, wovon wir uns die Tittel anzuführen begnügen, 1) de musculis diaphragmatis. 2) De respiratione experimenta anatomica P. I. 3) Pars II. s. vindiciae. 4) Pars III. seu diarium experimentorum. 5) Quod corpora humana secuerit Hippocrates Programma. 6) Anatome fetus bicipitis ad pectora connati. 7) Duorum monstrorum anatome. 8) De fele capite semiduplici Programma. 9) De fetu cranii experte. 10) Ad Lemeryi de monstris objectiones responsio. 11) Strena anatomica. 12) Oratio de amoenitatibus anatomicis. 13) De membrana pupillari. Den Beschluß macht ein vollständiges Verzeichniß der sämmtlichen Werke des Herrn von Hallers. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig.[1] Lustige Lebensgeschichte Gußmanns von Alfarache, andern zum Beyspiel von ihm selbst beschrieben und ihres besondern Innhalts wegen ins Deutsche übersetzt. Mit vielen Kupfern. Leipzig von 1751. in 8t. 1 Alphb. 6 Bog. Das Original dieser Roman ist spanisch. Sein Verfasser, Matheo Alemann, war Secretair bey Philippo den IIIten, und hat sich durch dieses Werk keinen geringen Ruhm erworben. Es ist die Lebensbeschreibung eines Bettlers, welchen der Spanier ohne Zweifel wehlte, damit er die Aufzüge des allerniedrigsten Lebens schildern könne, worinne die Abwechslungen des Glücks, ohne in das Große zu fallen, am sonderbarsten und empfindlichsten zu seyn pflegen. Wie viel Erfindung, Moral und Satyre überall darinne herrsche, würden wir uns umsonst bemühn, dem Leser zu beschreiben. Was für Vergnügen hat er sich zu versprechen, den Helden dieses Buchs bald in den Umständen eines verzärtelten einzigen Sohnes, bald als einen entlaufenen Buben der in Gesellschaft der Eseltreiber herumschwärmt, bald als einen Stalljungen, bald als einen Soldaten, bald als einen Bettler von Profeßion, bald als einen Pagen zu sehen, und ihn überall die komischsten Betrachtungen machen zu hören. Was gegenwärtige Uebersetzung anbelangt, so müssen wir mit Mißvergnügen sagen, daß sie nach der französischen Uebersetzung gemacht ist, worinne unzähliche Schönheiten der Urschrift verlohren gegangen sind; auch müssen wir erinnern, daß dieses nur der erste Theil ist, welcher die ersten drey Bücher enthält, und daß die übrigen dreye auf künftige Messe folgen werden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man, in Ermanglung des spanischen Originals, welches doch eben so selten nicht ist, sich wenigstens nach der italiänischen Uebersetzung gerichtet hätte, die man sehr oft antrift, und welche weit getreuer als die französische gewesen wäre. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Dresden.[2] Oden, Lieder, Erzählungen und Briefe von George Christian Bernhardi. 1751. In der Waltherischen Buchhandlung in 8. 10 Bogen. Vor einem Jahre gab der Hr. Verfasser Oden, Lieder und Erzählungen ohne seinem Nahmen

[1] [121. Stück. Sonnabend, den 9. Octob.]
[2] [124. Stück. Sonnabend, den 16. Octob.]

heraus. Der Beyfall, welchen sie erhielten, hat ihn hinter dem Vorhange hervorgelockt. Er glaubte sich nicht empfindlicher dagegen erzeigen zu können, als wenn er ihn durch genaue Verbesserungen nochmals zu verdienen suche. Diesen einem Schriftsteller, welcher Achtung für die Welt hat, anständigen Gesinnungen haben wir gegenwärtige neue Auflage zu danken, welcher er noch einen Versuch in Briefen beygefügt hat. Wir wollen aus der ersten Abtheilung, welche die Oden und Lieder enthält, eine Probe hersetzen, welche gewiß gefallen wird.

Die Empfindungen eines Verliebten.

Ich suchte jüngst Cephisen
Durch Waldung, Tahl und Wiesen,
Die sich nach Döhlen drehn;
Da sah ich Küh und Ziegen
Sich an die Felsen schmiegen
Die Kräuter abzumähn;
Da blies, bey heiterm Wetter,
Der Zephyr durch die Blätter,
Das Schöne herzuwehn;
Da schien, für ihren Blicken,
Die Gegend sich zu schmücken,
Der Scherz voran zu gehn.

Doch kaum verlies Cephise
Mich Armen auf der Wiese,
Die ihr an Anmuth glich;
Als Schertz und Lust verschwanden,
Die Bäume traurig standen,
Die Gegend recht verblich;
Als sich der Himmel schwärzte,
Kein Zephyr weiter scherzte,
Als alles Schöne wich.
Da waren Küh und Ziegen
Den Berg herabgestiegen,
Die Felsen fürchterlich.

Man sehe hierbey die Ode des Hrn. Langens an den Hrn. Gleim nach, auf der 56ten Seite seiner Horatzischen Oden; wie man denn noch verschiedene Stellen antreffen wird, die Hr. Bernhardi etwas allzu

ungewissenhaft von andern deutschen Dichtern nachgeahmt oder vielmehr geborgt hat; und oft von solchen die die besten Muster nicht sind. Was die Briefe anbelangt so glauben wir, daß sie in einer dritten Auflage besser seyn werden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Frankfurt.[1] Versuche in Westphälischen Gedichten von E. C. *Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sunt scripturus. Horatius.* Frankfurt bey Joh. Fried. Fleischer. 1751. in 8t. 9 Bogen. Es war eine Zeit, da ein schweitzerischer Dichter ein Widerspruch zu seyn schien. Der einzige Haller hob ihn. Warum soll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel seiner ewigen Gedichte bey sich eins geworden, ihren ganzen Werth empfunden, und nur aus Ueberzeugung dieses Werths sein Vaterland zum Mitgenossen seines Ruhms gemacht habe? Von dem Verfasser der Versuche in westphälischen Gedichten eben das zu sagen, würde von einer Satyre eben so wenig unterschieden seyn, als er von dem Verfasser der poetischen Erzehlungen, die vor einem Jahre herauskamen, unterschieden ist. Seine Arbeit ist nicht die schlechteste; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verrathen, welches sich das mechanische der Poesie eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Model des westphälischen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Musik hat man schon in den Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften gelesen. Warum aber der Verfasser dort F. A. Consbruch und hier E. Consbruch heißt das wissen wir nicht. Das letzte Gedichte in diesen Versuchen ist an sein Vaterland überschrieben. Es soll eine Wiederlegung des Verfassers der Epitres diverses seyn, welcher vielleicht alle Tugenden nur die Liebe des Vaterlandes nicht besitzet, wenn sie anders eine ist. Die Wahrheit zu gestehen; wenn wir entweder auf unser Vaterland sinnreich lästern, oder es elend vertheidigen sollten, wir wehlten das erste. Neugierigen Lesern zum Anbiß wollen wir folgende Erzehlung von der 118ten Seite hieher setzen.

Harpagon.

Als Harpagon, der sich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit versprach,

[1] [125. Stück. Dienstag, den 19. Octob.]

Ward Agnes nicht zu Rath gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautschatz nach.
Man führt das arme Kind mit Thränen zum Altare,
Wo Veit sein Jawort keuchend sagt:
Ein Wort, das mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie schweigt bestürzt und weint. Der Priester neigt sich hin,
Und fragt: Erkläret Euch; Ihr wollt den Bräutgam doch?
Ach, spricht sie, guter Freund! Ihr seyd der erste noch,
Von dem ich dieserhalb um Rath gefraget bin!

Sonst nennt man die Erzehlungen nach der Hauptperson, und hier ist sie wenigstens nicht Harpagon. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Helmstädt.[1] Johann Christoph Stockhausens Sammlung vermischter Briefe bey Christ. Fried. Weygand. 1752. in 8vo. 1 Alph. 10 Bogen. Gegenwärtige Briefsammlung hatte der Herr Verfasser schon in der Vorrede seiner Grundsätze zum Briefe angekündiget. Er versichert, daß die glückliche Aufnahme derselben an Erfüllung dieses Versprechens die meiste Ursache habe. Wir glauben es desto eher, da wir kein Exempel wissen, daß sich jemals ein Autor wegen des Beyfalls, den er erhalten zu haben meint, geirret hätte. Die Sammlung selbst enthält deutsche Originale und Uebersetzungen aus dem Französischen. Die deutschen Originale sind theils von fremden Händen, theils von des Herrn Stockhausens eigner Feder. Die fremden hat er aus den Belustigungen des V. und W., aus den Bremischen Beyträgen, und aus den Sammlungen vermischter Schriften entlehnt, wozu noch eines aus den Danziger Sendschreiben gekommen ist. Was seine eigene Briefe anbetrift, diese sind, wie gewöhnlich, halb wider seinen Willen in diese Sammlung gekommen. Er sagt, er besorge ihretwegen den Zuruf le public n'est pas votre Ami; allein wir hoffen, er werde schon seine Freunde haben, die ihn des Gegentheils versichern. Auf die Uebersetzungen zu kommen; diese sind aus dem Voiture, Bussy, Bellegarde, Flechier, Racine, Genest, Fontenelle, Vaumaurier, St. Evremont, Patru, Vattel ꝛc.

[1] [127. Stück. Sonnabend, den 23. Octob.]

genommen. Bellegarde, Vannaurier und Battel werden sich ziemlich wundern, wie sie unter diese Gesellschaft kommen; wir aber wundern uns, daß er nicht auch den de la Serre dazu genommen hat. „Ich „weiß, sagt er zum Schlusse der Vorrede, daß noch viel Gutes an dieser „Sammlung fehlt, es sind z. E. keine Briefe von den Römern, Italiänern und Engelländern darinne geliefert worden, darunter viel Merkwürdiges, Angenehmes und Brauchbares anzutreffen ist. Allein man „muß es erst mit einer Probe versuchen, und wenn der Leser mit dieser „nicht gantz unzufrieden ist, so wird es nicht zu spät seyn, den angefangenen Vorsatz einmal weiter auszudehnen.“ Wir sehen dieser Ausdehnung mit Vergnügen entgegen; und vielleicht besinnt er sich auch alsdenn auf die Griechen und Spanier, bey welchen, wie man uns versichern will, auch viel Merkwürdiges, Angenehmes und Brauchbares anzutreffen seyn soll. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Rostock.[1] *Des Herrn von Voltaire kleine historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Verlegts Johann Christian Koppe, in 8vo. 1 Alph. 1 Bogen.* Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist gezeigt. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeeren auf dem französischen Parnaße mit erlangt zu haben, ist er die Bahn des Newtons gelaufen, und von der tiefsinnigen Weltweißheit ermüdet hat er sich durch die Geschichte mehr zu erhohlen als zu beschäftigen geschienen. Man kennt auch unter uns sein Leben Carls des XIIten. Seine übrigen historischen Aufsätze sind in Deutschland weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdient. Er hat sich überall von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen gesucht. Trockene Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten, und das Herz zu ordnen, die menschliche Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Er hat fast immer in der grossen Welt gelebt, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheinet viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beyden

[1] [129. Stück. Donnerstag, den 28. Octob.]

Theilen ꝛc. daß man also diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen. Hier ist das Verzeichniß, wie sie sämtlich auf einander folgen. 1) Anmerkungen über die Geschichte überhaupt. 2) Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIV. 3) Geheime Nachrichten von Ludewig dem XIV. 4) Cromwell. 5) Von dem Korane und dem Mahomed. 6) Geheime Nachrichten von dem Czaar Peter dem Grossen. 7) Zwey Briefe über die Herren Law, Melon und Dutot. 8) Abhandlung von dem Tode Heinrichs des IV. 9) Kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten auf welche sich die Fabel der Henriade gründet. 10) Geschichte der Kreuzzüge. 11) Von Titeln. 12) Ueber die Widersprüche in dieser Welt. 13) Gedruckte Lügen. 14) Thorheiten auf beyden Seiten. 15) Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris. „Man hat, sagt der Uebersetzer, keine Ordnung unter diesen Aufsätzen „beobachtet. Es wäre leicht gewesen sie zu beobachten. Allein man „muß nicht alles thun was leicht ist. Zum Nutzen des Lesers würde „eine chronologische Ordnung nichts beygetragen haben, da er die Epochen „solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens „gewehlt hat, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts; denn „das Vergnügen wächst durch das Regellose. An verschiedenen Orten „hätte der Uebersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob „man es ihm nicht übel nimt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde „es wenigstens manchem geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übel „nehmen, wenn er seinem Exempel folgte." Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Paris.[1] *Amusemens d'un Prisonnier. Parve, nec invideo, sine me liber ibis in urbem; Heu mihi! quod domino non licet ire tuo! OVID. en deux parties. 1751.* in 12. Der erste Theil auf 124 Seiten, der 2te auf 104. Das Andenken tugendhafter Thaten und unschuldig gelebter Jahre ist der angenehmste Zeitvertreib, allein nur für einen philosophischen Geist, welcher sich an dem eignen Beyfalle, den er sich zu erkennt, zu ergötzen gelernt hat. Das Andenken genossener Ergötzungen kan auch ein Zeitvertreib seyn, der aber nothwendig einem verwöhnten Geiste endlich zur Marter werden muß, wenn er sich in einem Stande sieht, der die Fortsetzung seiner Ergötzungen unterbricht. Gleichwohl hat

[1] [131. Stück. Dienstag, den 2. Nov.]

ein Gefangener auf dem Schlosse von Amiens diesen letzten Zeitvertreib vorgezogen. Vorgezogen? Die Wahl wird vielleicht bey ihm nicht statt gefunden haben. Er erzehlt also, unter angeführten Titel, einem seiner Freunde, weil er ihm nichts bessers von sich zu erzehlen weiß, die kleinen verliebten Abentheuer, die ihn in den letzten Winterquartieren beschäftiget haben. Sein Gefängniß ist auf drey Jahr fest gesetzt. „Wahrhaftig, „sagt er, es wäre sehr närrisch, wenn ein junger Mensch von zwey und „zwanzig Jahren einer so kurzen Gefangenschaft wegen verzweifeln wollte. „Man muß sich in die Zeit schicken; ich habe das, was mir wiederfährt, „verdient; hier ist kein ander Mittel. Laßt uns die Bande meiner Ge„fangenschaft mit Blumen umwinden. Das Andenken meiner genossenen „Ergötzlichkeiten ꝛc. ꝛc." Wer hier einen armen Hahnrey, dort ein verführtes Frauenzimmer, hier einen bestraften Näscher, dort einen barbarischen Eifersüchtigen sehen will, der wird in diesen Belustigungen eines Gefangenen Nahrung finden. Wir würden zum Lobe derselben hinzu fügen, daß sie aufgeweckt geschrieben sind, daß man die Reinigkeit der Sprache darinne nicht vermissen wird, wenn es nicht schon bekannt wäre, daß die Französischen Witzlinge dem gefährlichsten Gifte den angenehmsten Geschmack zu geben pflegten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

London.[1] *Les Caracteres, par Madame de P*** 1751.* in 8t. auf 15 Bogen. Die Verfasserin dieser Charaktere ist eben diejenige, welche uns die Lehren der Freundschaft geliefert hat. Aus diesen werden schon viele ihre Art zu denken kennen. Es ist zwar was neues ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu sehen; allein die Frau von P*** hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit vorbehalten; diese nemlich, sie unter den starken Geistern zu finden. Ihre Religion ist eine Aufgabe, die man, wenn man sie aus diesen Charakteren auflösen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu sagen, sie habe gar keine. Doch wer weiß ob sie sich so gar sehr dadurch beleidiget finden würde, wenn man nur dazu setzte allein sie hat Witz. Dieses wird sie vielleicht eben so schadlos halten, als die meisten ihres Geschlechts auch der empfindlichsten Tadel wegen schadlos gehalten

[1] [132. Stück. Donnerstag, den 4. Nov.]

zu seyn glauben, wenn man nur am Ende gesteht, daß sie schöne sind. Sie hat diese Charakteren eigentlich zur Unterweisung eines jungen Menschen geschrieben. Und wenigstens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie sie sich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden sollen, werden sie sehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszusetzen haben, daß sie manchmahl Nachdenken erfordern. Allerdings haben sie diese Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß sie sich dadurch nicht werden abschrecken lassen; weil sie nicht fürchten dürfen, nach vielen Nachdenken nichts als eine ernsthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als diese; Witz werden sie finden, und zwar von der feinsten Art, der zu seinem Probestücke nichts geringers als Tugend und Religion zu wehlen weiß. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

Jena.[1] Anweisung zur regelmäßigen Abfassung teutscher Briefe, und besonders der Wohlstandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. Schaubert. Bey Th. Wilh. Ernst Güth 1751. in 8t. Die Briefsteller und Heldendichter sind jetzt die Modescribenten in Deutschland. Was brauchten unsere witzigen Köpfe mehr, als zu wissen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um diesen Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieses Jahrhunderts diesen Mangel zu Gemüthe geführt, so würde unser Vaterland jetzo wenigstens so viel Briefsammlungen, als Gelegenheitscarmina, und eben so viel Heldengedichte als Postillen haben. Wie stolz könnten wir alsdenn gegen die Ausländer seyn! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Gedult, meine Herren Balzacs, Bussys, Fontenells, Tassos, Glovers, Miltons ꝛc. so werden Sie sich durch unsere G * * N * * St * * durch unsre B * * N * * und von Sch * * verdunkelt sehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen den Herrn M. Schaubert, unter diese Zahl zu setzen, wann wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegen setzen sollten. Wo ist der witzige Kopf unter ihnen, der wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist, als nimmermehr kein Compendium der wolfischen Philosophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematischen Lehrart, und ersuchen den Herrn Verfasser dieser Anweisung, ja bey einer

[1] [134. Stück. Dienstag, den 9. Nov.]

neuen Auflage den Paragraphen die Ueberschriften, Erklärung, Heusche-satz, Aufgabe, Auflösung, Zusatz ꝛc. beyfügen zu lassen; und in seinen eigenen Briefen, wenn er deren eine besondere Sammlung einmal heraus geben sollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derselben sind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz besondern Vorzug, diesen nemlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichste Urtheil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe schreiben lernen. O wahrhaftig was wäre auch sonst schöne als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel gelesen haben. Eben weil uns die Lesung seiner Bogen Zeit gekostet hat, und wir doch in nichts klüger daraus geworden sind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freyheit genommen, unsre Meinung zu sagen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Greifswalde.[1] Einleitung in die Philosophie durch P. Ahlwardt. Bey Joh. Jakob Weitbrecht. 1752. in 8t. 1 Alph. 1 Bog. Dieses Werk, welches der Herr Prof. eigentlich seinen Zuhörern gewidmet hat, und schon vor mehr als 8 Jahren ausgearbeitet gewesen, verdient in seiner Art allen Beyfall. Der Herr Verfasser hat die meisten seiner philosophischen Meinungen schon in seinen andern Schriften hin und wieder eröfnet; und er gesteht es selbst, daß man einige darunter finden werde, welchen man mit Recht den Namen Paradoxa beylegen kan. Er entschuldiget sich deßwegen, und schützt sich damit, daß er sie für Wahrheiten hält, wovon er überzeugt ist. Diese Entschuldigung wundert uns. Sollte es der Herr Professor nicht wissen, daß das Paradoxe den größten Theil des Ruhms unserer neuern Philosophen ausmacht? Unterdessen verlangt er es selbst von den Lesern, seine Sätze zu untersuchen; und unterwirft sich dem Urtheile aller Verständigen, wovon er aber mit Recht die philosophischen Krüppel, Lahme und Blinde ausnimmt. Er hat aus seiner Einleitung die Naturlehre ausgeschlossen, sie, welche sich jetzo den erhabensten Platz unter allen philosophischen Wissenschaften anmasset. Er sagt aber, er habe gemeint, eine kleine Abhandlung davon würde wenig Nutzen schaffen können; hätte er sie aber nach Würden sollen abhandeln, so würde solches die gegen-

[1] [135. Stück. Donnerstag, den 11. Nov.]

wärtige Einleitung weit überschritten haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Hannover.[1] M. George Wilhelm Alberti Briefe, betreffende den allerneuesten Zustand der Religion und der Wissenschaften in Großbrittannien. Erster Theil. Verlegts Joh. Christoph Richter, 1752. in 8t. 15 Bog. Dem dreyjährigen Aufenthalte des Verfassers haben wir schon eine Nachricht von den Quackern zu danken. Sie fand denjenigen Beyfall, welchen sich die Nachricht eines Mannes, der aus eigner Erfahrung schreibet, mit Recht versprechen kan. So verdient er war, so dankbar ist der Verfasser dargegen, indem er sich nur durch ihn hat aufmuntern lassen, uns mit gegenwärtigen Briefen zu beschenken. Er ist zwar nicht der erste der uns seine in England gemachten Anmerkungen mittheilet. Man könnte sagen, daß er schon einen Bentheim, Voltaire, Muralt, le Blanc zu Vorgängern gehabt. Allein alle diese waren diejenigen nicht, die einem fleißigen Beobachter keine reiche Nachlese hätten übrig lassen sollen. Sie hatten sich größtentheils ganz andere Gegenstände erwehlet, und wenn man den einzigen Bentheim ausnimt, so beschäftigen sich die andern weiter mit nichts, als mit der neuern Litteratur der Engländer, mit ihrer Regierungsform, mit ihren Sitten und Gebräuchen. Die Religion, welche sich bey ihnen in so viel Aeste des Aberglaubens und Unglaubens ausgebreitet hat, und bey jenen Schriftstellern nur in wenige Betrachtung kömt, ist der Hauptvorwurf des Herrn Alberti. Konte es auch ein anderer für einen reisenden Theologen sein? Wie beträchtlich seine Nachrichten sind, kan man aus den Ueberschriften seiner Briefe sehen, derer an der Zahl siebenzehn sind, und ausser den ersten achten, welche die Beschreibung berühmter Gebäuder, Monumenter, grosser Kirchen, Hospitäler, der Feueranstalten, der Gerichte und verschiedener Stifftungen in Londen, enthalten, durchgängig von den Methodisten handeln. Der zweyte Theil, welchen er in einem halben Jahre verspricht, wird vornemlich mit Betrachtungen über dem Deismus, Socinismus und Arianismus in England angefüllet seyn. Der erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden, hier und in Potsdam 5 Gr.

[1] [136. Stück. Sonnabend, den 13. Nov.]

Hannover.[1] D. Christoph August Heumanns Erklärung des neuen Testaments. Dritter Theil, in welchem die erste Helfte der Geschichte des HErrn, wie sie Johannes beschreibet, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Försters Erben. in 8t. 1 Alph. 16 Bog. 1751. Man kan von diesem dritten Theile nichts sagen, als was schon unzählige von den ersten beyden gesagt haben; daß nemlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollständigsten gründlichsten und lehrreichsten in ihrer Art werden wird. Er ist so weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn sie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor sich haben, niemals bey ihm von Ansehen sind, und daß ihn der Vorwurff erzwungener Neuerungen niemals abschreckt, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieser und jener Stelle einen allgemeinen Beyfall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profeßion würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stof zu Zänkereyen, worinne sie ihre Gelehrsamkeit eben so unwiedersprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieser dritte Theil enthält die ersten eilf Hauptstücke des Evangelisten Johannes, und kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Amsterdam.[2] *Le Prince les delices des coeurs ou traité des qualités d'un grand Roi et sisténe général d'un sage Gouvernement par Mrs. M*** en II. Tomes. Maxima, quae mentes dominatur amore, potestas. à Amsterdam, aux depens de la Compagnie. 1751. in. 8t.* Der 1te Theil 10 Bog. der 2te Theil 13 Bogen. Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst, das recht gut seyn würde, wenn die Regierungskunst ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre; oder vielmehr, wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich ein System daraus zu machen unterfängt, weiter nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseeligkeit der Völker, von der wahren Grösse eines Regenten, und dergleichen, gebracht hat. Man überlasse einen solchen Stof denen, welche die Vorsicht erwehlte ihn auszuüben;

[1] [138. Stück. Donnerstag, den 18. Nov.]
[2] [140. Stück. Dienstag, den 23. Nov.]

demjenigen Geiste insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Doch auch dieser würde nur für die eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar seyn, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über eben dieselben Völker regieren. Der Herr von M *** hat seine Arbeit in vier Abtheilungen gesondert, und handelt in der Einleitung von der obersten Gewalt. Die erste Abtheilung betrachtet hierauf den Fürsten als einen Bürger, die 2te als eine obrigkeitliche Person, die dritte als einen Staatskundigen, die vierte als einen Kriegsmann. Man wird überall Regeln, Vorschläge und Betrachtungen antreffen, wie man sie in den so genannten politischen Collegiis auf hohen Schulen höret, und uns wundert nichts, als daß sich der Verfasser in der Vorrede die Falschheit des Sprichworts: alles ist schon gesagt, so zuversichtlich zu behaupten wagt. Allenfalls hat man es ja schon gewußt, daß die Projectmacher nicht mit darunter begriffen sind. Gleichwohl muß man gestehen, daß in diesem Fürsten, die Lust der Herzen, verschiedenes hin und wieder vorkommt, welches die Mühe es hier zu suchen bezahlt. Es ist noch zu erinnern, daß der Verfasser den dialogischen Vortrag gewehlt hat, daß er sich überall rein und der Sache gemäß ausdrücket. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Breßlau.[1] Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz und Cameralwesens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern. Erster Theil. Bey Johann Jacob Korn 1751. in 4t. 3 Alph. 15 Bog. Wir haben in unsern Blättern schon des Entwurfs von diesem Werke mit Lobe gedacht. Wie groß ist das Vergnügen, da wir sehen, daß wir damals den Lesern bey weiten nicht so viel gutes im Voraus davon versprochen haben, als jetzo die Ausführung liefert? Wir haben es schon angeführt, was der Verfasser selbst für ein Bild von demjenigen gemacht hat, der diesen Gegenstand würdig ausarbeiten wollte. Jetzo

[1] [141. Stück. Donnerstag, den 25. Nov. Der zweite Teil des Werkes ist im 70. Stück des Jahrgangs 1754 (Dienstag den 11 Junius) kurz besprochen; doch ist es zweifelhaft, ob Lessing auch diese Anzeige verfaßte.]

können wir hinzufügen, daß, so groß seine Forderungen dabey auch waren, er doch nichts gefodert hat, als dasjenige, wovon er bey sich empfunden, daß er es selber leisten könne. Dieser erste Theil gehet die alten Zeiten durch, und ist in fünf Abschnitte, oder 23 Kapitel getheilet; welche von Aegypten, Canaan, Syrien, Phönicien und zwar von Sidon und Tyrus, von Medien und Persien, von Arabien, von Aethiopien und den übrigen afrikanischen Küsten, von Indien, von den Celten und Scythen, von Kleinasien, von Carthago, von den griechischen Königreichen, und Inseln, von Germanien, Gallien, Iberien und Lusitanien, von den brittischen Inseln, von Scandinavien, von Sarmatien, und den europäischen Scythen handeln. Wir hoffen, daß dieses Werk bey denjenigen Handelsleuten, welche sich die gröbste Unwissenheit nicht zur Ehre rechnen, sondern aus einer löblichen Neugierde diejenigen Quellen und Wege, woraus und auf welchen sich so unzähliche vor dem bereichert haben, und sie sich noch bereichern, näher kennen wollen, den Vorzug erhalten wird, den es vor allen Historienbüchern verdient, womit ihre Bücherschränke, wenn sie ja welche haben, angefüllet sind. Der erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr.

Hannover.[1] Georg Lyttletons, eines Parlementsgliedes in England, Anmerkungen über die Bekehrung und das Apostelamt Pauli, zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion in einem Briefe an Hrn. Gilbert West: aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Christian Hahn, Prediger zu Wildeshausen. Nebst einer Vorrede des Herrn Consistorialraths Göttens. In Verlag von Försters Erben 1751. in 8t. auf 10 Bogen. Eine von den feinsten und gefährlichsten Arten die christliche Religion zu bestreiten, ist diese, wenn witzige Köpfe die Aufführung derjenigen Männer, die uns in der Schrift als Heilige vorgestellet werden, verdächtig zu machen bemüht sind. Man weiß von was vor einer Seite Bayle den David geschildert, man weiß, wie verwegen Morgan den Joseph angegriffen hat. Doch Bayle und Morgan sind widerlegt worden; denn es funden sich Männer, die eben so viel Witz hatten als sie, und die Wahrscheinlichkeit der Meinung wovor sie eingenommen waren, eben so hoch zu treiben wußten, als sie

[1] [142. Stück. Sonnabend, den 27. Nov.]

die ihrige getrieben hatten. Die Geschichte des Paulus ist von eben der Beschaffenheit, daß sie viel zweydeutige Seiten zu haben scheint. Es ist also, wenn man so reden darf, ein Glück für die Religion, daß sich ein Lyttleton daran gemacht hat, die Widersprüche darinne zu vergleichen, und von dem, was man dahin und dorthin drehen kann, zu bestimmen, wie man es eigentlich drehen müße. Er hat sich selbst alle mögliche Einwürfe gemacht, worinne er um so viel glücklicher gewesen, da man von ihm weiß, daß die Freygeisterey auch einmal ihre Zeit bey ihm gehabt hat. Er hat sie aber auch so widerlegt, als einer, der von der Wahrheit um so viel überzeugter seyn kan, je deutlicher er vorher alle Zweifel wider sie gedacht hat. Der Herr Uebersetzer dieses Briefes hat sich ganzer 13 Jahr lang in England bey der evangelischen Hofcapelle als Diaconus aufgehalten. Wer solte also nicht glauben, daß er der englischen Sprache gewachsen sey, und daß er uns eine Uebersetzung geliefert habe die dem Beyfall gemäß ist, den schon seine Uebersetzung der Abhandlung des Wilh. Cleavers von der Zeit der Geburth Christi erhalten hat? Die Vorrede des Hrn. C. R. Göttens ist lesenswürdig. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Frankfurt.[1] Wilhelm Warburtons, Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wales Hofpredigers, göttliche Sendungen Mosis, aus den Grundsätzen der Deisten bewiesen. Der erste Theil, in die Sprache der Deutschen übersetzt und mit verschiedenen Anmerkungen versehen von Joh. Christian Schmidt, hochfürstl. Brandenb. Culmbachischen Consistorialrath, Hochfürstl. Beichtvater und Hofprediger. Bey Johann Gottlob Vierling 1751. in 8t. 2 Alph. Herr Warburton ist einer von den jetztlebenden englischen Gottesgelehrten, welche die Sache der Religion am ernstlichsten führen. Er sahe es ein, daß die Beschuldigung welche die Freygeister dem Moses machen, indem sie ihn aufs höchste für einen listigen Betrüger gelten lassen, den festesten Grund des Christenthums untergraben. Auf was gründet sich das neue Testament? Auf die Propheten. Und die Propheten? Auf den Moses. War also Moses nicht von GOtt gesandt, so waren es auch nicht die, die sich auf den Moses bezogen. Unser Engländer untersucht diese Ma-

[1] [143. Stück. Dienstag, den 30. Nov.]

terie mit einer Gründlichkeit die man in dergleichen Schriften seiner Landsleute schon gewohnt ist. Er hohlt alles aus den ersten Quellen her, und daher kommt es, daß wir in diesem ersten Theile von dem Moses eigentlich noch nichts lesen. Er bestehet aus 3 Büchern, welche alle die Nothwendigkeit der Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen zur menschlichen Gesellschaft darthun. Das erste beweiset sie aus der Natur der Dinge, das zweyte aus dem Bezeigen der alten Gesetzgeber und Stifter des bürgerlichen Regiments, das dritte aus den Meinungen und Bezeigen der alten Gelehrten und Weltweisen. Die Übersetzung scheinet sehr wohl gerathen zu seyn, und man kan nicht anders als dem zweyten und dritten Theile, welcher im Englischen auch schon das Licht erbliket hat, mit Vergnügen entgegen sehen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

Strahlsund.[1] Geheime Liebesgeschichte Heinrichs des IV., Königs von Castilien mit dem Zunamen der Unvermögende. Bey Joh. Jacob Weitbrecht 1751. in 8t. 10 Bog. Der Stof dieser kleinen Schrift ist ein wahrer Fall, der sich in dem 15. Jahrhunderte in Spanien ereignete. Der Sohn des zweyten Johannes, Heinrich der vierte ließ sich von seiner ersten Gemahlin der Blanca von Navarra scheiden, und vermählete sich nicht nur aufs neue mit der Johanna von Porta, sondern legte sich auch noch eine Maitresse zu; das Unvermögen bey seinem Volke zu verbergen, welches Unterthanen, die das Geschlechte ihres Königs lieben, allezeit schmerzlich ist. Seine Verstellung noch weiter zu treiben, trug er es seinem Lieblinge dem Bertrandi de la Cueva auf, seine Stelle bey seiner Gemahlin zu vertreten, und machte ihn, für diesen Dienst, zum Grafen von Ledesina und Großmeister des Ordens St. Jakobs. Die Sache war nicht heimlich genug geführet worden. Die Grossen seines Reichs murreten, und machten allerley Bewegungen Heinrichen vom Throne zu stossen. Umsonst; er starb ruhig, und erklärte die Tochter, welche sein Liebling für ihn der Welt geschenket hatte, zur Kronerbin. Sie würde es geblieben seyn, wenn seine hinterlassene Schwester Isabella sie nicht mit Gewalt gezwungen hätte, der Krone zu entsagen, welche das Recht des Bluts freylich der Isabella mit mehr Grund zuerkannte. Dieses sind die Um-

[1] [144. Stück. Donnerstag, den 2. Dec.]

stände, wie sie Mariana in seiner Spanischen Geschichte erzehlet; die aber in dieser kleinen historischen Roman, wie man leicht vermuthen kan, verschiedene Veränderungen erlitten haben, um ihnen eine Verbindung zu geben, die den Leser aufmerksamer machte, als die trockne Wahrheit. Liebhaber von wohlgeschilderten Charakteren und natürlichen Verwickelungen, werden so viel Vergnügen bey dieser Liebesgeschichte finden, daß sie das Ende mit Verdruß erreichen, welches sonst an hundert ähnlichen Werken immer das beste ist. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

Frankfurt und Leipzig.[1] Kleinigkeiten 1751. in 8t. 6 Bogen. Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste seyn, diejenigen davon mit zu verdammen die sie verdammt; sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kan gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es so gar, wann er ihr anders vorgreiffen darf, sie, durch uns, selbst anzuzeigen, und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon: die Sparsamkeit: der Vetter und die Muhme: die Ente: der bescheidne Wunsch: das Schäferleben: der Schifbruch und die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wie jene würden gewiß weggeblieben seyn, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drey Jahre aus den Händen gewesen wären. Und kan man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist. Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennet = = Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürffen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist? Die Namen. [s. Band I, S. 62.] Das Paradies. [s. Band I, S. 71.] Das Gebet. [s. Band I, S. 25.] Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[1] [145. Stück. Sonnabend, den 4. Dec.]

Ohne[1] Benennung des Orts ist auf einem Bogen in 8t. eine **Ode an GOtt von dem Herrn Klopstock**, abgedruckt worden. Der Dichter betauret in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mägdchen, wie ein Seraph den andern, zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug seyn, daß man mit GOtt von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tavtologien, und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine etc.

Wir wollen folgende drey Strophen zur Probe hieher setzen, und weil das Syllbenmaaß ein Horazisches ist, welches den meisten unbekannt seyn möchte, so wollen wir die erstere bezeichnen.

Mach GOTT! | dis Le | ben, | mach es zum schnel | len Hauch, |
Oder | gib die | mir, | die du mir gleich | erschufst,
Ach! gieb | sie mir | die leicht | zu ge | ben
Gieb sie dem | bebenden | bangen | Herzen, |

Dem heilgen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachloß, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfliesset.

Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgestreckt,
Wenn ich mit heisser Stimm voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

Magdeburg.[2] **Herr Archibald Bowers unpartheyische Historie der römischen Päbste, von der ersten Grundlegung**

[1] [146. Stück. Dienstag, den 7. Dec.]
[2] [149. Stück. Dienstag, den 14. Dec.]

des Stuhls zu Rom bis auf die gegenwärtigen Zeiten; Erster Theil. Aus der engländischen Sprache übersetzt von Friedrich Eberhard Rambach. 1751. Im Verlag der Seidel und Scheidhauerschen Buchhandlung, in 4to. 3 Alph. 8 Bogen. Herr Bower, welcher jetzo einer von den gelehrten Verfassern der allgemeinen Weltgeschichte ist, war ehedem der katholischen Religion zugethan, und ist zu Rom, Ferara und Macerata öffentlicher Lehrer der Rhetorick, Historie und Philosophie, auch Inquisitionsrath an dem letztern Orte gewesen. In Rom war es, wo er seine Historie der Päbste anfing in der Absicht, die päbstliche Hoheit, wovon er damals ein sehr eiferiger Vertheidiger war, feste zu stellen, und von einem Jahrhunderte zum andern darzuthun, daß sie von den Tagen der Apostel bis auf gegenwärtige Zeiten von der ganzen katholischen Kirche sey erkannt und verehret worden. Er war aber kaum bis auf die Regierung des Victors, das ist, bis an das Ende des zweyten Jahrhunderts, gekommen, als er es allzuüberzeugend merkte, daß er mehr gewagt habe, als er leisten könne. Er fand gerade das Gegentheil von dem, was er suchte, und sahe, daß durch die ganze Christenheit im gedachten Zeitraume von der päbstlichen Hoheit nicht das geringste bekannt gewesen sey. Einem ehrlichen Manne ist es nicht genug die Wahrheit entdeckt zu haben; er tritt auch offenbar auf ihre Seite. Dieses that Herr Bower, sobald er wieder in sein Vaterland kam, und setzte seine in einer andern Sprache angefangene Arbeit in der englischen fort, sobald er sich wieder darinne stark genug gemacht hatte. Er zeigt durchgängig durch unwiedersprechliche Gründe, daß die Päbste nichts als Bischöfe gewesen, und daß geheime Absichten weltlicher Monarchen, ihre eigene Ränke und die zu ihren Betrügereyen vortheilhafte Zeiten ihnen eine Hoheit verschaft, die den ersten endlich selbst schimpflich und unerträglich ward. Die Historie der Päbste ist diejenige, welche die wenigsten glaubwürdigen Scribenten hat. Anastasius Bibliothecarius, Platina und Onuphrius Panvinius sind bey nahe die einzigen Quellen, und noch darzu sehr seichte und verfälschte Quellen. Die neuen Scribenten, zu den Zeiten, da die Päbste und Kayser einander in den Haaren lagen, waren entweder Gvelfen oder Gibellinen. Die ersten werden die größten Bösewichter, wenn sie auf dem päbstlichen Stuhle gesessen haben, zu Heiligen, und jene wahrhaftig fromme und untadelhafte Männer, die den einzigen Fehler hatten, daß

sie Päbste waren, zu Ungeheuern der Boßheit machen. Herr Bower hat also sein vornehmstes Bestreben dahin gerichtet, diese Partheilichkeit zu vermeiden. Er hätte sein Werk eben so wohl Historie des Pabstthums als der Päbste nennen können, indem darinne nicht nur eine Nachricht von dem Leben und den Handlungen der Päbste, sondern auch von allen päbstischen Lehrsätzen und Meinungen enthalten ist, wenn, durch wen, bey welcher Gelegenheit und zu welchem Zweck eine jegliche erfunden und eingeführet worden. Alles dieses zeiget genugsam, daß die Übersetzung dieser Geschichte kein überflüßiges Unternehmen sey, wovon den Nutzen nur der Übersetzer begreifen könne. Der Herr Pastor Rambach hat in der Vorrede noch die Übersetzung eines kleinen Werks mitgetheilet, das in dem letzten Kriege, worinne England verwickelt war, in der Absicht verfertiget wurde, die päbstliche Religion auf der besten Seite vorzustellen, und dadurch in Schottland die heimlichen Anhänger derselben in Bewegung zu bringen. Ein englischer Theologe hat eine Wiederlegung hinzu gefügt, welcher durch die Kürze nichts an dem Nachdrucke abgehet. Dieser erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

Berlin.[1] *Memoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. Siecle, par M. Duclos, de l'Academie royale des belles-lettres. Chés Etienne de Bourdeaux. 1752. in 12mo.* Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit seiner blöden Bescheidenheit jetzo eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unsern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennet, beylegt, wenigstens ins Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade, wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäß seyn wird, ein guter Christ zu heissen, so wie es jetzo die Artigkeit erfordert, sich für nichts schlechters als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen. Wenn man in gesitteten Ländern von Anfange an alle diese Abwechselungen in besondern Büchern aufgezeichnet hätte, so würde man diese Bücher nicht besser als die Schandchronike des menschlichen Geschlechts nennen können. Noch ist es Zeit unsern Nachkommen diese Erniedrigung

[1] [151. Stück. Sonnabend, den 18. Dec.]

zu verschaffen. Hr. Duclos, welchen man schon aus seinen Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennet, scheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verschiedenen Bilder von den Sitten seiner Zeitgenossen in die Lebensbeschreibung eines artigen Mannes gebracht. Diese Lebensbeschreibung ist wahrscheinlich genug um wahr seyn zu können; gleichwohl wird sie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausspruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen sollte, als der unsinnigste Roman vorkommen; so viel ausschweifende Thorheiten, so viel unbegreifliche lächerliche Kleinigkeiten wird sie darinne aufgezeichnet finden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Amsterdam.[1] Herrn Johann Christian Cunos, der königl. Großbrittannischen deutschen Gesellschaft auf der Universität Göttingen Mitglieds, Ode über seinen Garten Nachmals besser. Zweyte Auflage, durch ihn selbst nachgesehen und vermehret; nebst Zugaben angesehener und gelehrter Männer, und Vorrede Herrn Friedrich Wagners, Pastoris zu St. Michael in Hamburg rc. Bey J. C. Schoots van Cappelle 1750. in 8t. 20 Bogen. Dieses Gedichte hat man schon vor einigen Jahren unter den poetischen Schriften des Herrn Verfassers gelesen, und damals schon hat man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihn einen glücklichen Nachfolger des Herrn Brockes zu nennen. Es ist eine Ode von 388 Strophen, worinne man viel artige nach dem Leben gemachte Beschreibungen und noch mehr erbauliche Gedanken antreffen wird. Die zwey ersten Strophen werden den Ausdruck und den Schwung, welchen der Verfasser dabey zu nehmen pflegt, deutlich genug zeigen. Hier sind sie.

Reitzbegabtes Nachmals besser!
Meiner Hoffnung Losungsbild!
Trutz und Gleichgewicht der Schlösser
Welche Geitz und Hochmuth füllt.
Lehre, Nutzen und Vergnügen
Stürzt dein Horn voll Überfluß,

[1] [152. Stück. Dienstag, den 21. Dec.]

Daß ich meines Schicksals Fügen
Deinethalb auch dancken muß.
Schatz, den ich sehr theuer schätze,
Capital, nicht zum Gewinn!
Sondern daß ich mich ergötze,
Wenn ich dir willkommen bin.
Wenn mich Haus und Stadt verdriesset,
Wo Gewül und Lerm ertönt,
Wird mein Harm bey dir versüsset
Und die Gramschaft ausgesöhnt.

Ausser der Vorrede des Herrn Pastor Wagners welche von der Verbindlichkeit der Menschen handelt, die Werke des Herrn so wohl im Reiche der Natur als im Reiche der Gnaden zu seiner Verherrlichung zu betrachten, sind noch folgende Stüke bey dieser neuen Ausgabe hinzu gekommen: 1) Herrn Joh. Achatius Felix Bielke Abhandlung von dem vernünftigen Gottesdienste in so fern er sich auf die heilige Offenbarung der Christen gründet. 2) Herrn Densos Beweis der Gottheit aus dem Grase, in Versen. 3) D. S. A. Buttneri Enumeratio methodica plantarum carmine clarissimi Joannis Christiani Cuno recensitarum. 4) Herrn Samuel Joh. Albert von Beinon Erklärung der Kupferzierrathen bey der Ode des Herrn Cuno. Dieser Kupferzierrathen sind nicht wenige und ihre Vollkommenheit kan man schon daraus einiger massen abnehmen, da sie in Holland verfertiget sind, wo man sich so sorgfältig bemüht den Büchern alle äusserliche Schönheiten zu geben, deren sie fähig sind. Das ganze Werk ist dem Herrn Rittmeister von der Gröben von dem Herrn Verfasser zugeeignet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

Berlin.[1] *Jo. Car. Conr. Oelrichs, J. V. D. Reg. societatibus, Gryphswaldiae, Goettingae et Regiomonti, nec non Ducal. Helmstadiensi, Teutonicis ac Latinae Jenensi adscripti, Commentationes Historico-Literariae quarum prior Consilium Friderici Wilhelmi M. Elect. Brand. condendi novam Universitatem omnium gentium, scientiarum et artium exponit, posterior Historiographos Brandenburgicos recenset. Apud A. Haude et J. C. Spener. 1751.* in 8t. 5 Bog. Diese beyden Ab-

[1] [153. Stück. Donnerstag, den 23. Dec.]

handlungen sind ein Beweis, wieviel Neues und Brauchbares man auch auf wenige Bogen sagen könne. Die erstere enthält eine Nachricht von dem Vorhaben Friedrich Wilhelms eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste aufzurichten. Sie gehöret mit Recht unter die Anekdoten, und zwar unter diejenigen, welche von dem großen Geiste dieses Monarchen auf die unwidersprechlichste Art zeugen. Wir wollen nichts davon erwähnen, damit die Leser das Vergnügen ganz geniessen mögen, alle Umstände davon bey dem gelehrten Hrn. Verfasser selbst nachlesen zu können. Die zweyte Abhandlung erzählt die Brandenburgische Historiographi; und sowohl von denen, welche es in der That gewesen sind, als auch von denen, welche nur den Tittel gehabt haben, werden überall besondere merkwürdige Umstände beygebracht. Beyde Abhandlungen sind dem Hrn. Prof. Formey zugeeignet. Eine Anmerkung in der erstern auf der 36. Seite können wir nicht unberühret lassen. Er beschwert sich daselbst über denjenigen, der von ihm ausgesprenget, daß nicht er, sondern der Hr. Präses seine inaugural Dissertation de Botding et Lodding judiciis Germaniae et imprimis Marchiae Brandenburgicae antiquissimis gemacht habe. Er hat dieses mit solchen Worten gethan, daß er nothwendig seine Sache sehr gewiß seyn muß. So viel uns wenigstens bekannt ist, hat er seine Dissertation zweyen hiesigen in der Landesgeschichte vorzüglich erfahrnen Gelehrten, ehe er sie dem Hrn. Präses geschickt, zum Durchlesen mitgetheilet, welche es auch bezeugen können und wollen, daß das Manuscript den Sachen nach mit dem gedruckten Exemplar vollkommen übereinkomme, nur daß in der Schreibart verschiednes geändert und hin und wieder etwas hinzugefüget worden sey. Ob aber dieses auf Verlangen des Herrn D. oder wider dessen Willen geschehen sey, wissen wir nicht. Indessen können wir doch ohnmöglich glauben, daß der Herr Präses an dem Gerüchte, wogegen sich der Herr D. mit Recht zu vertheidigen sucht, Schuld sey; da nemlich jüngst ein dritter, ein sehr kleiner Geist, wie es nicht anders seyn kan, in den Breßlauischen Gelehrten Zeitungen im 32ten Stücke dieses Jahres melden lassen, daß des Herrn D. Dissertation unter des Herrn Präses Namen ganz allein wieder aufgelegt worden wäre, daß es dessen eigne Arbeit sey, und daß dem Herrn D. davon weiter nichts als die Vorrede und der Anhang von den 12 Beweisstücken zugehöre. Das erstere ist eben so unwahr als das andere, indem man noch zur Zeit keinen

Nachdruck von dieser Dissertation gesehen hat. Dieses ist also eine neue Art, wie man auf eine tückische und niederträchtige Weise andre verlästern kan. Wir zweifeln nicht, der Hr. D. werde diese Verläumdung gegen den Urheber dieser Nachrichten zu seiner Zeit nach Würden zu belohnen suchen, wo er ihn anders nicht schon kennet und es etwa ein Mensch ist, der mehr Mitleiden als Züchtigung verdient. Von den vernünftigen und gelehrten Verfassern gedachter Zeitung aber ist man vollkommen versichert, daß sie an solchem Aufsaze weiter keinen Antheil haben, als daß sie ihn mit andern empfangenen Nachrichten in einer Zeitung abdrucken lassen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Rostock.[1] Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der heil. Dreyeinigkeit gesammlet und beurtheilet von Johann Thomas Haupt, Königl. Preuß. Kirchen und Schulen Inspectore zu Templin. Bey Joh. Andr. Berger und Jac. Bredner. 1752. in 8. 1 Alphab. 4 Bogen. Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und derjenige der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie deswegen nicht selbst. So unbillig als es folglich seyn würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweise von dem Daseyn Gottes durch eine prüfende Musterung gehen lassen, und die wenigsten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, eben so unbillig würde es seyn, wenn man dem Herrn Inspector Schuld geben wolle, daß er das Geheimniß der Dreyfaltigkeit nicht erkenne und annehme; da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmsten Gründe, die von verschiedenen Verfassern zur Erläuterung und zum Beweise desselben sind gebraucht worden, vorlegt, und diese Gründe mit seiner Beurtheilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, daß er 1) alle angeführte Gleichnisse zur Erläuterung der Dreyeinigkeit in den göttlichen Wesen für unzulänglich, und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von eben dieser Lehre als solche nicht annimt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowohl für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt,

[1] [155. Stück. Dienstag, den 28. Dec.]

als auch für die Dreyeinigkeit insonderheit verwirft. Diese drey Punkte machen die drey Hauptstücke seines Werks aus, indem er noch in dem erstern einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt vorausschickt. Alle welche das gründliche lieben, und die Wahrheit von dem seichten und ungegründeten gereiniget zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beyfall zu erkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen daß man Beweise, welche bey ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Das Neueste

aus dem

Reiche des Witzes,

als

eine Beylage zu den Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen.

1751.

[Das Neueste aus dem Reiche des Witzes erschien im Vossischen Verlag zu Berlin monatlich vom April bis zum Dezember 1751 in 9 Stücken zu je 8 Seiten, im ganzen 72 Seiten 4° stark, von Lessing herausgegeben und fast allein von ihm verfaßt.]

Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blat gewidmet seyn. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchste haben sie es in die äusserste Ecke derselben verwiesen, und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden, und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheidern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich seyn, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Gränzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben, allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben so unbegreiflich seyn, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefehr etwas sey, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleich komme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunst seyn müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freyen Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die sie nichts, als die unerträglichste Sklaverey, seyn würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von

der Rauigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Theil seines Vorzuges für unedlere Thiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reitze die ursprüngliche Empfindung der Freyheit in uns ersticken, und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker, sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen, und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. = = = Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die grossen Thaten, welche bey Barbaren fest eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fliessen bey gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt, und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freyen Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bey der Akademie zu Dijon den Preiß erhalten hat.*) Sie betrift die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beygetragen habe? Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück seyn würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umständlichen Auszug derselben um so viel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzo in Deutschland bekannt worden ist.

*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon; en l'année 1750. sur cette question proposée par la même Academie: si le retablissement des sciences et des Arts a contribué à epurer les moeurs. Par Mr. *Rousseau* Citoyen de Geneve.

Er hat sie in zwey Theile getheilt. In dem erstern zeiget er durch unverwerfliche Beyspiele der Geschichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fliessende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sey verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie nothwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

Europa, sagt er, war in die Barbarey der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völcker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils, lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender, als die Unwissenheit, war. Ich weiß nicht, welche scientifische Wäscherey, hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt, und setzte ihrer Zurückkunft ein bey nahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, die Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen; und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlandes nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freyen Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst zu denken, verband sich mit der Kunst zu reden; eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vortheil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nehmlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde einander durch ihres gemeinschaftlichen Beyfalls würdige Werke zu gefallen, einflößt = = Ihr ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig = = = Ehe die Kunst unser Betragen gebildet, und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatte, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verrieth sogleich den Unterscheid der Gemüthsarten. Die menschliche Natur war deßwegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzähliche Laster. Jetzo, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit;

ohn Unterlaß folget man den Gebräuchen, und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. = = Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bey sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherey; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöscht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit den Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. = = = Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größten Theils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. = = = Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. = = Egypten war die Mutter der Weltweisheit und der freyen Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Cambyses, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken. = = = Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten seyn konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. = = = Rom, das von Hirten erbaute, und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. = = = In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht; keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tartars nicht befreyen können. = = = Die Perser, ein besonders Volk, bey welchem man die Tugend lernte, wie man bey uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Be-

weise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. = = = Sparta selbst, im Schoose Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man seyn könne, ohne gelehrt zu seyn; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften, bestehe. = = = O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest, und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr, als alle seine Eroberungen, berühmt machte, gesehen hättest. „Götter! würdest du gesagt haben, wo sind die strohern Hütten, worunter „ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht „hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde „Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese „Bildsäulen? diese Gemählde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt „ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt euch zu Sklaven „nichtiger von euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die „euch beherrschen? Habt ihr deßwegen Asien und Griechenland mit eurem „Blute befeuchtet, um Baumeister, Mahler und Bildhauer reich zu ma„chen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler Preis gegeben? „Auf, ihr Römer! reisset eure Schauplätze ungesäumt nieder; zerschmet„tert diese Marmor; verbrennet diese Bilder; verjaget diese Sklaven, „welche euch unter dem Joche halten, und deren unselige Künste euch ver„derben. Laßt fremde Hände durch eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; „die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist die Welt zu über„winden, und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas un„sern Rath für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder „von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte „nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren „Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas „so majestätisch? O ihr Bürger! Ein Anblick rührte ihn, welchen euch „nimmermehr weder eure Reichthümer noch eure Künste verschaffen wer„den; der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist; „die Versammlung von zweyhundert tugendhaften Männern, welche alle „in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten“ = = = Seht, fährt der Verfasser fort, so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu ent-

reißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger, als zu eiteln Untersuchungen, bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat; so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter seyn, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt gebohren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Theile, und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr in Irthümer zu fallen, verbunden sey. Er beweiset ferner, daß ihre Wirknugen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. Nichts Gutes thun, sagt er, heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verrathen, und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt seyn? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich, oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks. = = = Sage uns, berühmter Arouet, wie viel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wie viel grosses hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? = = = Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen, da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien = = Nicht allein den

martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten, sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht = = Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Vertheidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, so wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern, noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden = = = Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es giebt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen = = = = Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Mahler; nur Bürger haben wir nicht = = = Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, solte man sie für einen Haufen Marktschreyer halten, wovon jeder auf öffentlichen Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen = = = Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten. „Allmächtiger „Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreye uns von den „Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter; und schenke uns „wieder Unwissenheit, Unschuld und Armuth; die einzigen Güter, welche „unser Glück befördern, und vor dir angenehm sind" = = Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrsamkeit erbrochen, und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was ausserordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hofnung zu hoch seyn. Große Gelegenheiten machen große Geister. = = = O Tugend! schließt er endlich; erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viel Mühe, so viel Anstalten sind nöthig, dich zu

kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwey großen Völkern bemerkte; das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwo Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebände verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebauet seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin, aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? = = Ferner könnten wir sagen; wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkenschheiten entheiligen? Beyde können der Tu-

gend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte. Welcher Damm wird die Laster, die bey ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust in das Herz flößen, sind bey ihnen unzählbar. Eine philosophirende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A** Verfasser dieses eben so unwitzig als eckel geschriebnen Buchs sey. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verräth allzusehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eisern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bey dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bey dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher, ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Theile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel:*) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schoose Frankreichs, ob uns gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesangs des italiänischen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzose aber hat dem Innhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen ein-

*) Les vrais plaisirs ou les amours de Venus et d'Adonis. à Amsterdam chez Mortimier Libraire 1750. in Octav auf 78 Seiten.

geschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten roth wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beyzufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst zu verhüllen, und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reitzend zu schildern, als man jetzo das Laster mahlt?

Durch welch Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs, von dieser Seite, einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einen Piron haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus eckel seyn würden. Einer der bekanntesten von dieser Art, Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Misbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, mahlt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter, und durch seine großmüthige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseaus in zwey Theilen.*) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D. welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734. vollständig zu machen, der Welt mittheilet. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorien, Erzählungen, zwey theatralische Stücke und

*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II. Tomes à Amsterdam chez Marc Michel Rey 1751. in 12. der erste Theil von 405 Seiten, der zweyte von 252.

eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das beissende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satyre, oder die Satyre ohne Einfall ist. Wir haben eines zu übersetzen gewagt. Hier ist es.[1]

Die zwey theatralischen Stücke heissen*) der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und der**) Argwöhnische. Beyde sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und ist nichts, als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber werth ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufsätze sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der eine so wohl, als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereyen hinweg sehend, wird sie einen Voltaire eben sowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopstock in eine Klasse bringen? gewiß nicht. Wann es einmal heissen wird des verstorbnen Hrn. von Scheib längst verstorbene Theresiade, so wird man den Meßias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hofnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bey seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir seyn, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kan, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, an statt den Meßias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beygetreten seyn. Es giebt nur all=

*) L'Hypocondre ou la femme, qui ne parle point.
**) La Dupe de soi-meme, ou le defiant confondu.

[1] [Darauf folgt, doch ohne Überschrift, das Sinngedicht Auf die Europa; vgl. Band I, S. 5.]

zuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, an statt erhaben dunkel, an statt neu verwegen, an statt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher seyn, als wann hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewundrer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allen, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Meßias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehen giebt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bey. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben.[1]

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne, und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müßen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Meßias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen.[2]

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich, als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierig-

[1] [Hier folgt, doch ohne Überschrift, das Sinngedicht Auf einen gewissen Dichter; vgl. Band I, S. 23.] [2] [Hier folgt, gleichfalls ohne Überschrift, Der Sperling und die Feldmaus; vgl. Band I, S. 157.]

keit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort an statt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz, Oesen zeigen gnugsam, wie man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben können. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freyheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschaft, wenn sie an statt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.[1]

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose, wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer seyn?[2]

Daß aber ein Heldendichter und ein Dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen seyn kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

Monat May 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oefnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Ge-

[1] [Vgl. Bd. I, S. 242.] [2] [Vgl. Bd. I, S. 25.]

folge sieht sich ausgeschlossen, und plözlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Meßias erhalten, worinne zu den drey bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dännemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich; wenn der Verfasser des Meßias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode seyn. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. = = „Ihn ersahe Gott mit einweihendem Blicke, als „er gebohren ward, zum Vater des Vaterlandes = = Umsonst winkt ihm „der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel „zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thrä„nen der Mutter und Braut erkauft wird = = Für ihn war der Eroberer „zu klein, so bald er zu fühlen begann. Nie weint er bey dessen Bilde, „seines gleichen zu seyn = = Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu „seyn vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks „vieler Tausend zu werden = = Er ist ein Christ! = = Er belohnt redliche „Thaten, und belohnt sich zu erst = = Lächelnd schaut er alsdann auf die „Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht. = = Er winkt dem „stummen Verdienst, das in der Ferne steht." = = = = Seht da, die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie Stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzähliche Anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederhohlte Trennung, auch aus seinen Theilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. = = Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs, und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen, als möglich. Die drey ersten Zeilen sind Asclepiadeisch und die vierte ist Glyconisch. Ueberall ist der Werth der Sylben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so vielmehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hofnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

Welchen | König der Gott | über die Kö | nige
Mit ein | weihenden Blik | als er geboh | ren ward,
Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund
Und des | Vaterlands Va | ter seyn.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „*Der König der Dänen*, heißt es, hat dem „Verfasser des Meßias, *der ein Deutscher ist*, diejenige Musse ge„geben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nöthig war." = = Ein vortrefliches Zeugniß für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satyre darinne sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. = = Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. = = Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätherey des Judas, das letzte Abendmal der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge = = Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager, und warf sich ungestüm, und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrey, und der Tödtenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf, und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen. rc.

Wie vortreflich ist dieses Gleichniß ausgemahlt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite schildert; so wie Virgil den Löwen = = Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser seyn, wenn wir mehr Stellen ausziehen

wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerißnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hofnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgrif anwendet, den man bey dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht = = Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Meßias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb;
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den tief erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bey dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen seyn, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Koppenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit grösser, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. = = Könnte man dieses letztre von dem französischen Poeten Piron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Verfasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, „welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen „haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist.

„Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; „einen Zufall aber, welcher mir jetzo den Augenblick wiederfahren ist, „kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als „alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich „Zeit meines Lebens daran denken werde. Das ausserordentlichste dabey „ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch „wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur. Ich „erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, „mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Strasse, „bey einem gewissen Herrn = = = (welchen ich nicht im geringsten die Ehre „hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von „mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne „eine kleine Bewegung, welche bey annahender Entwicklung solcher ge„heimnißvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein „gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen „ist, als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr = = = war ein Notar, ein sehr wackrer und höflicher „Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen „Contract auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch aus„gesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Capitale gegeben hatte, „zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisd'or „auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreiffen, in was für eine „Flut von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen „mußte. Doch umsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, „was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen „Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese „ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken, oder mit Verdruß zu „sterben.

„Es ist kein Stof, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er „es gleich, wie mir es scheint, seyn sollte. Denn ist denn die Kanzel „nur dazu, daß sie strafbare Handlungen bekannt machen soll? Würde „dieser Zufall nicht eben so gut erbauen, als jede andre Abdankung? „Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch „nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen „meine Begierde denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit

„meinen schuldigen Danksagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen „Brief einer gewissen Person von Ihren Bekannten, welche Ihnen wohl„will, welche überall in der Welt bekannt ist, welche alles wissen will, „und in der That auch alles weiß, welche alles sagt, was sie weiß, und „zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, und „dadurch wird vielleicht jemand hinter das Geheimniß kommen. Diese „Person ist das Publicum. Ich bin, mit aller Hochachtung, mein Herr ꝛc."

Piron.

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Got„tes auf Erden ist, so ist der es noch vielmehr, welcher es unsichtbar „thut." = = = Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbey alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freyheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es seyn, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen ziegellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Meßias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er, mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt, und sich in der Bewunderung

verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweiß eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzeney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt = = Diese einzige Betrachtung sollte den Meßias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen dem Leser einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satyre reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten und „erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht über„drüßig. = = Ich überreiche diesen fünften Theil mit der fast zuversicht„lichen Hofnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird = = Sie sind nicht „alle von gleichem Werthe und Nachdrucke = = Wo sie keine Bewunde„rung erwecken, so werden sie doch auch keinen Eckel erregen" = = (Horaz sagt, nicht wir

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae – –
– – – – – – –
– Animis natum inventumque poema juvandis
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.)

= = „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fliessende und mit einem „Worte menschliche Art zu dichten, auch in unserm Alter nicht verlassen „wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig „angenommen haben = = Sie hat ganzer dreißig Jahr bey vielen gelehr„ten und ungelehrten Lesern Beyfall erhalten = = Man wird auch in „diesem Theile keine dunklen, schweren und Räthselvollen Ausdrücke von

„den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah, und den duftigen Cedern von Libanon her = = viel minder aber so genannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen. = = Es sollte mir leid seyn, wenn ich unter die Afterschöpfer gezählt werden könnte = = Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft, und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, sind nur für die rauhen und schwermüthigen Einwohner des Saturnus = = Unsre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden = = = Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten sind strafbare und unchristliche Ausdrücke = = = Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist = = Die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten = = Sie schaffen aber lauter Abentheuer, wie aus der Miltonischen Gespenster und Geisterhecke, aus Dantes Hölle 2c. 2c. mit Entsetzen zu ersehen ist = = Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büssende Teufel ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen; die Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheissen aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnöthige Nebengehülfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die seltne Classe der schöpferischen Geister zu setzen seyn = = = Die Menge von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art zu dichten nicht zu frieden sind = = Viele haben nicht einmal einen Gesang, oder Ungesang, weil es sich weder reimt noch sonst poetisch klingt, ganz aushören können = = = Doch diese schöpferische Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jezige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben = = = Ich wünsche es aus herzlichem Mitleiden = = = Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig gelegen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen hätten = = Opitz, Flemming, Gryphius, Günther 2c. haben von dieser Art zu dichten nichts gewußt = = Wann sie wieder kommen sollten, würden sie sich vermuthlich über diese afrikanischen Wundergeburten

„entsetzen = = Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst „nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas anderes und nützlichers „gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu ge„winnen, oder mit elenden zusammengeraften Zeitungsschreiben, und un„anständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das „Brod zu verdienen. = = Das unhöfliche Schreyen gegen meine unschuldigen, „und zum mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens ge„wesen = = Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange ge„schertzt. Ich empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige „Muse, und verspreche ihm den sechsten Theil und einen besondern Band „geistlicher Gedichte. Ich bin für seine unverdiente Wohlgewogen„heit ꝛc."

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzo lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Meßias, (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet:) voller ketzrischen Irrthümer sey: Und wer weiß ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglaube zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es giebt Männer; welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drey Gesängen; Jacob und Joseph. Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweyten Reise der Söhne Jacobs nach Egypten, bis auf den Zug des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabey gearbeitet; obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wieder den Sinn des Ver-

fassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jacobs, da er seinen Sohn das erstemal wieder umarmet.

Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gehnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamst, und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt ein Raubthier zerfleischt, und den streifigten Rock mir
Brachten und fragten: Sieh, Vater, obs wohl des Josephs Gewand sey;
Bis zu dem frölichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dieß lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen.

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bey dem Jacob und Joseph hätte man die Gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwey ersten Gesänge des Gedichts, der Sündfluth betrachten. Der Verfasser hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses Bogen greiffen, den zu spannen Muth und Sehnen von nöthen sind. „Doch, fährt er fort, der Verlust „selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens. „Es ist schon ein vornehmer Ruhm der andere oder der dritte nach dem „Sieger zu seyn. Hier sind ansehnliche Gewinnste auch für die nächsten „nach ihm aufgesetzet. Oft ist es sehr schwer, unter zweyen, deren jeder

„seine starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden.“ Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwey wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen = = . Wie stolz wird Deutschland seyn können, wenn alle diese Werke so glücklich zu Stande kommen, als sie angefangen sind. Drey Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefehr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Calendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kan sich leicht einen Begrif davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stof dieses Gedichts. Lycoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lycoris verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn, und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lection daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sey ihm Opfer schuldig: zweyter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrikt Anfangs da er sieht, daß es ein Calender ist, fasset aber neuen Muth da er den eigentlichen Innhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebes-Götter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lycoris im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird „man mir glauben, spricht der Dichter, wenn ich sage, daß die Grazien, „die das alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zwey-„deutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der „Scham ist vergangen. Die Grazien sind wie andre Schönen. Hinter „dem Fächer braucht man über nichts roth zu werden ꝛc.“ vierter Gesang. Der Neuejahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter

*) Le nouvel an, Poeme Heroi-Fou. *Aimés vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux. à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751. in 12. 60 Seiten.

Gesang. Lindor begiebt sich zu seiner Lycoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es Schiedsrichterin zu seyn; sie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lycoris: sechster Gesang. Lindor und Lycoris sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch, und schwört ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hofnung seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebender Gesang. Die Neugier besiegt die Lycoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lycoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Räthsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömt mit anbrechenden Morgen zu seiner Schönen und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel, schließt der Dichter, so hütet euch doch ihr „Schönen für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter „angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des „Teufels." = = Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satyre ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich; und in Paris selbst ohne Nutzen, so bald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung worinne Frankreich so sinnreich, als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die Epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freyen Engländer in einer Vergrösserung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum dienen gebohrner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Tittel Scribleriade ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beybehalten, und sie niemals mit dem Drolligten abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten

kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen, und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sey. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Mährchen geglaubt. Shaw erzehlet uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludewig XIV. so überzeugt davon gewesen sey, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes, aus dieser Stadt, zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünf hundert Liv. verkauft, und vorgegeben, daß sie einen grössern Körper ohnmöglich so weit wegbringen könnten ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wolten, daß ein Muselmann, tod oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts, als die Bildsäule eines Cupids sey, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen, und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mit sammt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er alle seine gesammelten Raritäten auf einem Haufen zu thürmen, sie anzuzünden, und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig, sagt er, ist der Mann, dessen Name von einem „ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz erhält. O hätte das lieb„reichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der grosse Empedocles in dem „Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geschick des un„sterblichen Plinius theilte, und die Asche des berüchtigten Vesuvs wäre

„mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, mein Ende wie das Ende „jener ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, mir selbst ein trauriges „Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit über die Welt würde „alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen, und von allen Musen in „allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpfliches Schicksal soll „mein hoffnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig tod ver„graben! Doch = = Ich sollte diesen unedlen Tod nicht verschmähen? = = „Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geist nicht aushauchen = =. „Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, so sey etwas „gethan, wodurch auch der lezte verherrlichet wird! Ja, der wackere „Phönix soll mein Beyspiel seyn. (= = ach, daß ich den Phönix, ich un„glücklicher, nicht noch habe sehen sollen! = =) = = Ja sein prächtiger Scheiter„haufen erweckt in mir den erhabensten Einfall! = = Ich will meine ge„sammleten Schätze anzünden, und mich selbst der theuren Flamme „übergeben.“ = = Der Gott nimt die Aufopfrung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf, und beschließt also sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hofnung zu Schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kan, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie, und besteht darauf die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber, spricht er, wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise „nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, „keine freundliche Schatten mich lehren. Ach daß in unsern unerleichte„ten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret, und mit „prophetischen Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden „Warnungen des Himmels lesen kan! Keine geheiligten Orakel kommen „mehr zu Hülfe; die Pythia und das Cumäische Mädchen sind sprachlos. „O hätten wir in jenen glüklichen Zeiten gelebt, als der Trojanische „Held und der Griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir viel-

„leicht einen freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, welcher ge„schikt gewesen wäre uns jede Ahndung zu entzieffern. Vielleicht wären „wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der berüchtigte „Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!" Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzugerecht ist dein Kummer! O möchte mein weissagendes „Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner „haben den Narren und Unsinnigen allezeit besondere Ehre erzeugt, und „dieses sehr weißlich. Denn oft, wann sich die Flügel der Vernunft hoch „über irrdische Dinge erheben, so streifen die Gedancken unter den Woh„nungen der Sterne und werden durch den Umgang mit den Unsterb„lichen beglückt. Von da aus theilt alsdann der göttliche Mann den „minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. In Cairo „wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theomantischen „Wuth begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph zum Vor„schein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt, und von „allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fuß„stapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden „günstigen Theil, geschickt die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. End„lich thut die Stimme den heiligen Ausbruch, und die horchende Menge „bleibt staunend stehen. = = Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wie„der nach Cairo zurückkehren, und laß den Weisen sich bey dem Narren „Raths erhohlen." Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kan man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Wercke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret, und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt, oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinausbähnet. Wie unzehlig muß also nicht die Menge der Regeln sein; denn allen diesen Beobachtungen kan man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kan sie zu Regeln machen. Wie un-

nütz aber müssen sie uns nothwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kan.

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der *Einschränckung der schönen Künste auf einen eintzigen Grundsatz*, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab. Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er gieng bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man bloß vermittelst des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreyet, und sie bloß einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, so bald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nöthig, von dieser glücklichen Arbeit des Hrn. Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläuftig zu reden, da sie vor kurtzen unter uns durch eine doppelte Uebersetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Uebersetzungen ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu ertheilen. Ausser dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Uebersetzung selbst weit getreuer gerathen; da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. *Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urteilen will, in eine gleiche Verwirrung.* Dieses sagt Herr Batteux; die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz anders. *Man beklagt sich, heißt es, täglich über die Menge der Regeln; sie sind so wohl dem Verfasser der SIE verfertigen, als dem Liebhaber der SIE beurtheilen will, beschwerlich.* Das SIE bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteux will nicht

sagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurtheilen wolle, sondern den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urtheilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Eintheilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind; von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie besonders der Epopee, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern Theils den Hrn. Batteux, theils setzen sie seine Gedancken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. An statt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Nahme des Herrn Gellerts wird mehr davon versprechen, als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteux gerichtet ist.*) Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bey dem Tittel vermuthen, daß Herr Diderot gleichfals der Verfasser davon sey. Was er jetzo vermuthet, wird er gewiß wissen so bald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheinet nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Versetzungen in den Sprachen. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß, der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus, er springt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind.

*) Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. Addressée à Mr. ***. *Versisque viarum Judiciis raptos; pedibus vestigia rectis Ne qua forent* - - Aeneid. lib. 8. 1751. in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten. Die Art wie er die Versetzungen, gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese. Er glaubt, die Natur der Versetzungen zu erkennen, müsse man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sey. Er schließt aus dieser Untersuchung, erstlich, daß die französische Sprache voller Versetzungen sey, wenn man sie mit der thierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleichet, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweytens, daß, wann sie fast keine von den Versetzungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweißheit zu danken habe, welche die Abstracta realisirt, und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumet hat. Hiervon glaubt er könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinauf zu steigen, bloß durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwey Mittel vor; die Erfahrungen nemlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kan, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebohrnen. Der Begrif eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall den Menschen in so viel besondre Wesen zu theilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich, spricht er, daß ich mich manchmal mit dieser Art „einer metaphysischen Anatomie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen „Sinnen, das Auge der am wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, „der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubigste und un„beständigste, das Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn „waren. Es würde, sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft seyn, „welche aus Personen bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich „glaube gewiß einer würde den andern für einen Unsinnigen halten; „man urtheile aber, mit was für Grunde. Und gleichwohl ist dieses „ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geschieht; man „hat nicht mehr als einen Sinn, und urtheilet gleichwohl von allem. „Uebrigens kan man über diese Gesellschaft von fünf Personen, deren „jede nur einen Sinn hat, eine besondere Anmerkung machen; diese nem„lich, daß sie, vermöge der Kraft zu abstrahiren, alle fünfe Geometers „seyn können, daß sie einander vortreflich verstehen, aber nur in geo„metrischen Sachen verstehen würden.“ Die Fortsetzung dieser Gedancken bringet den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mittheilen

müssen. „Ich besuchte, spricht er, vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, „und ich konnte die meisten von unsern guten Stücken answendig. Wenn „ich mir einmal vorsetzte, eine Untersuchung der Gestus und Stellungen „vorzunehmen, so begab ich mich auf die dritten Logen, denn je weiter „ich von den Schauspielern entfernt war, desto besser war mein Platz. „So bald als der Vorhang aufgezogen war, und alle Zuschauer sich „bereit machten, zuzuhören, verstopfte ich mir die Ohren mit den Fingern „zu nicht geringer Verwunderung derjenigen, die um mich herum waren, „und mich, weil sie mich nicht verstunden, bey nahe für einen Unsinnigen „ansahen, der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie „nicht hören wollte. Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urtheilen an„fechten, und hielt mir ungestört die Ohren fest zu, so lange das Spiel „des Schauspielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Ge„dächtniß rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Gestus irre „machten, oder ich wenigstens irre zu seyn glaubte. Ach, mein Herr, „wie wenig Schauspieler können eine solche Probe aushalten, und wie „erniedrigend würde für die meisten von ihnen eine weitre Erklärung „seyn, in die ich mich einlassen könnte. Ich muß Ihnen aber auch nicht „die neue Verwunderung verhehlen, in welche alle um mich herum fielen, „als sie sahen, daß ich bey den pathetischen Stellen Thränen vergoß, „und mir gleichwohl die Ohren immer zuhielt. Nunmehr konnte man „sich nicht länger halten, und die am wenigsten Neugierigen wagten sich „mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber ganz kaltsinnig antwortete: „jeder höre nach seiner Art, und meine Art wäre, mir „die Ohren zuzuhalten, um desto besser zu hören. Ich lachte „bey mir selbst über die Reden, welche meine vielleicht nur scheinende, „vielleicht würkliche Narrheit, verursachte; noch mehr aber lachte ich über „die Einfalt verschiedner junger Leute, welche sich gleichfalls nach meiner „Art die Ohren mit den Fingern zuhielten, und ganz erstaunten, daß „es ihnen nicht gelingen wollte. Sie mögen von meiner Gewohnheit „denken, was Sie wollen, so bitte ich Sie zu überlegen, daß, wenn man, „von der Aussprache richtig zu urteilen, die Rede hören muß, ohne den „Schauspieler zu sehen; es ganz natürlich ist zu glauben, daß man, „von den Bewegungen und Stellungen richtig zu urtheilen, den Schau„spieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich „durch seinen hinkenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana,

„und verschiedne theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage „war in seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt „in die Ohren schreyen mußte, wenn man von ihm wollte verstanden „seyn. Gleichwohl wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bey; er „verlohr kein Wort davon, und sagte so gar, daß er niemals, sowohl „von dem Spiele als von den Stücken selbst, besser geurtheilet habe, „als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne." = = Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus, er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeiten, welche man hat, einem taub und stumm Gebohrnen gewisse Begriffe beyzubringen, geben ihm Gelegenheit unter den oratorischen Zeichen die zu erst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Theile der Größe, und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedne Zeitfälle mangeln, und andere einerley Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Eintheilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreyfachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit zu betrachten. Bey dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden, und wie unmöglich es sey die Ordnung bey den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er, erstlich, daß, die Ordnung in den Theilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache seyn, wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didactischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweytens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sey, die französische Sprache, sowohl dieser als andrer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzosen, spricht er, haben dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen „haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede „gewonnen; Stärke und Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich „füge hinzu, daß die französische Sprache, wegen der didactischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit „bequemer, als die griechische, lateinische, italiänische und englische Sprache „ist, diese aber, wegen ihrer Wendungen und Versetzungen, weit vor-

„theilhafter bey den schönen Wissenschaften können angewendet werden. „Wir können besser, als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und „die Vernunft muß notwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, „erwehlen; Einbildung und Leidenschaften aber, werden den alten Sprachen „und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch „muß man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; „griechisch, lateinisch und englisch aber auf der Kanzel und der Bühne. „Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit seyn, wenn sie jemals „wieder auf die Erde kommen sollte; die übrigen Sprachen aber sind „die Sprachen der Fabel und der Lügen. Das Französische ist gemacht „zu unterrichten, zu erleuchten, und zu überzeugen; das griechische, la„teinische, italiänische, englische aber zu überreden, zu bewegen und zu „betriegen. Sprecht griechisch, lateinisch, italiänisch mit dem Pöbel; „französisch aber mit dem Weisen." = = Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart, mit der musikalischen Harmonie, und zeigt erstlich daß die erstre in den Worten die Würkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben, und des Werths der Sylben sey; daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe: zweytens daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter, und beweiset, daß es unmöglich sey einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Euryalus sagt:

Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,
Purpureus veluti cum flos succisus aratro
Languescit moriens, lassove papavera collo
Demisere caput, pluvia cum forte gravantur.

„Ich würde weniger erstaunt seyn, sagt er, wenn ich sähe, daß „diese Verse durch das ungefehre Untereinanderwerfen der Lettern ent„stünden, als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten „derselben in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Her„vorquellung des Bluts, It cruor; das Bild des sterbenden Haupts,

„welches auf die Schultern fällt, cervix collapsa recumbit; das Geräusche „des Pflugs, wenn er durchschneidet, succisus; die tödliche Mattigkeit „des languescit moriens; die Weichlichkeit des Mohnstengels lassove „papavera collo; das demisere caput, und das gravantur, welches das „Bild schliesset. Demisere ist so weichlich als der Stengel der Blume; „gravantur ist eben so schwer, als der Kelch, wann er mit Regen er„füllt ist. Collapsa bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese „Hieroglyphe befindet sich doppelt in papavera. Die zwey ersten Sylben „halten das Haupt des Mohns aufrecht, und die zwey letzten biegen es." Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen giebt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmak findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmacke. Er bringt bey dieser Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind.

Ζεῦ πάτερ ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ ἠέρος ὖιας Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ᾽ αἴθρην, δὸς δ᾽ ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπέι νύ τοι ἕυαδεν ὄυτως.

„Boileau, spricht er, hat diese Zeilen übersetzt: GOtt zerstreue die „Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst „wider uns, nur bey hellem Himmel. Seht da, schreyt dieser „Kunstrichter, mit dem Rhetor Longin, die würklichen Gesinnungen eines „Kriegers. Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieser Nieder„trächtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen „Muth in der Dunckelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er „nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, „damit er seinem grossen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende her„bey bringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.

Grand Dieu, rens nous le jour, et combats contre nous!

La Motte.

„Ey, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau ant„worten; hier ist gar nicht die Frage von den Gesinnungen, welche ein „Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Um„ständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses, ohne

„Zweifel, eben so gut, wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß „man zwey Verse des Homers richtig übersetze. Und wenn es nun von „ohngefehr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was ihr „lobt; wie würde es denn mit euern Lobeserhebungen und Betrachtungen „stehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und la Motte „denken müssen, wenn sie von ohngefehr etwa gottlose Pralereyen da „gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet „ist? Man lese und überlese die zwey Verse des Homers so vielmal „als man will, so wird man doch nichts als dieses darinne finden: Vater „der Götter und Menschen, Ζεῦ πάτερ, zerstreue die Nacht, welche unsre „Augen bedecket, und wenn du beschlossen hast uns zu verderben, so „verderbe uns wenigstens bey hellem Himmel.

Faudra-t-il sans combats terminer sa carriere?
Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux
Et que nous perissions à la clarté des cieux.

„Wenn diese Uebersetzung nicht das pathetische des Homers ausdrückt, so „findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boileau und la Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Herausfoderung des Jupiters: man sieht nichts als einen Held, welcher bereit „ist zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade „von ihm erbittet, als kämpfend sterben zu können. Ζεῦ πάτερ; Jupiter! „Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter so anreden? = = Diese „Stelle, fähret er fort, beweiset genugsam, daß es gar nicht nöthig ist „dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr „kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag „ein noch so großes Genie seyn, so wird man dasjenige doch nimmermehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst verstehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen. Er ist aber von den „poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, „daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehntenmale lieset, „schmeicheln darf, alles gesehn zu haben.“ = = Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe, und daß es zu wünschen sey, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier giebt er dem Hrn. Batteux zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet, und daß diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der

ſchönen Natur geleſen hätten, berechtiget zu ſeyn glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die ſchöne Natur ſey? zu verlangen. Ohne dieſe würde ſeinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der erſten Arbeit ſelbſt eine Probe, wozu er die vortrefliche Stelle des Virgils gewählt hat.

Illa graves oculos conata attollere, rursus
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta.

Die Tonkünſtler und Mahler mögen es beurtheilen, ob er in ihren Künſten den poetiſchen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat. = = Zum Schluſſe kömmt er auf die franzöſiſche Sprache wieder zurück; er ertheilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen, und ſpricht ihr auch in dem angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann ſie in den Händen eines Meiſters iſt. „Ein Werk, ſchließt er, welches von dem „Genie unterſtützt wird, fällt nie; es mag in einer Sprache geſchrieben „ſeyn, in welcher es will.“

Wir haben uns bey dieſem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus ausſuchen können. Wir hoffen aber, daß ſie dem Leſer angenehmer ſeyn werden, als ein halb Dutzend BücherTittel, mit einem nichts beurtheilenden Urtheile verlängert, das voller kindiſchen Ausruffungen, lächerlichen Anſpielungen, und unnöthigen Verſicherungen iſt, wie werth uns der allerwertheſte Herr Verfaſſer ſey.

Ein kurzſichtiger Dogmaticus, welcher ſich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche ſein Syſtem ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot heraus zu klauben wiſſen. Unſer Verfaſſer iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe geben, Wolken zu machen als ſie zu zerſtreuen. Ueberall, wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verliert ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;
v. Kleiſt.

wenn Schullehrer, in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne

der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sey es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglüklich genug, zu vermehren.[1]

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche seyn, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige ist, die Uebergänge nöthig hätten. Der Herr de la Mettrie, ein Name, bey dem man vielerley denken kan, hat die Welt mit einer neuen Geburth seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst zu geniessen.*) Er hätte sich noch kürzer, ob gleich ein wenig dunkler, fassen können, wann er sie die Pornevtik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts geniessen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild, anstatt der Tittelvignette enthält.

Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.

Der züchtigste Begrif, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen und zwar den ausgesuchtesten Stellungen mahlt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend und die Farben sind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen, hebt er an, höchster Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem alles, auch so gar die „Vernunft verschwindet; du weißt wie tief mein Herz dich anbetet, du „weißt alle die Opfer, die es dir gebracht hat. Ich weiß nicht ob ich „an den Lobsprüchen, die ich dir gebe, werde Theil haben; ich würde „mich aber für deiner unwerth halten, wenn ich nicht aufmerksam wäre „mich deiner Gegenwart zu versichern, und mir selbst von allen deinen „Wolthaten Rechnung abzulegen. Die Danckbarkeit würde ein allzu„schwacher Zoll seyn; ich füge also die Untersuchung meiner süssesten

*) L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythére. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

[1] vernehmen. [1751]

„Empfindungen hinzu." In diesem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der eilften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich „auch in das Lob eurer Reitze alle die Entzückungen bringen können, „mit welchen ich eure Wohlthaten schmeke!" Sollte man nicht glauben, daß nach einer solchen Ausrufung ein Franzose, das ist, ein gebohrner witziger Kopf, wie man behauptet, sich ganz besonders anstrengen würde? Wahrhaftig es ist auch geschehen. Und wie? Er hat einen Deutschen ausgeschrieben. Die Ode des Hrn. von Hallers an Doris ist es, welcher dieses Glück wiederfahren ist. Wir müssen die ganze Stelle einrücken, damit unsere Leser nicht glauben, wir scherzten. „Komm Phyllis, spricht „der französische Haller, laß uns in das kühle Thal herabsteigen. Alles „schläft in der Natur: wir allein sind wache. Komm unter jene Bäume, „wo man nichts als das sanfte Geräusche ihrer Blätter höret. Der ver„liebte Zephir ist es, welcher sie belebt. Siehe wie sie sich gegen ein„ander bewegen, und dir das Zeichen geben: ihnen nachzuahmen." Wie unglücklich hat sich der Herr de la Mettrie seinen Raub zu Nutze gemacht. Man vergleiche!

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste
Und winket dir liebkosend zu.

„Sprich Phyllis, fühlst du nicht eine süsse Bewegung, eine angenehme Weh„muth, welche dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen Eindruck, „welchen dieser geheimnißvolle Ort auf dich gemacht hat. Das Feuer „deiner Augen wird gelinder; dein Blut rollt mit mehrerer Geschwindigkeit; „es schwellt deinen schönen Busen, es belebt dein unschuldiges Herz."

Sprich Doris, fühlst du nicht im Herzen,
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süsser sind als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder,
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen, sprichst du! = = Komm Phyl„lis, ich will sie dir erklären."

Ich weiß daß sich dein Herz befraget,
Und ein Gedank zum andern saget,
Wie wird mir doch? Was fühle ich ꝛc.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet überrascht zu werden, und ist es „schon. Die Scham scheint deine Unruhe mit deinen Reizen zu vermehren. „Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber dein Herz verwirft sie nicht."

Du staunst. Es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht:
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

„Umsonst widersetzest du dich; jeder muß seinem Geschicke folgen; dem „deinigen hat nichts, glücklich zu seyn, gefehlt, als die Liebe. Du wirst „dich nicht eines Glücks berauben, welches sich verdoppelt, indem man es „theilt. Du wirst die Schlingen nicht vermeiden, welche du der ganzen „Welt legst: wer zweifelt, der hat sich schon entschlossen."

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geschicke
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was wilst du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt der hat schon gewählt.

„O könntest du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, welches „zwey Herzen schmecken, die sich einander ergeben; du würdest von dem „Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren Stellen deines „Lebens, die du ohne Liebe zugebracht hast, zurück fordern."

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust die zwey Herzen spühren,
Die sich einander zugedacht,
Du fordertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

„Wann sich eine Schöne ergeben hat, wann sie nur für den noch lebt, „welcher für sie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr, als ein noth- „wendiges Spiel sind; wann die Zärtlichkeit, welche sie begleitet, die

„verliebten Räubereyen recht spricht, und nichts als eine sanfte Gewalt „fordert; wann zwey schöne Augen, deren Bestürzung die Reitze ver„mehret, heimlich verlangen, was der Mund ausschlägt; wann die ge„prüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend selbst mit Myrten gekrönet „wird; wann die Vernunft keine andre Sprache führt, als die Sprache „des Herzens; wann = = die Ausdrücke fehlen mir, Phyllis; alles was „ich dir sage ist nichts als ein leichter Traum von diesem Vergnügen. „Angenehme Wehmuth! süsse Entzückung! Umsonst wagt der Witz euch „auszudrücken; das Herz selbst kann euch kaum begreifen."

Wann eine Schöne sich ergeben
Für den, der für sie lebt, zu leben
Und ihr Verweigern wird zum Scherz:
Wann nach erkannter Treu des Hirten
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft redt wie das Herz.

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstal, reizend Ringen
Mit Wollust beyder Herz beräuscht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt.

„Du seufzest, du fühlest die süsse Annäherung des Vergnügens! Liebe, „wie anbetenswürdig bist du! Wann dein Bild Begierden erweckt, was „wirst du nicht selbst thun?"

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!
Wie angenehm ist doch die Liebe!
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber seyn.

„Genieße, Phyllis, genieße deiner Reitze: nur schöne für sich seyn, heißt „schöne zur Qual der Menschen seyn."

Mein Kind genieße deines Lebens,
Sey nicht so schön für dich vergebens,
Sey nicht so schön für uns zur Qual.

„Fürchte weder die Liebe noch den Geliebten: Du bist einmal Meisterin „von meinem Herze; du wirst es ewig bleiben. Die Tugend erhält leicht „diejenigen, welche die Schönheit besiegt hat."

Zu dem was hast du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers besessen, gleich verlässt.
Du bleibst der Seelen ewig Meister;
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest."

Wir müssen noch einige Strophen weglassen, welche er eben so getreulich untreu abgeschrieben hat. Ich weiß nicht was der für eine Stirne haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter priapeische Ausruffungen vermengt zu sehen! Es ist das zweyte Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn de la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks, der Mensch eine Machine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jetzo dadurch, daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie würklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müße, wenn es im französischen nur erträglich seyn solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bey den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabey verlieren als gewinnen.

Monat Julius 1751.

Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.

Daß die Liebe eine gefährliche Leidenschaft sey, ist eine Wahrheit, welche durch tausend Exempel bestätigt zu seyn scheinet. Man höre nur die geschwornen Menschenfeinde, welche sich eine Ehre daraus machen, Empfindungen zu verlästern, die sie niemals gefühlt haben; es ist die Liebe, welcher sie alle Unordnungen zuschreiben, über die sie ewige Klagen auszuschütten sich zum Gesetze gemacht haben. Ich unterstehe mich, ihr

Vorurtheil zu bestreiten. Die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besizt. Selten macht sie aus einem ehrlichen Mann einen Schelm, oft genug aber aus einem Schelm einen ehrlichen Mann. Die Begierde zu gefallen, läßt uns gemeiniglich die Neigungen, den Geschmack, die Denckungsart des geliebten Gegenstandes annehmen; besonders wann sie der natürlichen Rechtschaffenheit nicht entgegen sind, welche jeder Mensch in dem innersten seines Herzens eingegraben trägt. Zwar kan ein Ehrliebender durch den betrüglichen Schein hintergangen werden; er kann sein Herz einem verachtungswürdigen Gegenstande überlassen: doch der Betrug dauert nicht, und sobald ihm eine genaue Untersuchung in seiner Geliebten wesentliche Fehler entdeckt, steht er nicht einen Augenblick an, sich von seiner Liebe zu heilen. Ich weiß, daß diese Regel einige Ausnahme leidet, und daß eine übel angebrachte Neigung oft die Tugend, die die gegründeste zu seyn schien, verführet hat. Ich behaupte aber, daß diese Tugend sehr schwach gewesen ist, und allenfalls, daß diese Ausnahmen die Wahrheit nicht umstossen, welche ich vortrage. Folgendes Beyspiel wird sie am besten beweisen.

Ein reicher Kaufmann in Paris hatte eine einzige Tochter, Marianne. Sie war ein vollkommnes Frauenzimmer. Sie war überdieses Erbin; konnte es ihr an Anbetern fehlen? Ihr Vater, Dupuis, hatte für seine Tochter eine unumschränkte Zärtlichkeit. Er überließ ihr die Wahl eines Gemahls, und versprach ihr, ohne Ausnahme, den für seinen Eidam anzunehmen, auf welchen sie fallen würde. Marianne war von einer alten Mamsell erzogen worden, welche kein ander Vermögen als ihren Adel besaß, von welchem sie so eingenommen war, daß sie sich ohnmöglich einbilden konnte, daß ein gemeiner Mann edel denken und handeln könne. Diese Gesinnung theilte sie ihrer Untergebnen mit, und Marianne faßte den festen Entschluß, ewig Jungfer zu bleiben, oder diesen Namen nur einem Edelmanne aufzuopfern, sollte es auch der ärmste Cadet seyn, der in ganz Gascognen zu finden wäre. Sie hatte schon verschiedne ansehnliche Partien ausgeschlagen, als sie von ohngefehr einen gewissen Menschen in Bedienungen, dessen Vermögen unermeßlich war, kennen lernte. Er mag Disenteuil heißen. Sein Vater hatte, als er sein Dorf verließ, die Liverey getragen und war von Stuffe zu Stuffe bis zur Stelle eines Oberpachters gestiegen. Es war ihm gelungen seinem Sohne das äusserliche Ansehen eines ehrlichen Mannes zu geben;

die Gesinnungen eines ehrlichen Mannes aber konnte er ihm nicht beybringen, und er hatte sie selbst nicht. Disenteuil war durch den Tod seines Vaters sein eigner Herr geworden, und kaum hatte er Mariannen gesehen, als er sie zu seiner Frauen zu machen beschloß. Nach den Grundsätzen, welche sie hatte, mußte ihr diese Heyrath am wenigsten anstehen. Sie war überzeugt, daß man, ohne Nachtheil der Ehrlichkeit nicht auf einmal reich werden kan, und erklärte also ihrem neuen Liebhaber rundheraus, daß sie nimmermehr die Ehre seiner Verbindung annehmen würde. Disenteuil war durch diese abschlägliche Antwort erbittert. Er suchte die Ursache davon, er fand sie, und nahm sich vor, Mariannen an ihrer empfindlichsten Seite zu strafen. Er hatte an der Thüre seines Pallasts einen wohlgewachsnen Burschen bemerkt, welcher, so sehr ihn auch der Schweiß verstellt hatte, ungemein wohl aussahe. Diesen wollte er zu dem Werkzeuge seiner Rache machen. Er nahte sich ihm, und fragte ihn dieses und jenes. Robillard, so hieß dieser Bursche, hatte Verstand, und Disenteuil freute sich zum voraus über seine Wahl. Er versprach ihm, sein Glücke zu machen, wann er ihm einen unumschränkten Gehorsam schwören wollte. Robillard that es, und erhielt etwas Geld, sich zu kleiden, mit dem Befehle, des Tages drauf sich an einem gewissen Orte einzufinden. Er fand sich ein, und kaum erkannte ihn Disenteuil unter seinem neuen Aufzuge. Er ließ ihn nach Rouen abreisen, wo er ihn einem seiner Freunde empfahl und ihm ein halbes Jahr alle Meister hielt, welche sein äusserliches auszubilden fähig seyn konnten. Er legte sich besonders auf das italiänische, welches er sprechen lernte. Der Freund schrieb an den Disenteuil, daß er vollkommen wohl mit dem jungen Menschen zufrieden wäre, den er ihm empfohlen hätte. Disenteuil reißte sogleich ab und überzeugt sich mit eignen Augen, daß sein Schauspieler die bestimmte Rolle zu spielen im Stande sey. Er erklärte ihm nunmehr, daß er sich durch ihn an der hochmüthigen Marianne zu rächen willens wäre, und Robillard ließ sich, ohne viel Bedencken in sein Unternehmen ziehen; doch mußt er ihm vorher versprechen, alle Ungelegenheiten so daraus erfolgen könnten, über sich zu nehmen. Er reiste hierauf mit seinem Patrone fort, welcher ihn in verschiednen guten Häusern als einen jungen Italiäner, den man ihm empfohlen habe, vorstellte. Robillard spielte seine neue Person vortrefflich; er machte hier und da Bekanntschaften und kam auch zu dem Herrn Dupuis,

unter dem Vorwande, verschiedenes bey ihm zu kaufen. Weil er baar bezahlte und ohne viel zu handeln, so ward er gar bald ein Freund des Hauses. Er sahe Mariannen und empfand für sie, was man Geschmacke, Begierde nennen sollte, und was man ganz unrecht Liebe nennt. Er schlug verschiedne Ergötzungen vor, und seine Vorschläge wurden angenommen, bis es nach und nach so weit kam, daß er dem Herrn Dupuis frey erklärte, er sey von den Eigenschaften der schönen Marianne bezaubert und würde die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, für das größte Glück ansehen, welches ihm begegnen könnte. Dupuis bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit, und bat sich Zeit aus, seine Tochter dazu vorzubereiten. Robillard begriff leichte die Ursache dieses Aufschubs und kam dem Kauffmanne auf die Art zuvor, wie man sie ihm unter den Fuß gegeben hatte. Es würde sehr ungerecht seyn, sagte er, wann ich verlangte, daß Sie mir, wegen meines Vermögens und meiner Geburt, auf mein Wort glauben sollten. Die Welt ist voller Herumschweiffer, welche Abentheuer suchen, und so groß mein Verlangen auch ist, mich als der Gemahl der reitzenden Marianne zu sehen, so verlange ich doch ihre Hand nicht eher, als bis Sie meinetwegen alle Erkundigungen, welche Ihnen Ihre Klugheit an die Hand giebt, werden eingezogen haben. Hier nennte Robillard dem Herrn Dupuis einen reichen Wechsler, an welchen er gewiesen sey, und der ihm nur noch vor drey Monaten beträchtliche Summen ausgezahlt habe. Mit diesem Wechsler hatte es seine Richtigkeit. Disentenil wußte nemlich, daß er die Familie kenne, deren Namen er den Robillard hatte annehmen lassen, und ließ ihm also von dem Orte, wo diese Familie war, Wechselbriefe und Gelder übermachen; so daß der Wechsler nicht im geringsten anstand, dem Herrn Dupuis zu bekräftigen, daß er für seine Tochter keine beßre Wahl treffen könnte. Es kam also auf nichts weiter als auf die Einwilligung der Marianne an. Der vorgegebene Marquis gefiel ihr, sie wollte aber seinen Charakter kennen lernen und glaubte nicht, daß man sich auf den ersten Anblick verlassen müsse, wenn man eine Verbindung eingehen wollte, wovon das Glück oder Unglück des ganzen Lebens abhange. Sie ließ also dem Robillard zu verstehen geben, daß es ihr angenehm seyn würde, wenn man die Heyrath noch einige Zeit verschöbe, und weil sie in der Untersuchung, welche sie anzustellen sich vornahm, nicht zerstreuet werden wollte, so schlug sie ihm

vor, sie auf das Landgut zu begleiten, wohin sich ihr Vater alle Jahre einmal begab. Disenteuil, welcher bey dem Worte Aufschub gezittert hatte, faßte wieder neuen Muth, als er hörte, daß es auf das Land gehen sollte. Indem hier nun Marianne bemüht war, den Charakter des Robillard zu erkennen, entdeckte sie ihm alle Schönheiten des ihrigen, und endlich fing dieser Mensch, bey welchem bisher die Gewissensbisse sehr schwach gewesen waren, an sein Unternehmen als eine Handlung anzusehen, welche die größten Züchtigungen verdiene. Die Liebe entdeckte ihm, was er der Redlichkeit und der Ehre schuldig sey; und so wie diese Liebe alle Augenblicke zunahm, so wurden auch seine Gewissensbisse stärker und stärker. Er bestritt sie eine Zeit lang, weil er nicht ohne Entsetzen den Zustand überlegen konnte, in welchen er sich dadurch stürzen müßte. Alles verschwand vor ihm in dem Augenblick, da er die Larve ablegen würde. Nichts blieb ihm übrig als seine Liebe, welche sein ganzes Leben zu beunruhigen drohte, gesetzt, daß er auch in einen andern Stand gelangen möchte, als derjenige war, aus welchem ihn Disenteuil gerissen hatte. Doch zuletzt blieb die Tugend die stärkste. Marianne erklärte ihrem Vater, daß sie bereit wäre, dem Marquis die Hand zu geben, und sie wollte ihm selbst sein Glück ankündigen. Eine Traurigkeit, welche Robillard vergebens zu verbergen bemüht war, und welche sie für eine Würkung seiner Liebe hielt, hatte sie zu seinem Vortheile schliessig gemacht, da sie ohnedem mit allem, was sie an seinem Charakter beobachtet hatte, vollkommen zufrieden war. Wie groß aber war ihre Bestürzung, als sie ihren Liebhaber in keine von den Entzückungen gerathen sahe, die sie erwartet hatte. Der lebhafteste Schmerz verrieth sich in dem Gesichte des Robillards, und die Thränen entronnen im wider seinen Willen. Nachdem er eine lange Zeit in einem tieffen Nachdencken wie vergraben gewesen war, erhob er sich, küßte Mariannen die Hand, ohne daß er sich getraute, sie anzusehen, und machte sich aus dem Zimmer. Marianne wußte nicht, wem sie eine so wunderliche Aufführung zuschreiben sollte: sie ließ ihren Vater ruffen, und indem sie ihm noch das, was vorgefallen war, erzehlte, so kam ein Bedienter und meldete, der Marquis sey zu Pferde gestiegen und habe hinterlassen, daß man gegen Abend Nachricht von ihm haben sollte. Dupuis und seine Tochter erwarteten sie mit der grösten Ungedult. Gegen sieben Uhr kam auch in der That ein Mann mit einem

Packte und einem Briefe. Der Brief war an Mariannen gerichtet, und dieses Innhalts:

Mademoisell,

Es wird mir theuer zu stehen kommen, Ihnen alle die Verbrechen zu entdecken, deren ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe; doch was vermag nicht bey mir die Furcht, Sie ins Unglück zu stürzen? Diese Furcht ist es, welche mich abhält, den verhaßten Vorsatz Ihrer Verführung zu Stande zu bringen, und mich schlüßig macht, lieber in das Nichts wieder zurückzufallen, woraus man mich gezogen hat, als ein Glück zu genießen, welches ich nicht anders als durch Ihre Entehrung besitzen könnte. Ich bin in der Classe der allerverächtlichsten Menschen gebohren; und Sie wegen der abschläglichen Antwort zu strafen, hatte man mich zu Ihrem Gemahl zu machen beschlossen. Zehntausend Livres, welche bey einem Wechsler in London niedergelegt worden sind, waren der Preiß meiner Schandthat. Ich kannte die Abscheulichkeit derselben noch nicht, als ich mich dazu überreden ließ: die Liebe aber, welche sie mir eingeflößt hat, hat mir die Augen eröffnet. Ihr bin ich die Empfindungen der Ehre schuldig, nach welchen ich künftig meine Aufführung einzurichten entschlossen bin; Empfindungen, welche ich so lange behalten und schätzen werde als meine Liebe. Verzeihen Sie mir dieses Wort, Mademoisell; es muß Sie beleidigen, denn Sie waren nicht gemacht, sie Menschen von meinem Stande beyzubringen. Doch Sie denken allzu edel, als daß Sie sich über die Wirkung Ihrer Reitze, welche mich gänzlich verwandelt haben, erzürnen sollten. Meine Tugend werde ich niemanden als Ihnen schuldig seyn. Wie glücklich, wann Sie meine Reue dahin bringt, daß Sie ohne Abscheu an mich denken können. Wann Sie diesen Brief erhalten, werde ich schon aus Paris seyn, welches ich auf ewig verlasse. Die Kriegsdienste eröffnen mir eine rühmliche Zuflucht, und ich hoffe, durch Vergiessung meines Bluts für das Vaterland bald das Verbrechen auszusöhnen, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe. Ich habe lange Zeit bey mir angestanden, ob ich Ihnen den Namen desjenigen entdecken soll, welcher mich zu dieser Nieder=

trächtigkeit verführet hat; zuletzt aber fand ich, daß ich Sie nothwendig in den Stand setzen müsse, künftig seine Verfolgung vermeiden zu können. Lassen Sie also, wenn es Ihnen gefällig ist, dem Herrn Disenteuil die Kleider, die Edelsteine und das Geld, welches ich hier zurück schicke, wieder zustellen: ich mag nichts behalten, worüber ich erröthen müßte.

Es ist unmöglich, die Bestürzung auszudrücken, in welche Herr Dupuis und seine Tochter, bey Lesung dieses Briefes, geriethen. Der Unwille war die erste Empfindung, welche sich ihnen lebhaft fühlen ließ. Ein solches Abentheuer, wenn es bekannt würde, war fähig, Mariannen nicht wenig Nachtheil zu verursachen; und gesetzt auch, daß es verborgen blieb, was würde die Welt von der Verschwindung des Marquis denken, dessen Bemühungen um Mariannen so öffentlich gewesen waren? Mit diesen Gedanken brachte der Vater die ganze Nacht zu, und da er sich nicht entschliessen konnte, die Spöttereyen auszuhalten, welche ihm seine Leichtgläubigkeit von allen Seiten zuziehen würde, so nahm er sich vor, Paris zugleich zu verlassen, da er ohnedem Geld genug besaß die Handlung aufgeben zu können. Er entdeckte Mariannen seinen Entschluß und bat sie, ihm ihre Meinung zu sagen. Marianne hatte die Nacht ebenso unruhig zugebracht als ihr Vater. Mitten in ihrem Zorne gegen den Robillard, hatte sie eingesehen, wie viel ihr dieser Mensch aufopferte, und sie konnte sich nicht enthalten, die Grösse seiner Seele zu bewundern, welche ihn, seinem Glücke und seiner Liebe zu entsagen, getrieben hatte. Was suchte ich denn in einem von Adel, fragte sie sich selbst? Eine große und tugendhafte Seele. Doch ich irrte mich; das Edle der Gesinnungen kann mit dem Niedrigen der Geburt ganz wohl bestehen. Robillard ist der Beweiß davon. Warum sollte ich mich schämen, das Unrecht, welches ihm das Glück erzeigt hat, gut zu machen? Warum sollte ich zugeben, daß er das Opfer seiner Redlichkeit würde? Zu diesen Empfindungen gesellte sich noch ein lebhaftes Verlangen, den Disenteuil zu beschämen. Konnte sie ihn mehr erniedrigen, als wenn sie ihm diesen Robillard vorzöge, welchen er als den verächtlichsten unter allen Menschen ansahe? Sie entschloß sich also dazu, vorausgesetzt, daß ihr Vater gütig genug wäre, ihr seine Einwilligung nicht zu versagen. Der gute Mann machte Anfangs Schwierigkeiten, aus Furcht, was die Welt von einer solchen Heyrath sagen würde. Doch seine Tochter

zeigte ihm klar, daß sie lange nicht so viel sagen könnte, wenn sie diese Heyrath vollzögen, als wenn sie sie nicht vollzögen. Robillard hatte frey mit ihr gelebt, zwar vor den Augen des Vaters, doch die Bosheit des Diseuteuil würde diesen Umgang gewiß auf der nachtheiligsten Seite vorstellen. Er würde sich ein unmenschlich Vergnügen daraus machen, einem jeden, der ihn anhören wollte, Histörchen davon in das Ohr zu erzehlen, und ihre Abwesenheit würde allem, was er sagte, einen Schein der Wahrheit geben. Herr Dupuis war nicht sowol von den Gründen seiner Tochter überführt, als von der Liebe gerührt, die sie, wie er glaubte gegen den Robillard.hegte, welchen er selbst als seinen Sohn geliebt hatte. Er versprach also der Marianne, ihr in allen Stücken freye Gewalt zu lassen, wann sie den Aufenthalt ihres Geliebten entdecken könnte. Dieses schien schwer zu seyn. Der Brief hatte keine Unterschrift, und der Ort war nirgends genennt, nach welchem er sich, von Paris, begeben wollte. Marianne fragte den Bedienten, ob der Mann, welcher den Packt gebracht, nichts gesagt hätte, was den Aufenthalt des Robillards verrathen könnte. Man antwortete ihr, nein; ein anderer Bedienter aber kannte diesen Mann, zu welchem sich Marianne bringen ließ, und von ihm erfuhr, daß derjenige, nach welchem sie fragte, unter dem Regimente des Grafen von D** Dienste genommen habe. Herr Dupuis kannte diesen Grafen, und er begab sich sogleich mit seiner Tochter zu ihm, die Entlassung dieses neuen Soldaten von ihm zu erbitten. Der Capitän willigte, in Ansehung seines Obersten, ganz gerne darein, und Robillard, welcher schon in Thionville war, bekam Befehl, mit einem Sergenten wieder nach Paris zu kommen. Der Oberste wußte noch nicht, welchen Antheil Marianne an diesem jungen Menschen nahm, als er ihm einen Brief von seinem Hauptmann überbrachte. Sein gutes Ansehen gefiel ihm ungemein, und nach verschiednen andern Fragen that er auch diese an ihn, ob er den Herrn Dupuis kenne. Bey diesem so werthen Namen ward Robillard auf einmal niedergeschlagen und glaubte, daß nunmehr sein Verderben unvermeidlich sey. Die anbetenswürdige Marianne, sagte er zu dem Grafen, will meinen Tod; sie wird ihn aber bloß einige Tage beschleunigen. Der Schmerz, sie betrogen zu haben, konnte mir nicht anders als tödtlich seyn. Ich würde zwar seine Wirkung nicht erwartet haben, und mein Wille war, mich in alle Gefahren zu stürzen, um ihr das

Opfer je eher je lieber zu bringen. Diese Rede war für den Obersten ein Räthsel; Robillard aber gab ihm den Schlüssel dazu, und dieser Herr, welcher von der Reue und von den Verdiensten dieses jungen Menschen gerühret war, fürchtete selbst, Marianne möchte in der That die Absicht haben, sich zu rächen, und bot ihm Geld an, sich in fremde Länder zu begeben, um ihrem Hasse zu entgehen. Robillard dankte ihm auf das Lebhafteste, sein Anerbieten aber schlug er aus. Ich bin strafbar, sagte er, und ich werde vergnügt sterben, wenn Marianne ihren Zorn, den ich verdienet, in meinem Blute stillen kann. Er wollte sogleich hingehen, sich zu ihren Füssen zu werffen; der Oberste aber setzte sich dawider und schickte hin, den Herr Dupuis und seine Tochter zu sich bitten zu lassen. Sobald er Mariannen sahe, welche ihn mit vieler Hitze fragte, ob er keine Nachricht von Robillarden hätte, nahm er sie bey der Hand und sahe sie steif an. Wem soll ich, sagte er, Ihre Hitze Schuld geben? So viel Lebhaftigkeit verräth entweder viel Haß oder viel Liebe; sagen Sie mir, von welcher dieser beyden Leidenschaften Sie getrieben werden! Von der Liebe, antwortete Marianne, und erröthete, doch ich weiß nicht, fuhr sie fort, warum ich roth werde, da Robillard, sobald er anlangt, mein Gemahl werden soll. Sie war Willens, dem Obersten die ganze Geschichte zu erzehlen, als er sie umfaßte und sagte: Liebenswürdige Marianne, ich beneide das Glück Ihres Geliebten, ich glaube aber, daß er es verdient; Ihre Empfindungen machen Sie in meinen Augen weit reitzender als Ihre Schönheit, welche ich bis jetzo bewundert habe. Sogleich ließ der Graf Robillarden ruffen, welcher über die Gegenwart des Herrn Dupuis und seiner Tochter erstaunte und sich zu ihren Füssen warf. Man kündigte ihm sein Glück an, er hatte aber Mühe es zu glauben. Der Oberste versprach Mariannen ihrem Geliebten eine Compagnie zu verschaffen, und drey Tage darauf ward die Hochzeit öffentlich vollzogen. Den Tag vor der Hochzeit schrieb Marianne folgende Zeilen an den Disenteuil:

Sie werden mir erlauben, mein Herr, daß ich Ihnen die lebhafteste Dankbarkeit bezeige, und Sie ersuche, mir die Ehre zu erweisen, der Vollziehung meiner Verbindung beyzuwohnen, welche Ihr Werk ist. Ich hatte beschlossen, meine Hand nur einem Edeln zu geben, und ich verstand darunter einen Menschen, welcher edle Gesinnungen habe. Ich muß es aber ge-

stehen, ich war in dem Irrthume, daß ich glaubte, edle Gesinnungen könnten nur eine nothwendige Folge einer edeln Geburt seyn. Sie haben mir diesen Irrthum benommen. Die Liebe, welche dem Robillard Empfindungen beygebracht hat, wovon Sie niemals den geringsten Begriff haben werden, hat ihm in meinen Augen alle Vorzüge des Adels gegeben, welche mir um so viel schätzbarer vorkommen, da er sie sich allein zu danken hat. Ich heyrathe ihn morgen, und ohngeachtet des Abscheus, mit welchem mich Ihr Verfahren gegen Sie erfüllen sollte, werde ich Zeit meines Lebens daran denken, daß ich das Glück meines Lebens dem verächtlichsten unter allen Menschen zu danken habe.

Der Oberste hielt dem Robillard sein Wort. Er riß sich aus den Armen seiner Geliebten, und nachdem er sich bey Fontenoy, vor den Augen des Königs vorgethan hatte, erkundigte sich dieser Monarch nach seinem Namen. Der König erfuhr von dem Obersten sein besonders Abentheuer und ließ ihm sogleich den Adelsbrief ausfertigen. Nach dem letzten Frieden kam er unter ein altes Regiment, wo er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Officiere erworben hat.

Den übrigen Raum mögen folgende Sinnschriften einnehmen, wobey wir nichts zu erinnern finden, als daß die zwey ersten, welche sich von den übrigen allzuvorzüglich unterscheiden, als daß sie von einem Verfasser seyn könnten, von auswerts an uns gekommen sind.

Das deutsche Kriegswesen.[1]

Auf den Marschall von Sachsen.[1]

Auf das Gedichte die Sündflut.[2]

Auf Herr Merkeln, Erfinder der Quadratur des Cirkels in Schwaben.[3]

An Herrn D**.[4]

Auf den Pompiel.[5]

An Hrn. F**.[6]

Von C**.[7]

Auf des Herrn C** Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.[8]

---

[1] [Von Kästner.] [2] [Vgl. Bd. I, S. 37.] [3] [Vgl. Bd. I, S. 38.] [4] [Vgl. Bd. I, S. 35 „An den Herrn R."] [5] [Vgl. Bd. I, S. 9 „Auf den Gargil."] [6] [Vgl. Bd. I, S. 29 „An den Herrn B."] [7] [Vgl. Bd. I, S. 37 „Auf den Sophron."] [8] [Vgl. Bd. I, S. 41.]

Nachahmung der 84 Sinnschrift im 3ten Buche des Martials.[1]
An Grillen.[2]

Monat August 1751.

Eine Geschichte.

In einer von den Inseln, welche der Stadt Hieres in der Provence gegenüber liegen, sieht man zwischen den Felsen ein kleines aber altes Schloß, am Rande des Meeres, wovon die Beschreibung in einer spanischen Roman wenigstens zwanzig Seiten einzunehmen verdiente. Auch ich würde dieses Blat damit auszuschmücken nicht vergessen, und der gothischen Baukunst alle Kunstwörter, wann sie anders welche hat, abborgen, wenn ich nicht die Ungeduld meiner Leser befürchten müßte. Der Deutsche geht gerne seinen geraden Weg. Ich will also nur einer Allee von Pommeranzenbäumen gedenken, welche in diesen Inseln sehr häuffig sind. In dieser Allee war es, wo, im Monate September vergangenen Jahres, zwey Schwestern spatziren gingen, deren Vater dieses einsiedlerische Schloß besitzt.

Die älteste von diesen zwey Schwestern ist schön; die jüngste ist sehr artig; die eine erweckt Bewunderung, die andre Liebe. Die älteste, welche ich Lucile nennen will, liebt das Abentheuerliche; Marianne ihre jüngere Schwester begnügt sich natürlich und aufgeweckt zu seyn, womit sie ein gutes Herz und viel Verstand verbindet. Lucile hat auch Verstand; zu viel spröde Gesinnung und Eigenliebe aber, andre ausser sich zu lieben. Marianne liebte ihre Schwester zärtlich, die sich gleichwohl, aus Stolz, eine Art von Herrschaft über sie anmaßte, welche ernsthafte Frauenzimmer über aufgeweckte zu haben vermeinen. Lucile näherte sich mit langsamen Schritten dem Ufer des Meeres. Sie war seit einigen Tagen traurig. Marianne zog sie damit auf, daß sie der Vater, aus eigennützigen Absichten, an einen benachbarten Edelmann, welcher weder jung noch liebenswürdig war, verheyrathen wollte. Diese Heyrath ist gar nicht für dich, sagt Marianne scherzend zu ihr. Du bist gebohren, am Ende eines Romans, einen Cyrus oder einen Orondates zu heyrathen.

In der That war die Denkungsart der Lucile ziemlich romanen-

[1] [Vgl. Bd. I, S. 37.] [2] [Vgl. Bd. I, S. 11.]

mäßig; eine Schwachheit, von der man seit langer Zeit bey Hofe und in der Stadt nichts mehr weiß, und die man in wüste Schlösser verbannt hat, wie dasjenige war, welches Lucile bewohnte, wo die Romanen die einzige Gesellschaft sind. Sie hatte eben die Geschichte von Leander und Hero in der Hand, worinne sie verschiedene Stellen fand, die sehr wohl zu den Ideen paßten, womit sie sich beschäftigte. Nachdem sie ihre Augen ziemlich lange auf dem Meere hatte herumschweiffen lassen, fiel sie in ein tieffes Nachdenken. Marianne fragte sie um die Ursache; sie antwortete mit Seufzern. Doch Marianne drang so lange in sie, bis sie sich entschloß, das Stillschweigen zu brechen. Anfangs ließ sie sich, ungeachtet ihres natürlichen Stolzes, soweit herab, daß sie ihre Schwester umarmte, und recht aufrichtig umarmte; denn sie liebte alle diejenigen sehr zärtlich, die sie nöthig hatte. Hierauf reichte sie ihr, mit einer kostbaren Gebehrde, das Buch und sagte: da hier! lies, lies einmal die Unruhen und Verwirrungen der zärtlichen Hero, worinne sie ihren geliebten Leander, welcher durchs Meer zu ihr schwimmen soll, auf dem Thurme erwartet. Ich brauche das Buch nicht, versetzte Marianne, um zu wissen, daß du, wie Hero, einen geliebten Leander erwartest. Die Anverwandte dieses Leanders, hat mir dein Abentheuer erzählt; ich that aber aus Vorsichtigkeit und Hochachtung gegen meine ältere Schwester, als ob ich es nicht wüßte. Ich weiß, daß, als er diese Insul, woselbst er vor einigen Monaten ankam, verließ, er dir zurückzukommen, und bey unserm Vater um dich anzuhalten, versprach.

Als Lucile sahe, daß sie schon um die Sache wußte, so machte sie ihr länger aus ihrer Liebe kein Geheimniß, aus der Liebe nemlich, die sie zu haben glaubte; denn der Stand und das Vermögen ihres Leanders hatte sie weit mehr gerührt, als sein Verdienst. Allein sie liebte grosse Gesinnungen; sie strebte darnach, und brachte es endlich dahin, daß sie sich etwas wirklich zu fühlen überredete, was sie sich nur einbildete. Sie hatte nichts als poetische Bilder von der Liebe im Kopfe, und predigte Mariannen alles vor, was man nur möglicher Weise von der schönsten Leidenschaft schönes sagen kan.

Zur Sache, antwortete Marianne: Leander ist sehr reich; der Gemahl, dem dich mein Vater bestimmt, ist es eben

nicht. Ich will ihn heyrathen, dir die Freyheit zu lassen, den andren heyrathen zu können. Ich will unsern Vater schon dahin bringen.

Der Vater war ein guter Dorfjuncker, dem die Geartheit der Marianne gefiel; daher er sie weit mehr als die ältere Tochter liebte. Bey Tische besonders pflegte der gute Alte, welcher eben so empfindlich für den Wein als für das muntre Wesen seiner jüngern Tochter war, die häuslichen Angelegenheiten mit ihr abzuthun. Gleichwohl hatte sie Mühe von ihrem Vater, welcher sich ein Bedencken machte, das Recht der Erstgeburt nicht zu beobachten, die Einwilligung zur Heyrath, vor ihrer älteren Schwester, zu erhalten. Es mußte Lucile dieses Recht schriftlich an Mariannen abtreten, und da Lucile die wahrhafte Ursache ihrem Vater nicht entdecken wollte, so sagte sie nur: sie empfände, ich weiß nicht was für eine Antipathie gegen den Gemahl, welchen sie ihrer Schwester abgetreten. Man machte sich nicht wenig über diesen mit dem Rechte der Erstgeburth abgetretenen Liebsten lustig. Der ehrliche Vater tranck auf die Gesundheit der neuen erstgebohrnen Marianne. Die Verbindung ward beschlossen, und der Edelmann, welcher ohnedem Mariannen mehr liebte als Lucilen, willigte darein.

Beyde Schwestern waren gleich vergnügt. Denn Marianne, die gegen ihr eigen Vortheil ganz gleichgültig war, theilte die Hoffnung eines schimmernden Glücks recht aufrichtig mit ihrer Schwester. Unterdessen verflossen einige Tage, und die Zeit die Leander zu seiner Zurückkunft festgesetzt hatte war bereits verstrichen. Lucile fing an, tödliche Unruhen zu empfinden, und Marianne schob ihre kleine Ausstattung von einem Tage zum andern auf, fest entschlossen sie ihrer Schwester wieder abzutreten, im Fall ihr die andre fehl schlagen sollte.

Eines Tages befanden sich beyde am Ende eben derselben Allee, aus welcher man auf das offne Meer sehen konnte. Lucile hatte ihre Augen gegen die Reede von Toulon geheftet, von wannen derjenige kommen sollte, der sich nur deßwegen von ihr beurlaubt hatte, die Einwilligung seiner Aeltern in diese Heyrath zu hohlen. Sie war in Traurigkeit versenkt, als sie ein Schiff gewahr ward. Dieser Gegenstand brachte sie ausser sich, als ob kein ander Schiff auf dem Meere seyn könnte, als dasjenige, welches ihren Geliebten zurückbringen sollte. Ihre Freude wurde verdoppelt, als ein Wind, welcher sich erhob, das Schiff gegen

ihre Insel zu treiben schien. Doch dieser Wind war ihren Wünschen nicht lange günstig. Zwar nahte sich das Schiff mit vieler Geschwindigkeit, plötzlich aber entstand ein so fürchterliches Ungewitter, daß sie die Abgründe für ihren Leander offen sahe. Die romanhafte Lucile würde ohne Zweifel, wenn sie diesen Ort ihrer Geschichte erzählen sollte, sagen, daß die Marter in ihrer Seele nicht weniger stürmisch als auf dem Meere, wo das Schiff untergehen sollte, gewesen sey.

Nach einigen gefährlichen Stunden, warf ein Windstoß das Schiff an das Ufer, zwischen die Felsen, nicht weit vom Schlosse. Man stelle sich das Vergnügen vor, welches Lucile empfand, als sie ihren Geliebten in Sicherheit sahe.

Leander sollte sich, bey seiner Zurückkunft, bey einer Nachbarin einfinden, wo die ersten Unterhaltungen vorgefallen waren. Sie war gleich auf dem Schlosse, wohin sich beyde Schwestern in aller Eil begaben, ihr von dem, was sie gesehen hatten, Nachricht zu geben. Dem Vater etwas davon zu sagen, hielten sie noch nicht für gut. Lucile sagte ihm nur, daß sie diese Nacht bey ihrer Nachbarin zubringen wollte, wie sie es schon ofte gethan hatte. Marianne aber blieb zu Hause, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten, welcher sich ihrer nicht entschlagen konnte.

Kaum war Lucile mit der Nachbarin in den Wagen gestiegen, als ein Mensch vom Schiffe kam, und mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen verlangte. Dieser Mensch war eine Art eines groben Bedienten, welcher mit einer traurigschrecklichen Erzehlung anfing, wie viel sein junger Herr, während des Sturms, erlitten habe. Mitleiden zu erwecken, ließ er sich ziemlich weitläuftig über alle Eigenschaften aus, die er an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und schloß endlich mit der Bitte um ein Nachtlager für ihn.

Der Vater, der beste Mann von der Welt, ließ sogleich die Fackeln anzünden, weil es bey nahe Nacht war. Er wollte sich selbst an das Ufer begeben wohin ihm Marianne, aus Neugierde den Liebsten ihrer Schwester zu sehen, folgte. Sie zweifelte nicht, daß er den Sturm nur zum Vorwande brauche, unbekannter weise in das Schloß zu kommen, wo er Lucilen schleuniger zu sehen hoffen konnte als bey seiner Anverwandtin.

Indem sie auf das Ufer zugingen, wurden sie bey dem Schimmer andrer Fackeln auf einem Wege zwischen den Felsen verschiedne Bediente gewahr, die sich um ihren Herrn, welcher eben das Schiff verlassen hatte,

beschäftigten. Er war, weil er allzuviel Ungemach in dem Sturme ausgestanden hatte, in eine Art einer Ohnmacht gefallen. Marianne betrachtete ihn sehr aufmerksam, sie bewunderte seine Schönheit, und bewunderte sie so sehr, daß sie endlich anfing ihrer Schwester einen solchen Liebhaber zu mißgönnen. Unterdessen kam er wieder zu sich. Kaum warf er die Augen auf Mariannen, als sein Übel auf einmal verschwand, und er nichts, als das Vergnügen sie zu sehen, fühlte.

Man bewundre hier die verschiednen Wirkungen der Liebe. Auf einmal ist die natürliche Lebhaftigkeit der Marianne von einer hervorbrechenden Leidenschaft erstickt, da unterdessen ein fast todter Mensch durch ein Feuer, dessen Heftigkeit er bey dem ersten Anblicke fühlte, neu belebt wird. Nie ist eine Leidenschaft in ihrer Geburth so lebhaft gewesen. Wie ist es aber möglich, wird man sagen, daß dieser Leander, welchen eine ganz andre Neigung über das Meer zu Lucilen führte, den Augenblick so empfindlich gegen Mariannen seyn sollte? Noch ist es nicht Zeit auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich bloß einen Menschen ein, den nichts als die Liebe beseelt. Seine Augen waren auf Mariannen geheftet, welche die ihren zur Erde niedergeschlagen hatte. Beyde waren stum und der Vater allein führte die Unterredung, doch ohne die Ursache ihres Stillschweigens zu vermuthen. Endlich kommen sie auf dem Schlosse an, wo Marianne sogleich alle ihre Sorgfalt sehen läßt. Sie läuft, sie ordnet an, und ist mit einem Eifer um ihren liebenswürdigen Gast besorgt, den sie bis jezo nur einer zärtlichen Gastfreyheit zuschreibt. Der Vater befahl, die Lucile auf das schleunigste nach Hause kommen zu lassen, seinem neuen Gaste die Gesellschaft noch angenehmer zu machen, welchen man unterdessen mit seinen Bedienten in einem Zimmer alleine gelassen hatte.

Man gab der Lucile bey ihrer Nachbarin davon Nachricht. Sie kam auf das schleunigste. Sie war ausser sich vor Freuden. Marianne aber fing an, verdrüßlich zu werden. Dieses gute Mädchen hatte ihre Liebe schon gemerckt; sie schämte sich die Mitbuhlerin ihrer Schwester zu seyn, und faßte in dem Augenblicke den festen Entschluß, eine Leidenschaft zu unterdrücken, welche ihren tugendhaften Gesinnungen so sehr zuwieder war. Sie lief der Lucile entgegen, sie wünschte ihr aufrichtig Glück, sie lobte den neu angekommenen, sie übertrieb alles, was sie angenehmes in seiner Gesichtsbildung und in seinem Bezeigen bemerkt hatte, und indem sie

sich unmerklich dem Vergnügen ihn zu loben überließ, so macht sie ihr eine so lebhafte Beschreibung von ihm, daß sie sich ihn selbst noch tieffer in das Herz drückte, als er schon darinne war. Sie schloß ihre Lobeserhebung mit einem Seufzer und der Ausruffung: *ach Schwester, wie glücklich bist du!* Auf einmal kam ihre Überlegung wieder. Sie blieb stum und verwirrt, und erstaunte, daß sie sich noch verliebt fand, da sie doch beschlossen hatte, es nicht länger zu seyn.

Lucile machte unterdessen, bis *Leander* erschien, eine Menge romanenhafte Betrachtungen, über die Besonderheit dieses Abentheuers. Das geheimnißvolle Verfahren dieses Liebhabers von dem feinsten Geschmacke, sagte sie, bezaubert mich. Er that in Gegenwart meines Vaters als ob er auf dem Wege in Ohnmacht fiel, damit er einen Vorwand, unbekannter Weise herzukommen, und mich angenehm zu überraschen, haben möge. Ich will ihm, aus gleicher Feinheit des Geschmacks, das Vergnügen lassen, zu glauben, daß er mich überrascht habe. Ich will so bald er sich sehen läßt, ein außerordentliches Erstaunen annehmen, den angenehmsten Gegenstand = = = Hier ward *Lucile* von einem Bedienten unterbrochen, welcher ihr meldete, daß das Abendessen bereit sey. Die beyden Schwestern traten zu der einen Thüre in den Saal, indem der Vater mit dem *angenehmesten Gegenstande* zu der andern hinein kam. Dieser ging auf sie loß, *Lucilen* seine Ergebenheit zu bezeigen. Sobald sie ihn sah, that sie einen Schrey, und blieb unbewegt, ob sie gleich versprochen hatte zu thun als ob sie erstaunt wäre. *Marianne* fand die Verstellung ein wenig zu übertrieben; der Vater aber gab nicht darauf Acht, weil er auf gar nichts Acht gab, so ein guter Vater war er.

Lucile war in der That sehr erstaunt. Und wie sollte sie es nicht seyn? Der Unbekannte, war ihr erwarteter *Leander* nicht. Es war ein junger Kaufmann, den aber seine Bildung und Gestalt eben so liebenswürdig als den artigsten jungen Herrn machten. Er war sehr reich und brachte auf seinem Schiffe aus Indien sehr viel Waren mit. Ein widriger Wind hatte ihn überfallen, als er in die Reede zu Toulon einzulauffen glaubte, und hatte ihn, wie wir gesehen haben, auf diese Insel verschlagen.

Der junge Liebhaber setzte sich mit dem Vater und den zwey Töchtern zu Tische. Die Abendmahlzeit war nicht allzu munter. Nur

der Vater war völlig zufrieden, und also der einzige, welcher redte. Der Kaufmann, welcher von dem Schiffbruche, noch mehr aber von seiner neuen Liebe betäubt war, antwortete blos mit Höflichkeitsbezeigungen. Das wunderbareste dabey ist, daß in ganzen zwey Stunden, die man bey Tische zubrachte, weder der Vater noch die Töchter seine Liebe merkten. Lucile, welche diesen falschen Leander nicht ohne Betrübniß ansehen konnte, schlug beständig die Augen nieder; und Marianne, die es sich selbst abgemerkt hatte, daß sie ihn nur allzugerne ansähe, wolte sich damit bestraffen, daß sie ihn nur verstohlner Weise ansahe. Was den Vater aber anbelangte, so wäre er eher, ich weiß nicht auf was, als auf eine so schleunige und heftige Liebe gefallen.

Man muß hier nicht vergessen, daß der Vater, welcher ein vollkommener Schmauser war, den Gast ohne Unterlaß zum Trincken, und seine Töchter, ihn aufgeräumt zu machen, ermunterte. „Wo ist deine Munterkeit geblieben? sagte er zu Mariannen. So gleich zwang sie sich munter zu seyn. Weil aber die Scherze sich nicht gerne freywillig denjenigen darbieten, welche sie suchen, so betraf der erste, welcher ihr beyfiel, das Recht der Erstgeburth, welches seit einiger Zeit der Stoff aller ihrer Unterhaltungen gewesen war. Ich wundre mich sehr, sagte Marianne zu ihrem Vater, daß Sie von mir verlangen lustig zu seyn, da ich doch ernsthaft seyn muß. Die Ernsthaftigkeit kömmt mir, als der ältesten Schwester zu, und die Munterkeit ist für die jüngere. Der Kaufmann schloß natürlicher Weise daraus, daß Marianne die älteste sey. Diesen Umstand merke man. Nachdem man ihn endlich auf das beste bewirthet hatte, so führte ihn der Vater in sein Zimmer. Lucile blieb mit ihrer Schwester alleine und entdeckte ihr, daß dieses ihr Liebhaber nicht sey. Wie groß hätte die Freude der Marianne seyn müssen, wenn sie ein weniger gutes Herz gehabt hätte; so aber schlug sie die Traurigkeit ihrer Schwester fast eben so sehr nieder, als ihr die Betrachtung, keine Mitbuhlerin an ihr mehr zu haben, Vergnügen erweckete.

Die zwey Schwestern begaben sich jede in ihr Zimmer, wo sie wenig schlieffen. Marianne überließ sich ohne Bedenken allen Gedanken, welche ihrer Liebe schmeicheln konnten. Lucile aber machte nichts als traurige Überlegungen, weil sie verzweifelte, ob sie den Leander, von dem sie ihr Glück hofte, jemals wieder sehen würde. Sie war aber dazu bestimmt durch alle Zufälle erfreut zu werden, welche der Marianne

schmerzlich fallen konnten. Der junge Kaufmann war in seinen Leidenschaften sehr lebhaft, und was noch mehr ist, so hatte er nicht Zeit zu seufzen, weil er wieder nach Indien zurückkehren mußte. Er faßte also seinen Entschluß eben so schleunig, als seine Liebe entstanden war. Der Vater kam des Morgens in sein Zimmer und fragte ihn, wie er geruhet habe: Sehr schlecht, sagte er, aber ich habe hundert tausend Thaler baar Geld. Der Vater verstand diese kaufmännische Beredsamkeit nicht sogleich; doch der Liebhaber erklärte sich deutlicher, und verlangte seine älteste Tochter zur Ehe. Beyde waren Leute von wenig Umständen. Die Sache kam den Augenblick zu Stande. Der Vater verließ das Zimmer, und beschwor seinen Gast noch einige Stunden zu ruhen. Unterdessen wolle er seiner Tochter ihr Glück ankündigen. Der ehrliche Mann war so ausser sich, daß er sich auf die Scherzreden, die man wegen des Rechts der Erstgeburth über Tische geführt, und die der Kaufmann nach den Worten genommen hatte, nicht besann. Wie betrübt war diese Zweydeutigkeit für Mariannen als der Vater Lucilen zu melden kam, der reiche Kaufmann sey in sie verliebt. Weil Lucile sahe, daß er weit reicher als ihr Leander sey, so dachte sie auf nichts, als wie sie ihre Unbeständigkeit durch grosse Gesinnungen rechtfertigen möchte. Sonderlich brauchte sie ihre Pflicht dazu. Es ist löblich, sagte sie, daß man seine Liebe dem väterlichen Willen aufopfert. Was Mariannen anbelangte, so würde sie sich gewiß dem Vergnügen, ihre Schwester wohl versorgt zu sehn, überlassen haben, wann dieses ihr erster Gedanke gewesen wäre; so aber bemeisterte sich ihrer ein andrer erste Gedanke. Welcher Schmerz, zu erfahren, daß derjenige, welchen man liebt, in die Schwester verliebt ist.

Während der Zeit, als dieses auf dem Schlosse vorging, langte Leander, der wahrhafte Leander bey der Anverwandtin an, welche in aller Eil Lucilen davon Nachricht zu geben kam. Sie fand sie aber gegen diese Nachricht sehr unempfindlich. Ihre schöne Leidenschaft war verschwunden. Leander hätte sollen eher kommen. Sie urtheilte mit vieler Feinheit, daß ein Liebhaber, welcher sich zu späte einfindet, und nicht mehr als funfzig tausend Thaler besitzt, wohl verdiene daß man ihn einem Manne von hündert tausend Thaler aufopfre. Die Anverwandtin des Leanders erzürnte sich Anfangs über eine so offenbare Untreue; Lucile aber bewieß ihr nach den Regeln der allerfeinsten Liebe,

daß Leander zuerst Unrecht gehabt habe, daß die Fehler des Herzens unvergeblich wären, daß jemehr ein Frauenzimmer liebe, jemehr sey es verbunden sich zu rächen, und daß die zärtlichste Rache die man gegen einen Liebhaber, welcher uns vergißt, ausüben könne, darinne bestehe, daß man ihn wieder vergesse.

Nachdem sich Lucile sehr sinnreich gerechtfertigt hatte, so floh sie zu ihrem Nachttische, ihrem Liebsten bey seinem Erwachen wenigstens so schön als die aufgehende Sonne zu scheinen. Die Anverwandtin des Leanders, welche ihm mit einer wahren Freundschaft zugethan war, begab sich voller Verdruß fort, und überzeugte den Leander von der Untreue der Lucile so wohl, daß er von Stund an, die Insul zu verlassen, und niemals wieder zu kommen beschloß.

Marianne that ihr möglichstes einem Vater ihre Liebe und Betrübniß zu verbergen, welcher es sich äusserst angelegen seyn ließ, alles zu thun, was seinem neuen Schwiegersohne gefallen könnte. Komm, meine Tochter, sagte er zu Mariannen, komm mit mir. Laß uns ihm durch unsre Sorgfalt und Höflichkeit zeigen, daß er in eine Familie tritt, welche alle mögliche Achtsamkeit gegen ihn haben wird. Er verdient sie, nicht wahr meine Tochter? Nicht wahr, dein Schwager ist recht liebenswürdig?

Marianne folgte ihm, ohne zu antworten, voller Betrübniß, nichts als die Schwägerin dieses liebenswürdigen Schwagers zu seyn. So bald sie die Thüre des Zimmers erblickte, so kehrte sie ihre Augen weg, weil sie sich nicht getrauete der Gefahr in das Gesichte zu sehen. Der Vater gieng zu erst hinein, und sagte unserm Liebhaber, daß seine älteste Tochter gleich hier seyn würde; daß sie alle mögliche Erkenntlichkeit, und so gar schon Hochachtung gegen ihn empfände. Diese kleine Schmeicheley entwüschte diesem aufrichtigen Manne: denn Liebe und grosser Reichthum verändern allezeit etwas, auch in dem Herzen des rechtschaffensten Menschen. Unterdessen kam Marianne ganz langsam herbey. So bald sie ihr Liebhaber herein treten sahe, so lief er ihr entgegen, und sagte ihr hundert Schmeicheleyen, wovon die eine immer verliebter, als die andre war.

Marianne war so bestürtzt und verwirrt, daß sie kein Wort hervor bringen konnte. Der Vater war nicht weniger erstaunt. Endlich blieben alle dreye stumm und unbeweglich. Während dieses stummen Auftritts langte Lucile mit gemeßnen Schritten an. Ihr Betragen war

majestätisch und zärtlich; sie war glänzend, und wie eine Göttin geschmückt, die ihre Anbeter aufsucht. Indem sie sich näherte, so fiel dem Alten der gestrige Scherz bey, welcher zu der Zweydeutigkeit Gelegenheit gegeben hatte. Lucile geht ihren Weg fort, sie macht dem Kaufmann eine Verbiegung, und dieser schlägt voller Verwirrung die Augen nieder. Sie sieht diese Verwirrung, für die Schaam eines furchtsamen Liebhabers an; sie liebäugelt, ihn beherzter zu machen. Doch diese Stellung war für den ehrlichen jungen Menschen nicht länger erträglich; ohne ein Wort zu sagen begab er sich also ganz sachte aus dem Zimmer. Was sollte man von einem solchen Verfahren denken? Die Liebe kan einen Liebhaber wol stumm machen, aber wird es deswegen fliehen? Lucile sieht ganz bestürzt ihre Schwester an, die es nicht wagen will, ihr ihr Unglück zu entdecken. Auch der Vater hat das Herz nicht ihr den Irrthum zu benehmen. Er geht fort, Marianne folgt ihm, und Lucile bleibt alleine in dem Zimmer. Man urtheile von ihrer Verwirrung. Nimmermehr würde sie sich von selbst heraus gefunden haben. Denn war es ihr wohl möglich zu glauben, daß man ihre Schwester mehr lieben könne als sie? Ich weiß nicht, wer sie aus ihrem falschen Wahne gebracht hat; so viel weiß ich, daß sie ihres Erstannens ohngeachtet, so viel Gegenwärtigkeit des Geistes behielt, daß sie sogleich zu ihrer Nachbarin lief, ihren wahren Leander wieder zurück zu hohlen. Es kommt drauf an, ob es ihr gelingen wird.

Als der Vater Lucilen aus dem Schlosse gehen sahe, so glaubte er, daß sie aus keiner andern Ursache zu der Nachbarin gehe, als weil sie keine Zeugin von dem Glücke ihrer Schwester abgeben wolte. Man war auf nichts als auf die Anstalten zur Hochzeit bedacht. Vorher wolte der Kaufmann noch verschiedene Waaren sehen lassen, welche er auf dem Schiffe hatte, wo dem Capitaine die Zeit ziemlich lang ward; denn das Schiff war wieder ausgebessert, und im Stande seinen Lauf fortzusetzen. Dieser Capitain war ein unverstellter Mann, der beste Freund von der Welt, und dem Kaufmanne sehr zugethan. Er war sein Reisegefährte, sein Rathgeber, und so zu sagen sein Vormund. Er erwartete mit größter Ungeduld Nachricht von seinem Freunde. Wie man aber gesehen hat, so beschäftigte ihn die Liebe allzusehr, als daß er eher an den Capitain hätte gedenken sollen, als bis er ihn in das Schloß herein treten sah. Er lief ihm entgegen, er umarmte ihn, und dieses war

genug, daß ihn alle in dem Schlosse wohl empfingen. Er nahm die Höflichkeitsbezeigungen sehr frostig auf, weil er nicht anders als frostig seyn konnte. Man setzte sich zu Tische; man ließ Wein bringen, das kalte Blut des Capitains anzufeuren, und jeder brachte ihm die Gesundheit seines jungen Freundes und seiner Liebste. Auf die Gesundheit meines Schwiegersohns! sagte der Vater. Auf die Gesundheit meines Schwiegervaters! sagte der Kaufmann. Hier sperrete der Capitain Augen und Ohren auf, und sein Erstaunen war ausserordentlich. Er hatte geglaubt, seinen Freund krank und übel bewirthet zu finden, wie man es meistentheils in einem fremden Hause ist; und fand ihn voller Freude, ohne den geringsten Zwang, als ob er in seiner Familie wäre. Dieser misantropische Seemann wuste nicht, was er von diesem Abendtheuer denken solte. So phlegmatisch er aber war, so schnell faßte er doch seinen Entschluß. Er hörte alles an, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, so brach er das Stillschweigen durch einen Spaß nach seiner Art: zur Gesundheit der neuen Eheleute, sagte er. Die Ehen über Tische sind völlig nach meinem Geschmacke; sie kommen in einem Augenblick zu Stande, und zertrennen sich in einem Augenblick wieder.

Endlich ließ er sich ganz ernstlich erklären, wie weit man in der Sache gekommen sey. Er verdoppelte sein kaltes Blut, und versprach das Hochzeitfest auf dem Schiffe auszurichten. Komm, lieber Freund, sagte er zum Kaufmanne, du must helffen auf dem Schiffe Anstalt machen. Recht gerne, antwortete der Freund, ich habe ohnedem was aus meinen Koffern zu hohlen. Ich will meinem Schwiegervater meine Edelsteine zeigen. Sie begaben sich auch in der That gleich nach Tische dahin, und der Vater blieb mit Mariannen auf dem Schlosse, die sich auf der höchsten Spitze ihres Glücks sahe, und Lucilen so sehr eben nicht betauerte. Drey bis vier Stunden vergingen, und Marianne, welche ganz ungedultig war, ihren Liebhaber wieder zu sehen, fand, daß er zu lange aussen blieb. Die Ungeduld vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, bis jemand ohngefehr kam, und die Nachricht brachte, daß der Capitain mit dem Kaufmanne abgefahren sey, und daß man das Schiff schon weit in der See sähe. Man wollte eine so unwahrscheinliche Sache lange nicht glauben. Man lief an das Ufer, und ward das Schiff kaum mehr gewahr. Es

ist unmöglich, die verschiednen Urtheile alle anzuführen, die man darüber fällte. Niemand konnte sich die Ursache einer so wunderlichen und schleunigen Abreise vorstellen. Ich will es dem Leser nicht rathen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Das Ende der Geschichte ist nicht mehr weit.

Nachdem man verschiedene Tage hinter einander unzählliche Betrachtungen über die Erscheinung dieses verliebten und reichen Reisenden angestellt hatte, so vergaß man ihn endlich, wie einen Traum. Angenehme Träume aber machen oft sehr tieffe Eindrücke auf das Herz einer jungen Person. Marianne konnte diesen zärtlichen Liebhaber nicht vergessen, und sie verdient, daß wir sie einen Augenblick betauern. Jedermann betauert sie, nur Lucile nicht, welche eine boshafte Freude empfand, durch die sie sich ein wenig wegen ihres muthwilligen Verlusts schadlos hielt. Ihr Liebhaber hatte die Gelegenheit ergriffen, und sich mit dem Capitain eingeschifft, fest entschlossen, niemals wieder zu kommen; und der Edelmann, weil er sahe, daß man Mariannen dem Kaufmanne versprochen hatte, ließ es sich auch nicht einkommen, um Lucilen von neuen anzuhalten. Der Vater hielt also für nöthig, die Verbindung mit Mariannen wieder vorzusuchen. Sie wolte sich ihm auch aufopffern, weil diese Heyrath den häuslichen Umständen ihres Vaters, welche die besten nicht waren, ziemlich vortheilhaft schien. Die Ehestiftung war schon aufgesetzt, und man machte Anstalt zur Hochzeit.

Wie ging es aber dem Kaufmanne, seit dem wir ihn aus dem Gesichte verlohren haben? Er war dem Capitaine nach seinem Schiffe gefolgt, wo er einige Edelsteine hohlen wollte. Er hatte ihn auf dem Wege von dem Vergnügen unterhalten, das Glück eines so würdigen Frauenzimmers machen zu können. Er langte auf dem Schiffe an, wo er alle seine Koffer auspackte, die Edelsteine und nöthigen Handschriften herauszunehmen. Er brachte hiermit geraume Zeit zu; endlich wollte er wieder auf das Schloß zurückkehren. Wie erstaunte er aber, als er sahe, daß sich das Schiff vom Ufer entfernte. Er schrie, und lief zu dem Capitaine welcher auf dem Obertheile des Schiffs war, wo er in aller Ruhe eine Pfeiffe Taback rauchte. Liebster Freund, schrie der unruhige Liebhaber, wir stoßen ja vom Lande. Ich weiß wohl, antwortete der Capitain ganz frostig und rauchte fort. Es geschiht also auf Ihren Befehl, versetzte der andre? Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich vor meiner Abreise noch diese

Heyrath zu Stande bringen will? Warum spielen Sie mir einen so grausamen Streich? Weil ich Ihr Freund bin, sagte unser Tobacksschmaucher. Wann Sie es sind, versetzte der Kaufmann, so stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung, führen Sie mich in die Insel wieder zurück, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie. Der feurige Liebhaber wirft sich ihm zu Füssen, er ist untröstlich, er weint. Kein Erbarmen! Der Capitain rauchte seine Pfeiffe aus, und das Schiff läuft immer seinen Weg fort. Umsonst stellt ihm der Kaufmann vor, daß er sein Wort gegeben habe, daß seine Ehre und sein Leben davon abhange. Der unerbittliche Freund schwört ihm, er werde es nimmermehr zugeben, daß er sich mit einer Million Vermögen verheyrathe, ohne Zeit zu haben zu überlegen, was er thue. Man muß, sagte er, diese Liebe ein wenig auf dem Meere spatzieren führen, um zu sehen ob sie nicht kälter wird, wenn sie einmal unter der Linie weg ist.

Endlich endigte sich diese Spatzierfarth bey Toulon, wo der Capitain anlandete, weil er sahe daß sein Freund verzweifeln wollte. Dieser suchte sogleich ein ander Schiff und kehrte in die Insel zurück. Beynahe wäre er zu späte gekommen. Zu Mariannens Glück aber war ihre Heyrath noch nicht weiter als bis zur Unterschreibung der Ehestiftung gekommen. Einige tausend Pistolen, die man dem Edelmann gab, machten den ganzen Contract nichtig. = = Der Schluß ist wie der Schluß von allen Romanen.

* * *

Lieder.

Der müßige Pöbel.[1]
Niklas.[2]
Der Neid.[2]
Der Furchtsame.[3]
An die Liebe.[4]

Monat September 1751.

Ueber das Heldengedichte der Messias.[5]

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines jeden Geschmacke seyn möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegen=

[1] [Vgl. Bd. I, S. 84.] [2] [Vgl. Bd. I, S. 86.] [3] [Vgl. Bd. I, S. 28.] [4] [Vgl. Bd. I, S. 89 f.]
[5] [Hierauf folgt die 1753 in den fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten der Briefe aufgenommene Kritik der Anfangsverse des Klopstockischen Messias; vgl. Bd. V.]

heit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften, und folgendes Schreiben einnehmen, welches eine eben so feine als zu unsern tändelnden Zeiten nöthige Satyre enthält.

An den Herausgeber.[1]
Die Triebe der Menschen.[2]
Die Ewigkeit gewisser Gedichte.[3]
Fabull.[4]
Auf ein Duell.[5]
Sextor.[6]
Turan.[6]
Der kranke Stax.[7]
Von Codyllen.[8]
An die Candida.[9]
An den Lascon.[10]
Rufus.[11]
Faustin.[12]

Monat October 1751.

Das einzige Denkmahl, woraus man sich einen Begrif von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gesinnungen, machen kan, ist des Ovids Kunst zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als grosse, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nemlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter seyn. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bey denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter

[1] [Das Schreiben An den Herausgeber ist Antipompiel unterzeichnet und von Kästner verfaßt.]
[2] [Mit K** unterzeichnet, ebenfalls von Kästner.] [3] [Vgl. Bd. I, S. 6.] [4] [Vgl. Bd. I, S. 19.] [5] [Vgl. Bd. I, S. 31.] [6] [Vgl. Bd. I, S. 36.] [7] [Vgl. Bd. I, S. 20.] [8] [Vgl. Bd. I, S. 7 „Bavs Gast."] [9] [Vgl. Bd. I, S. 17 „An die Dorilis."] [10] [Vgl. Bd. I, S. 4 „An den Marull."] [11] [Vgl. Bd. I, S. 7.] [12] [Vgl. Bd. I, S. 161 f.]

zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genusse schweift, und selbst in dem Genusse schmachtet.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bey dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifrern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italiäners Pietro Michele *arte degli amanti* ist eine Sammlung süsser Grillen und wortreicher Tändeleyen. Kan auch ein Italiäner von der Liebe schreiben ohne zu platonisiren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy sind lächerlich ernsthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleyen, die nach dem Hotel de Rambouillet schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als[1] schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen, und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard hat uns in seiner Kunst zu lieben ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget seyn ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekant geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deßwegen mißfallen sollte, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I stehet? **)

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reitze zu

) L'art d'aimer, nouveau poeme en six chants par Mr.**; edition fidele, et complette, enrichie de figures. à Londres, aux depens de la compagnie. MDCCL. en 8.

[1] mehr als [fehlt 1751; von Lachmann eingefügt. Vielleicht ist aber auch zu ändern:] da wird man sicherlich schulmäßige Declamationes finden,

nehmen, ohne sie Einschränckungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sey. Der Dichter hat sich nicht vorgesetzt die Natur zu ersticken, sondern die Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden, und das zärtlichste Frauenzimmer beyzubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kan sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser in Stand zu setzen den Plan zu übersehen; und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu setzen, von der Ausführung zu urtheilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsatzes, und den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lieben, „ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, die die „Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen Flammen „zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die Gunstbezeigungen „für den Preiß der Beständigkeit zu erkaufen, den Argwohn bleicher Mit„buhler zu ersticken; dazu gehöret eine Kunst, dazu gehören Lehrmeister „und Regeln." Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene setzen. Der Dichter weiß von keiner Muse ausser von seiner Zulni, „die Geliebte, deren Reitz die Tugend borgen würde, wann sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte." „Wende diese Augen „auf mich, worinne dein Hertz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet, „und die siegende Liebe lächelt. Ein einziger deiner Blicke bringt jenes „erhabene Feuer, jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger „beleben, in meine Seele. Sey meine Muse. Wo soll ich eine zärt„lichere finden? Komm führe meine Hand, leihe meinem Liede deine „Anmuth. Indem ich die Liebe erhebe, singe ich dich, Zulni!" — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe, er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge, das schönste Geschenk sey, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fliessen lassen, er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfindlichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sey, welche das Schicksal uns zu lieben, und von uns geliebt zu werden bestimmt habe.

„Unsere Neigungen sind bestimmt, umsonst sind unschiffbare Meere un„überwindliche Scheidemauern zwischen zwey jungen Herzen, gebohren „einander zu fesseln. Ein unvermutheter Augenblick bringt sie zusammen. „Wäre sie auch unter dem brennenden Himmelsstriche gebohren, wo Phö„bus die wilden Mexicaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrohrnen, „wüsten und schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre „streiten, auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur er„blasset; und der Himmel hat ihr die Beherrschung eurer Wünsche vor„behalten; so wird nichts diese ewigen Rathschlüsse hintertreiben." Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er welches die Merckmahle der wahren Liebe sind. „Von den Reitzen einer jungen Schönheit ge„blendet bleibt man bey dem ersten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das „Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, die „Stimme wird schwach; das Herz scheint sich loszureissen, und dem Gegen„stande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; alles „mahlt euch seine Reitze, alles redet euch von ihm. Abwesend betet ihr „sie an; sie ist gegenwärtig und ihr erbleichet. Eure gemeinsten Reden „scheinen verworren; ihr drückt viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt „sich einige Hoffnung, die Furcht theilet sie. Furchtsam, ungewiß, voll „von einer redenden Verwirrung, fallen die Blicke nur zitternd auf „sie. — — Ja gewiß, dieser ist der bezaubernde Gegenstand, welcher „euch zu gefallen, gebohren ward. Und hat ein solches Schicksal unter „so viel Reitze ein für die Tugend gebildetes Herz verborgen, ist ihr „Geist eben so groß als ihre Schönheit, so liebt, so unterwerft euch „ohne Murren." — — Allein wie oft widersetzen sich Geitz und Hochmuth dem Fortgange der Liebe. Glückliche Zeiten der ersten Welt, da ein König wenn er liebte, nicht seine Krone, sondern die Heftigkeit seiner Liebe prieß! — — Hierauf beschreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erste Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da ist das Herz nicht taub. Doch jemehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünschet, desto mehr fürchtet sie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das meiste; ein Herz das man wohl angegriffen hat erobert man gewiß. Man verschaffe sich eine erste Zusammenkunft; man drücke sich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hofnung nicht benehmen. Gebt

mehr auf das übrige Betragen der Schönen Acht, als auf ihre Rede. Schreibt ihr, wenn sie zu sprechen unmöglich ist. Die Liebe war es ja, welche die Kunst die Worte abzumalen und den Ton sichtbar zu machen erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden sind, wann die Schöne hartnäckig darauf besteht, unempfindlich zu scheinen. Er erläutert seine Lehre mit einem Beyspiele des Herzogs von Nemours und der Prinzeßin von Cleves. Eine angenommene Gleichgültigkeit lockt das geheimnißvolleste Herz aus. Was feste genug zu seyn scheinet hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwischen.

Die Glieder des zweyten Gesanges sind folgende. Die Gelegenheit ist oft der Liebe vortheilhaft, man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bey der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind seyn. — — „Folget überall den „Schritten eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, liebet nichts, „als ihre Reitze. Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt und man gefällt „dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm gefallen will.“ Die Orte wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spatziergänge. „Der Schauplatz ist den Wünschen der „Verliebten günstig und das Hertz zu erweichen bietet er glückliche Augen„blicke an. Durch ihre Teuschereyen macht die zaubernde Scene ihren „Betrug angenehm, schmeichelt, reitzet und bewegt ꝛc. — — Allzuliebens„würdige Goßin, bricht der Dichter zum Schlusse dieser Materie aus, „empfange hier den Preis, den dir tausend von deinen Reitzen besiegte „Liebhaber darbieten. Ja, die schmeichelnden Töne deiner rührenden „Stimme, deine Thränen, deine Blicke, deren Anmuth bezaubert, schiessen „überall siegende Pfeile der zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch deine „Augen; dir ist sie alle Herzen schuldig. Glücklich, wer dich sehen kan, „wer mit dir sprechen, wer dich hören kan! Glücklich, wer dir gefallen „kan! Glücklich den dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglükt, „wer sein Glück in deinen bewegten Augen lieset! Empfange diese Verse, „die die Liebe erzeugte. Ich singe ihre Reitze und du machst sie be„kannt.“ — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in so süsse Entzückungen zu versetzen fähig ist? — — Der zweyte Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet sie durch

sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige Schauspiele. Die „allzeit siegende Liebe weiß da von keinem Hindernisse, und alle ver„einigte Künste bieten alle Arten des Vergnügens an. Sucht ihn, redet „ihn an, den Gegenstand eurer Wünsche. Die schmeichelnde Harmonie „der Lullischen Töne, welche die Liebe mit den Gesängen des Quinaut „verband, wird sie ganz mit einer schmachtenden Verwirrung erfüllen, „und auf ihrem Munde werdet ihr die Strenge erblassen sehen. Wenn „Cadmus feyerlich die Treue schwört, so werden ihre Augen euch eine „ewige Liebe schwören. — — Clio glänzet im Winter, Flora im „Frühlinge; jede hat ihre Zeit. Liebt die reizenden Betrügereyen der „ersten, doch vergeßt nicht, daß man auch der Natur ihre Augenblicke „geben müsse. — — Unter jenen wachsenden Lauben, wo die Götter des „Lachens herumflattern und Philomele durch zärtliche Klagen entzückt; „da könnt ihr dem geliebten Gegenstande eure zärtlichsten Gesinnungen „durch eure Augen erklären. Laßt eure Begierden in allen euren Be„wegungen lesen; alles entdecke an euch die heftigste Glut. Habt einen „traurigen Anblick, einen langsamen Gang. Suchet nichts als ihre Augen, „fliehet sie dann, und suchet sie wieder. Ueberall wird euch ihr Herz „folgen, und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärtlichkeit verrathen „lassen." — — Hierauf weiset der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde zu gefallen sey. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwohl ist es bey seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bey einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nöthig sie „besser zu überzeugen, so lasset ganze Ströme derselben aus den Augen „brechen. Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und ihre „süsseste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre theuersten Myrten sind „mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kan, kennet ihre Anmuth „nicht. — — Endlich siegt die Liebe und die Strenge wanket. Die „Zärtlichkeit flimmert in den schmachtenden Augen; die Unbewegliche wird „bewegt, und erkühnt sich nicht den Fuß aus der Falle zu ziehen, die „ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf ihrer zitternden Hand „ein; ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die Sprache des Herzens. „Liebe, umsonst flieht man dich! Alles empfindet deine Gewalt, alles

„weichet deinen Reitzen; so gar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. „Kom, Kolossus von Rauch, siehe den Hochmuth eines deiner größten „Meister biegen, und lerne dich kennen.“ Hierauf beschließt der Dichter den zweyten Gesang mit der Erzählung der Liebe des Cartes; die uns aber ein wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter, mit Namen Francine gehabt hat: so wie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der lasterhaften und nichtigen, und der weisen und dauerhaften Liebe an. Vor allen muß man sich bemühen den Character des geliebten Gegenstandes zu erforschen. „Seine Geliebte zu be„zwingen, muß man aufmercksam ihr zu gefallen, und von seinem Vor„satze ganz erfüllet seyn; nach ihrem Geiste, nach ihrem Geschmacke muß „man sich falten, dencken, lieben, handeln wie sie, und sich ganz in sie „verwandeln. Ist sie eine Schülerin der ernsten Weisheit, trägt sie in „ihrem Herzen ein langsames Feuer, welches sie bestreitet? Geht nicht „allzukühn fort, und schonet ihre Tugend. Vereinigt sie mit der Liebe „einen philosophischen Geist? Redet, den Malebranche in der Hand, nichts „als Metaphysick. Tadelt sie? Tadelt. Lobt sie? Lobt. Tanzet sie? „Tanzet. Singt sie? Singet. Mahlt sie? bewundert ihre Werke. Lieset „sie euch ihre Verse? verschwendet die Lobeserhebungen.“ — — Diese Erforschung der Charaktere muß auf beyden Theilen seyn, und keines muß glauben, der Verstellung berechtiget zu seyn. Wer tugendhaft ist der scheint es, und die Verbergung der wahren Gestalt ist ein gewisser Beweiß von ihrer Häßlichkeit. Man bestrebe sich also durch Verdienste liebenswerth zu werden; aus der Hochachtung entspringt die Liebe; man habe die Gesinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äusserliche Vortheile, die nur von allzukurzer Dauer sind; man schmücke seinen Geist mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmüthige Gesinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines Stutzers; man sey gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphysik und Versen, eine Prahlerey, die der üble Geschmack zu rechtfertigen scheinet;

man vermeide den lächerlich kostbaren Ton der Neologisten; man sey kein Lustigmacher, der die geringsten Fehler auch seiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit roth macht und die Unschuld zum Schaudern bringt; man halte sich zu Grossen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit ist. — — Hier ist der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleyen die er diesem und jenen französischen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, sind nicht zu übersetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. La Fontaine, Moliere, Racine, Regnard, Nericant, La Chaussee, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Mahler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hiebey vermeide man das französische Vorurtheil, die Nachbarn zu verachten. „Es giebt gewisse in ihre Sphäre so eingeschränkte Geister, die „nur den Himmelsstrich preisen, unter welchem sie gebohren sind, furcht„sam ihren Großältern nachschleichen und nur die Güter loben, die vor „ihren Augen wachsen. Für sie ist ausser Paris kein Genie anzutreffen, „und das Chaos fängt an, da wo sich Frankreich endet. Leget diesen „närrischen Hochmuth, den ihr mit der Milch eingesogen habt, ab. In „den wildesten Gegenden giebt es Pilpais. Der abergläubische Spanier, „der selbstmörderische Engländer haben Sitten und Gaben. Erforschet „ihren Geschmack und macht euch der Schätze zu Nutze, welche die Natur „andern Ufern vorbehält.“ — — Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landsleuten noch unzähligmal wiederhohlen und unzähligmal umsonst wiederhohlen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweykampf, die Frucht des falschen Muths. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben, und will in einer kleinen Geschichte lehren; wie vermögend ein Frauenzimmer sey, diese Raserey bey Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im Ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt, daraus hersetzen: „Was empfindet man, was will man, „wenn man liebt? Belehre mich Zamor, warum mein zitternder Geist, „wenn ich mit dir rede, eine ihm sonst unbekannte Verwirrung fühlt. „Mein Herz zerfließt, wenn ich dich sehe. Seitdem dich ein Gott in „diese Insel führte, begleitet und entzückt mich dein Bild Tag und Nacht.

„Der zärtliche Eindruck deiner geringsten Reden, wird immer in mir „neu, und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich deiner langen „Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach welcher Unterschied! „Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für dich empfinde. — — In „was für ein Gift würde sich meine Liebe verwandeln, wenn Zamor „nicht so sehr liebte, als er geliebet wird."

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an. Bey diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reitze des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne Dienst seyn muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonnet sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weihet, Verliebte, dieser bezaubernden Kunst einige Augenblicke, mehr euch beliebt zu machen, als in „die Klasse der Schriftsteller zu kommen. Sie weiß den Eingang in das „unwirthbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, Sturmwinde hat „man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein die Strenge des „Herzens." — — Von der Poesie kömt er auf die Vortheile des Schmauses, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus bietet die zärtlichsten Geständnisse dar, und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musick und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit. — — „Auch das Spiel ist für Liebhaber. Die Munterkeit „hat den Vorsitz, bey diesem lachenden Streite, den das Schicksal ent„scheidet. Der Verdruß, die lange Weile werden auf Flügeln der Zeit „davon geschickt. Jeder Augenblick bekömt eine neue Gestalt. Das Glück „flattert herum, es drohet, es lacht; die Hofnung strahlet und verschwindet; „das Gold wächset und vertrocknet. Doch wollt ihr den Augen derjenigen „gefallen, welche euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruff eines Spielers „von Profeßion. Das Herz wird getheilt, eure Geliebte aber will es „ganz besitzen." Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verliehren, die man beständig zu sehen, sich zu einer süssen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet; man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwey Körper welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen, und aus Liebe ein Menschen=

feind werden. Man muß fortfahren seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das „geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung theile euern Tagen „neue Anmuth mit. Bringet der Welt eine geschmeidige Biegsamkeit „davon her, und verbindet euch die Gemüther durch einen willigen Um„gang. Besonders erwerbt euch den Schatz eines weisen Freundes, an „dessen Werth weder Ehre noch Gold kömt. Er ist eine Quelle von „Tugenden, die euch nützlich sind; er ist eine leuchtende Fackel auf den „dunkelsten Wegen; nach der Liebe ist er das kostbarste Geschenke des „Himmels. Bey ihm leget alle Geheimnisse eurer Seele nieder, nur nicht „die Geheimnisse eurer Liebe." Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sey. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beyspiel Heinrichs des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle Destrees erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen geniessen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freyen Zutritt bey seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie in etwas abhanget. Hierunter gehören vornemlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnsessel gekrümmt, „schwach und kolsternd, voller Galle gegen die jetzige Zeit, wider die „Jugend und ihre ausserordentliche Verschwendung? Setzt er seine Ehre „und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er schwimmt ohne es „zu geniessen? So rühmt seinen jetzigen und zukünftigen Reichthum, und „heimlich beklagt seine wirkliche Armuth." Oft bestimmt so ein Wütherich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerey gehölet hat, welche die Reue, der Irrthum, die Tyranney bewohnen. Doch dieser Aufenthalt ersticket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bey vielen, weil sie allzugewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der „zuversichtliche Medor verläßt sich auf seinen Sieg und wenig bewegt „von der Unruhe seiner Geliebten, betrachtet er mit einem heutern Auge „sein Glück. Als ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen

„trotzt er ihrem Argwohne, und lacht über ihre Beängstigung. Er höret „ihre Klagen nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bey ihr ist er abwesend; und redet sie mit ihm, so ist er zerstreut; er betrachtet einen „Ring oder ein Bild, er ruft seinen Hund, er spricht mit ihm und „streuchelt ihn. Aus seiner umwölckten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und wenn die Geliebte ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis." — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen; wohl aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine allzulange Abwesenheit ist das traurigste Unglück für Verliebte. Es zu lindern schencke man sein Bildniß der Geliebten, und suche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe so wohl als die Freundschaft erlaubt den Gebrauch der Geschencke; diese aber müssen gewehlt seyn, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabey zu Rathe ziehen. Erhält man zum Gegengeschencke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches kostbare Pfand der zärtlichsten Liebe! Das sicherste Mittel ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, ist eine gleiche ungetheilte Liebe gegen die, von welcher man dieses Glück begehrt. Hier haben beyde Geschlechter gleiches Recht; und dieses so wohl als jenes kann sich über die Untreue des andern beklagen. Wie schädlich aber ist dabey eine stürmende Eyfersucht! Nimmermehr wird diese ein Herz wider zurück bringen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmuth von neuen gewonnen wird. Diesen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des ersten Franciscus Königs von Frankreich und der zwey Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Gesange nahet sich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beschreibt die Besorgniß der Geliebten durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzusehr zu sättigen, und in der That sind diese Gunstbezeigungen oft die Mörder einer Leidenschaft, die die wohlgegründeste zu seyn schien; weil sie meistentheils die Mängel auf beyden Theilen entdecken. Hier hat also der Liebhaber seine ganze Kunst anzuwenden, jene Besorgniß zu zerstreuen, und sein gutes Glücke mit Behutsamkeit weiter zu treiben. Lobt er seine Gebieterin, so muß dieses Lob fein angebracht seyn. „Lobet mit Anmuth, und lobet „mit Genauigkeit. Man wird unhöflich, durch allzuviel Höflichkeit. Legt „ihr keine Reize bey, von denen sie, Danck sey ihrem Spiegel, weiß daß

„sie sie nicht hat. Bey der blassen Fanny lobet nicht die blühenden Rosen; „leihet ihr Schönheiten, allein ohne die Sache zu übertreiben. Ein über„triebenes Lob ist unschmackhaft, und man lacht drüber. Oft, euch zu „erforschen, lobt sie Reize an andern, die ihr der Himmel nicht beygelegt „hat: Wie lebhaft ist Iris! wie schöne ist Dorinde! Dieses ist ein heim„licher Fallstrick, den euch ihre Furcht leget. Sagt also, daß ihre Reize „nichts rührendes haben, und treibt die List so gar, bis sie zu verachten. „Das Lob einer jeden andern hat das Ansehen einer Critick." — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Person muß man vortheilhafte Namen geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet, daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderlich ist das Gemüth eines Frauenzimmers! Wie oft wenn man sich ihrem Besitze am nächsten geglaubt hat, sieht man sich am entferntesten davon! Diesen kleinen Wiederwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und wenn ja bey „der Geliebten Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch Wolken des Miß„trauens auf ihrer Stirne, und leset ihr in ihren Augen, daß ihr un„ruhiges Herz befürchtet nicht geliebt zu werden; so schwöret ihr, daß „eure Seele sie anbete, und wiederhohlt diesen Schwur hundertmal; be„netzt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre Reitze, fallet ihr zu Fusse, „rufet den Tod an. Wo ist das grausame Herz das hierdurch nicht sollte „gerührt werden?" Die Geliebte sucht die Verzweifelung zu stillen, durch längstgewünschte Gunstbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit sie einzuernten zu beobachten. Oft wird man in den süssesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für die sie aber nur allzusehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellet wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet? Folget ihr dahin; da ist es, wo euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersteht man sich alles, da erhält man alles.

— — „Muse, hier hemme deinen Lauf, und wag es nicht mit einem „allzukühnen Blicke in das Heiligthum zu dringen, wo das Opfer er= „blasset, und die Liebe es betrachtet. Dieses Geheimniß verlangt die „tiefste Verschwiegenheit. Laß auf deiner Stirne, Muse, die Anmuth „und Schamhaftigkeit verschwistert prangen; fliege in den Himmel zurück; „dein Weg ist vollendet. — — Liebe, du lehrest mich deinen Dienst, „und deine Geheimnisse, die du in meinen Liedern niedergelegt hast. „Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling, ich sang dein „Gesetz der Welt, und hatte noch nicht zwanzig Jahre."

Hiermit endet der Dichter seine Kunst zu lieben. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Zulni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angeruffen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urtheil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

* * *

Fabeln.

Der Tanzbär.[1]
Der Adler und die Eule.[2]
Morydan.[3]

Monat November 1751.

Die Religion.[4]

Monat December 1751.

Reise der Unschuld nach der Insel Cythere.

Es ist eine beglückte Insel, unbekannt den blinden Sterblichen. Die Luft, die man daselbst ahtmet, ist allezeit rein und heiter; die Jahrszeiten sind daselbst nicht dem Wechsel unterworfen, welchem sie in unsrer Hemisphäre unterworfen sind; die Fläche der Wasser wird durch nichts, als Zephyre in Bewegung gesetzt, und niemals hat das Herz der glücklichen

[1] [Vgl. Bd. I, S. 158.] [2] [Vgl. Bd. I, S. 157 f.] [3] [Vgl. Bd. I, S. 188 f.]
[4] [Vgl. Bd. I, S. 255—267.]

Einwohner dieses schönen Aufenthalts die Stürme empfunden, welche die Heftigkeit der Leidenschaften und ausschweifenden Affecten erwecket. Die Unschuld, die Beherrscherin dieser angenehmsten Insel, hat ihren Thron nirgends, als in den Herzen ihrer Unterthanen. Sie lieben ihre Regierung, und wissen von keinem andern Vergnügen, als von dem Vergnügen, ihr getreu zu seyn. Hier war es, wo die reizende Themire ihre glücklichen Tage in dem Schooße der Beherrscherin, deren Liebling sie war, zubrachte; als sich das Schicksal ihrentwegen erklärte, und die Unschuld in die allerlebhafteste Unruhe versetzte. Sie hatte diesen Herren der Götter und Sterblichen wegen der Zukunft ihrer Geliebten um Rath gefragt. Themire, erhielt sie zur Antwort, muß nach Cythere gebracht und daselbst ihrer eignen Aufführung überlassen werden; ihr Glück oder Unglück hanget von ihrer Treue gegen dich ab. Die Unschuld seufzete; doch wenn das Schicksal einmal geredet hat, so ist es unmöglich, seine Aussprüche zu verändern. Zu allem Glücke hatte man der Unschuld nichts, in Ansehung dieser unglücklichen Reise ihrer Untergebenen, vorgeschrieben. Sie beschloß also, sie in ein Land zu begleiten, welches sie selbst nicht kannte, und sie, wenn es möglich wäre, wider alle Gefahr zu vertheidigen, der sie etwan ausgesetzt werden möchte.

Themire, voller Vertrauen auf die Unschuld, deren Willen sie allezeit blindlings nachgekommen war, verließ ohne Widerwillen die glückliche Insel. Kaum waren sie an das Ufer eines Meeres gelangt, dessen Fläche ruhig scheinet, welches aber gleichwohl durch unzählige Schiffbrüche bekannt ist, als sich die geschäftigen Bootsleute, sie nach Cythere überzubringen, anbothen. Das Vergnügen, die Weichlichkeit, die Neugierde, die Gelegenheit führten sehr prächtige Schiffe, auf welchen eine Menge Reisender Themiren die Hand bothen, sie zur Ueberfahrt in ihrer Gesellschaft zu bewegen. Endlich kam ein ehrwürdiger Alter, welcher nichts als eine kleine Barke ohne Zierrathen führte, und both gleichfalls seine Dienste an; er nannte sich die Schuldigkeit, und die Unschuld, ohne sich bey der Unansehnlichkeit seines Schiffchens aufzuhalten, stand nicht einen Augenblick an, Themiren hinein steigen zu lassen. Es soll euch nicht gereuen, daß ihr mich vorgezogen habt, sagte der Alte zu ihnen; ich kenne alle Klippen um Cythere herum, und kein einziger von denen, die mich zu ihrem Führer erwählt haben, ist unglücklich daselbst angelandet. Wie kömmt es aber, fragte ihn Themire, daß dein

Schiff so klein ist; kaum daß wir darinne Raum haben? Es ist nur noch allzugroß, antwortete der Alte, wenn man die wenige Anzahl der Reisenden bedenkt, die mich auf diesem gefährlichen Wege zu ihrem Leitsmanne nehmen. Indem er so redete, stieß die Barke gegen die Insel ganz sanfte ab, der die prächtigen Schiffe folgten, welchen Themire den Vorzug würde gegeben haben, wann die Unschuld sie nicht zu dem Schlusse gebracht hätte, sich für die Schuldigkeit zu erklären. Doch gar bald lernte sie einsehen, wie vieler Gefahr sie ihre Folgsamkeit überhoben habe. Die Winde der Eifersucht, des Argwohns, der Unbeständigkeit fingen gewaltig an zu toben; und indem die kleine Barke an dem Ufer der Insel anlandete, scheiterten die andern Schiffe, nachdem sie lange genug der Wuth der Wellen widerstanden hatten. Verschiedene von den Reisenden kamen um, ehe sie das Land erreichten, und die andern entkamen nicht anders, als mit Verlust der reichen Edelsteine, die sie mitgebracht hatten.

Das ganze Ufer erscholl von dem Geschrey dieser Elenden. Der eine beweinte seine verlohrne Ruhe, der andre seine Ehre, dieser seine Gesundheit, und hundert andre Güter, deren Erzählung viel zu lang seyn würde. Die Unschuld, welche des Schicksals dieser Unglücklichen wegen sehr bekümmert war, vergaß auf einen Augenblick ihre Untergebene, und dieser Augenblick war genug, Themiren zu verlieren. Dieses war der Wille der Götter, welcher dieses liebenswürdige Mägdchen auf die Probe stellen wollte, damit sie ihre Tugend in allen ihrem Glanze zeigen könnte. Sie hatte bey dem Eingange eines Lustwäldchens, welches nicht weit vom Ufer war, ein Kind ganz in Thränen gefunden, welches seine kleinen Hände gegen sie ausstreckte, und sie um Hülfe anzuruffen schien. Themire ward vom Mitleiden durchdrungen und näherte sich ihm. Es zeigte ihr mit dem Finger einen Jüngling, welcher sich vergebens bemühte einen Pfeil heraus zu ziehen, welcher ihm das Herz zu durchbohren schien. Themire wollte ihm ihn helfen herausziehen, kaum aber hatte sie diesen unglücklichen Pfeil angerührt, als sie sich selbst verwundet fühlte, und die gemeinschaftlichen Bemühungen, ihn heraus zu reissen, nutzten zu nichts, als ihn tiefer hinein zu treiben. Themire ward von einer Wehmuth ergriffen, welche sie bisher nie empfunden hatte, schlug die Augen nieder und seufzete.

Der Unbekannte, welcher die Natur des Uebels, das ihn betroffen

hatte, nicht besser kannte, sahe sie an, und unterstund sich nicht, sein Stillschweigen zu brechen. Als einige Augenblicke in einer Art von Trunkenheit verflossen waren, erinnerte sich Themire, welche fühlte, daß ihr Herz zum erstenmal gerühret war, und vor den Seufzern erstaunte, welche ihr wider Willen entfuhren, auf einmal ihrer Königin.

Ach! liebste Unschuld, rief sie aus, wo bist du? Warum hast du mich verlassen, oder vielmehr durch welche Bezauberung habe ich mich entschliessen können, mich von dir zu trennen? Als Themire diese Worte aussprach, vergoß sie einen Bach von Thränen. Lisidor, (dieses war der Name des jungen Menschen, welchem sie hatte wollen zu Hülfe kommen) fiel auf seine Knie, trocknete ihre Thränen ab, und beschwor sie, ihn zu lehren, was er thun müsse, um ihr ihre Ruhe wieder zu geben. Mir geht es eben so, antwortete Themire. Ich habe meine Gesellschafterin, meine liebste Unschuld, verlohren. Ich kan ohne dieselbe nicht glücklich seyn, und ich will alle meine Kräfte daran wenden, sie wieder zu finden. Ach! schöne Themire, versetzte Lisidor, kanst du denn das Vergnügen, welches ich schmecke, indem ich dich sehe, nicht theilen? Ich habe so, wie du, alles verlohren, da ich an dieser Insel angelandet bin: aber ein einziger Blick von dir ersetzet meinen Verlust, und ich kenne weiter kein Gut mehr, als dieses, daß ich dich anbete, daß ich dir es sage, und daß ich sehe, daß du meine Flamme mit mir theilest. Vergiß die Gespielin, deren Andenken unsre Glückseligkeit vergiftet. Ich habe deine Zärtlichkeit gegen mich aus deinen Augen gelesen. Ueberlaß dich derselben ganz und gar; laßt uns einsam in diesen Gebüschen den übrigen Theil der Sterblichen vergessen. Was schlägst du mir vor? antwortete ihm Themire. Ich kan mich nicht verstellen; ich fühle, daß ich dich mehr liebe, als mich selbst, daß ich dich Zeit Lebens lieben werde: aber diese Liebe wird niemals die Treue wankend machen, welche ich meiner Königin schuldig bin. Unser Glück kan nicht vollkommen seyn, wenn ich sie verlasse. Erlaube, daß ich sie suche; wir wollen den Göttern die Sorge, einander wieder zu sehen, überlassen. Du willst mich verlassen, Themire, antwortete ihr Lisidor zärtlich; du willst also meinen Tod? Warum wollen wir diese Gespielin, welche dir so lieb ist, nicht mit einander suchen? Ach Lisidor! versetzte Themire, mein Herz sagt mir, daß wir sie beyde mit einander nicht finden werden. Als sie dieses gesagt hatte, verließ sie ihren Liebhaber und suchte mit der größten Un-

ruhe die Unschuld, welche seit dem Augenblicke, da sie sie aus dem Gesicht verlohren hatte, sie ihrerseits vergebens suchte.

Amor empfand ein boshaftes Vergnügen über die Unruhe der Unschuld. Sie hatten sich seit langer Zeit entzweyt, aber der Gott von Cythere suchte sie wieder zu versöhnen. Er ging zu seiner Feindin, stellte sich, als ob er die Ursache ihrer Reise nicht wüßte, und fragte sie: Was hat dich denn hieher gebracht? Ich habe dich so lange Zeit nicht gesehen, daß ich dich kaum mehr kenne. Kanst du dich noch deswegen beklagen? Unbeständiger! versetzte die Unschuld. Konnte ich mich seit dem verhaßten Augenblicke, da du mir das Kunststück, die Buhlerey und die Wollust zu Mitbuhlerinnen gegeben, entschließen, wieder in deinem Reiche zu erscheinen? Erinnere dich derjenigen glücklichen Tage, da wir miteinander über die Herzen regierten, und gestehe, daß du seit dem Augenblicke deinen Ruhm verlohren, da du mich verlassen hast. Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen, antwortete Amor: aber giebt es kein Mittel wider dieses Uebel? und könnten wir nicht durch eine aufrichtige Versöhnung alles das Uebel wieder gut machen, welches unsere Scheidung unter den Sterblichen verursachet hat? Wenn du mir vergeben willst, so sollen dich die feyerlichsten Eide von meiner Beständigkeit versichern. Kan man sich auf Amors Eidschwüre verlassen? antwortete die Unschuld; und ist eine bloße Entschuldigung genug, alles Böse, welches du mir verursachet hast, wieder gut zu machen? Wie viel Herzen, in welchen ich unumschränkt herrschte, hast du nicht geraubt! Eben heute ist mir meine geliebte Schülerin durch deine Kunststücke entwendet worden. Sachte, Madame, unterbrach sie Amor; das ist eine von deinen gewöhnlichen Ungerechtigkeiten; du steckst in einem Vorurtheil. Wie oft haben nicht die Eitelkeit, der Vortheil und die Eifersucht meinen Namen geborget, um dir deine Schülerinnen zu rauben! Glaubst du denn wirklich, daß es die Liebe ist, welche die meisten Vereinigungen stiftet, über welche du seufzest? Ich wollte eine Erläuterung vermeiden, und war so gut, mich für schuldig zu erklären, um desto geschwinder Vergebung von dir zu erlangen: aber ich sehe wohl, daß ich mich förmlich rechtfertigen muß. Du machtest Staat auf die junge Chloe, und du zogst wider mich loß, als sie einen Liebsten nahm. An den Plutus hättest du dich deswegen machen sollen. Ich hatte gar nichts mit dem Handel zu thun, welchen sie mit einem Generalpächter schloß, und sein Gold machte die-

jenige Wunde, welche du meinen Pfeilen zuschriebest. Die junge Elise, welche, seitdem sie dich verlassen, ihre Liebhaber viermal verändert hat, hat mich nie gekannt. Bloß das Verlangen, den Vorzug vor Climenen zu haben, welche sie für nicht so schön hielt, als sich, hat gemacht, daß sie dich verlassen, damit sie um sich einen zahlreichen Hofstaat sehen möchte. Ich könnte dir noch tausend andere Exempel von deiner Ungerechtigkeit gegen mich anführen: aber ich habe dir es gesagt, ich will mich mit dir versöhnen. Was setzest du für einen Preiß auf die Vergebung, um welche ich dich bitte? Du misbrauchest vielleicht meine Aufrichtigkeit, antwortete ihm die Unschuld; doch will ich mich noch einmal deiner Leichtsinnigkeit aussetzen. Setze meine Ehre auf feste Gründe, und mache, daß diejenigen, welche durch Lieben mein Reich verlassen haben, der Verachtung derjenigen Liebhaber ausgesetzet seyn, welche sie mir vorgezogen haben; und auf diese Art will ich das Vergangene vergessen. Und ich, versetzte Amor, steh für das Künftige. Jede Vereinigung, welche nicht auf das Künftige gegründet seyn wird, soll von keiner Dauer seyn, und man wird aus der Unbeständigkeit der Liebhaber die Klugheit der Schönen auf das sicherste erkennen. Wir wollen mit Themiren den Anfang machen. Ich verheele dir es nicht, sie ist bey einem Liebhaber allein gewesen. Ich will sie einer großen Versuchung aussetzen, und du wirst sehen, ohne daran zweifeln zu können, ob Themire deiner noch würdig ist.

In dem Augenblicke versammlete Amor die unzählbaren Schönheiten, mit welchen seine Insel angefüllet ist. Er theilte unter dieselben diejenigen verführerischen Annehmlichkeiten aus, welche noch mächtiger sind, als die Schönheit. Er befiehlt den Zephyren, die Themire und den Lisidor mitten unter diesen schönen Trupp zu führen. Themire sieht endlich diesen Liebhaber wieder, von welchem sie so ungern geflohen war; da sie aber einzig und allein von der Unschuld eingenommen ist, so will sie auf sie zu, und will sich in ihre Arme werfen. Halt! sagte die Unschuld zu ihr, die Beständigkeit des Lisidor wird mich lehren, ob du noch meiner würdig bist. Themire erwartet bestürzt und zitternd den Befehl der Unschuld, und ob sie gleich überzeugt war, daß sie nichts zu befürchten hätte, so konnte sie doch kaum wieder zu sich selbst kommen. Lisidor schien anfangs bey dem Anblicke der Schönheiten, welche sich ihm zeigten, geblendet zu seyn. Er durchlief sie

mit begierigen Augen: aber nach einer kurzen Prüfung warf er sich Themiren zu Füßen, und schwur ihr eine ewige Beständigkeit.

Seit demselben Tage hat Amor seine Verbindlichkeiten niemals aus der Acht gelassen. Ein Liebhaber, welcher genug hat, wird ein flüchtiger Liebhaber, und dieser Gott hebt die Annehmlichkeiten der Beständigkeit nur für diejenigen auf, welche niemals die Unschuld von der Liebe trennen.

* * *

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Gedult gewürdiget hätte.

Mein Herr

Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem Deutschen Witze aufs höchste gekommen ist, und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten, und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutschland zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunct noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des Deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das bisgen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz biethen konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, Gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht mit dem Meßias, und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sey. In der Schweiz und in den derselben incorporirten Landen kann er allenfalls dafür gelten: aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es, zu dessen Beweise,

nicht genug, daß ihn noch kein G=== dafür erkennet? Siehe den Wurmsaamen, den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der Deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreyherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in 12 Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Naumann welcher schon über 10 Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem todten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Capelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher sein'en hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen, unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen, und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der critischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottscheds. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feyerlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so vieles weggenommen, hinzu gesetzt und verändert, und doch wuste er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen, und andern dergleichen poetischen Marcipanen, fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt,

und dadurch alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin ꝛc.

P. S.

* * *

Das Ebenbild. Eine Fabel des la Motte.

Die Welt ist voll falscher Beurtheiler. Man zeige ihnen ein gutes Stück: ihre unwissende Kühnheit schreibt es, kraft ihres Ansehens, einem Stümper zu. Sie finden darinne weder Geschmack, noch Stärke, noch Richtigkeit. Es misfällt ihnen bald hier, bald dort etwas. Sie schimpfen und verdammen alles im Namen der neun Musen. Ach! meine Herren, das thut der Stolz, und nicht der feine Geschmack. Nur eure Unwissenheit, ihr sogenannten Kenner, ist Schuld daran.

Ein gewisser Mensch wollte sich malen lassen. Ein jeder will einmal in seinem Leben gemalet seyn. Es ist der Eigenliebe eigenthümlich, daß sie Ebenbilder liebt. Diese Kunst, welche uns abmalet, scheinet uns auch zu vervielfältigen. Das ist nicht unsere einzige Thorheit. Als das Ebenbild fertig war, wollte unser Mann das Urtheil seiner Freunde, in der Malerey erfahrner Leute, darüber vernehmen. Betrachtet es, sagte er, und seht, ob ich getroffen bin, und ob es meine Gestalt ist. Gut, sagte der eine, man hat Euch schwarz gemalt, und Ihr seyd doch weiß. Der andere sprach: Was für ein verdrehtes Maul! Die Nase steht nicht am rechten Orte, setzte ein dritter hinzu. Ich möchte wohl wissen, ob Ihr solche kleine und finstre Augen habt? Und wozu dienen denn diese Schatten? Kurz, Ihr seyd es nicht, es muß ganz anders gemalet werden. Der Maler schreyt vergebens dawider; umsonst ärgert er sich. Auf diesen Rathschluß muß er wieder anfangen zu malen. Er arbeitet und verbessert, es gelingt nach seinen genommenen Maaßregeln, und er wollte diesesmal sein ganzes Vermögen drauf setzen, daß es vollkommen getroffen wäre. Die Kenner werden wieder zusammen beruffen, und sie verdammen noch einmal das ganze Stück. Das Gesicht, heißt es, ist zu lang, die Backen sind eingefallen, die Haut ist runzlicht, Ihr seyd schmutzig und wie ein Mann von sechzig Jahren gemalt; und, ohne Schmeicheley, Ihr seyd jung und schön. Nun gut, sagte der Maler, ich muß es noch einmal machen. Ich verspreche es euch recht zu machen, oder ich will meinen Pinsel darüber verbrennen. Als die Kenner weg waren, sagte der Maler

zu dem, der sich malen ließ: Wenn ich Eure Freunde bey ihrem rechten Namen nennen darf, so sage ich Euch, daß sie privilegirte Unwissende sind; und wenn Ihr erlauben wollt, so will ich sie morgen ertappen. Ich will eben so ein Bild, aber ohne Kopf, malen, und an dessen Stelle sollt Ihr Euren Kopf hinhalten. Laßt sie morgen wieder kommen; es soll alles fertig seyn. Ich bin es zufrieden, antwortete jener. Lebt wohl, bis auf morgen. Der Schwarm dieser Kunstverständigen versammlete sich den Tag darauf wieder. Der Maler zeigte ihnen das Bild ein wenig von ferne, und sagte: Nun, gefällt euch dieses besser? Was dünkt euch? Wenigstens habe ich den Kopf von neuem mit großem Fleiße gemalet. Warum laßt Ihr uns wieder ruffen? sagten diese. Warum zeigt Ihr uns diesen unausgearbeiteten Entwurf noch einmal? Wenn wir es aufrichtig sagen sollen, er ist es ganz und gar nicht; Ihr habt es noch schlimmer gemacht. Ihr irret euch, meine Herren, sprach der Kopf; ich bin es selbst.

* * *

Bey den itzigen Lustbarkeiten, an welchen das Theater den meisten Theil nimmt, wird es nicht unrecht seyn, dem Leser einige theatralische Anekdoten aus Paris zu erzählen.

Pechantre hatte in einem Wirthshause auf dem Tische einen Zettel liegen lassen, auf welchem einige Ziffern und über denselben die Worte stunden: Hier soll der König ermordet werden. Der Wirth, welcher sich schon über die Mienen und über die Zerstreuung dieses Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für seine Schuldigkeit, diesen Zettel zu dem Quartiercommissar zu tragen, welcher ihm sagte, er solle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tische käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu essen, so sah er sich mit einer Menge Häscher umgeben. Der Commissar zeigte ihm sein Pappier, um ihn von seinem Verbrechen zu überführen. Ach! mein Herr, sagte der Poet, wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich suche ihn schon etliche Tage. Das ist der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerspiele, an welchem ich arbeite, bringen will. Der Commissar schickte seine Häscher wieder nach Hause, und einige Zeit darauf ließ Pechantre sein Trauerspiel aufführen.

Der Comödiant Montfleury griff sich einmal so an, da er in der

Andromacha die Wut des Orestes vorstellte, daß er krank ward und starb. So hatte auch die Mariamne des Tristan dem Mondory den Tod verursachet. Daher pflegte man zu sagen, daß künftig kein Poet mehr seyn würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in seinem Leben einen Comödianten ums Leben zu bringen.

Timokrates, das Trauerspiel des Thomas Corneille, ward 80 mal hintereinander vor einer großen Menge Zuschauer aufgeführet, welche es beständig wieder gespielet haben wollten. Die Comödianten wurden müde, es zu spielen. Einer von ihnen trat einmal forn vor auf dem Theater und sagte: Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu sehen: wir aber sind müde, ihn zu spielen. Wir befürchten, wir werden unsere andern Stücke vergessen. Lassen Sie ihn uns doch nicht mehr spielen! Hierauf ward er nicht mehr wiederholet, und auch niemals wieder gespielet.

La Fontaine war bey der ersten Vorstellung seiner Oper Asträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Fast bey allen Stellen schrie er: Das ist abscheulich! Die Damen wurden müde, immer einerley zu hören, und sagten zu ihm: Mein Herr, das ist nicht so schlecht. Der Verfasser ist ein witziger Kopf. Es ist der Herr de la Fontaine. Ach! meine Damen, versetzte er, ohne sich was merken zu lassen, das Stück taugt nichts. Dieser la Fontaine ist ein dummer Kerl. Ich bin es.

Als Racine den Brunet sagen hörte: Meine Herren, das ist das Theater des Herrn Dancourt, erwiederte er: Sage vielmehr, sein Schaffot, sage vielmehr sein Schaffot!

Der Comödiant Chamesle starb, als er aus dem Kloster der Cordeliers kam, wo er zwey Seelenmessen, eine für seine Mutter und eine für seine Frau, hatte lesen lassen. Für diese zwey Messen gab er dem Küster 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber sagte zu ihm: Die dritte soll für mich, ich will sie eben hören gehen. Als er aus der Kirche ging, setzte er sich auf eine Bank bey der Thür der Allianz, welches ein Wirthshaus neben dem Comödienhause ist, wo er ein wenig mit seinen Cameraden plauderte. Als er zu dem einen sagte: Wir wollen heute zu Mittage mit einander essen, starb er.

In der Fastenzeit 1721 ward das Trauerspiel des de la Mothe, die Maccabäer, aufgeführet. Bey der Vorstellung desselben war dieses

etwas besonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut spielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachspiel nach den neuen Stücken aufzuführen, ist erst 1722 aufgekommen. Man spielte vor dieser Zeit die neuen Comödien allein, und begleitete sie erst, wenn sie 8 bis 10 mal waren vorgestellet worden, mit Nachspielen. Man glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Diesen zuweilen ungegründeten Vorurtheilen zuvorzukommen, ließ der Herr de la Mothe gleich bey der ersten Vorstellung seines Trauerspiels, Romulus, ein Nachspiel aufführen. Diesem Exempel haben hernach andere Comödienschreiber gefolgt, und sie wünschten alle, daß dieser Gebrauch möchte eingeführet werden: aber niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bey der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begriff von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des Französischen Theaters beyfügen.

Nichts ist ungewisser, als der Ursprung der Französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders, als muthmaßlich, davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweyten Linie der Könige von Frankreich. Man weis nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Roberts Gemalin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Comödianten bestimmen, und doch kan man noch nichts zuverläßiges davon sagen. Man bekömmt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Carls V. oder zu Anfang der Regierung Carls VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hiervon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weis, daß unterschiedene Bürger in Paris, aus einer Art von Andacht, unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters

errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigem Inhalte und besonders das Geheimniß des Leidens Christi, vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Daselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden: als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so ertheilte er ihnen im Jahr 1402 in einem Patent die Freyheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich Brüder des Leidens Christi nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreyeinigkeit, in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des alten und neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahr eben dieselbe Einrichtung. Aber man ward endlich diese allzu ernsthaften Schauspiele überdrüßig. Auf die Geheimnisse folgten moralische Handlungen, auf die moralischen Handlungen lustige Stücke, auf die lustigen Stücke Narrenpossen, oder vielmehr man machte aus allem diesem halb ernsthafte, halb possierliche Stücke, an welchen sich das Publicum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreyeinigkeit ward wieder ein Hospital, welches es bey seiner Anlegung hatte seyn sollen.

Im Jahr 1548 verließ diese Gesellschaft diesen Ort, und da sie sich viel verdienet hatte, so kaufte sie den alten Pallast der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk bestund. Sie ließ daselbst einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo sieht! Das Parlament erlaubte ihr, sich daselbst zu setzen, doch mit der Bedingung, daß sie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück spielen sollte.

Die Brüder des Leidens Christi, welche Profession von der Gottseligkeit machten, konnten sich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen sie ihr Theater zur Miethe einem Trupp Französischer Comödianten, welcher sich damals mit Erlaubniß des Königs zusammen that. Die Stücke, welche man damals spielte, waren schon ein wenig erträglicher, als die Stücke der Brüder des Leidens Christi. Der Geschmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunst, und die unter Franciscus I. wieder hergestellten Wissenschaften

hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man übersetzte die Lust- und Trauerspiele der Alten; man wagte es so gar, aus diesen Schauspielen neue Französische zu machen. Etienne Jodelle von Paris ist der erste unter den Französischen Poeten, welcher Schauspiele in Französischer Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieser Schauspiele machte den meisten Ruhm dieses Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnier war der Fortgang der dramatischen Werke in Frankreich nicht sehr merklich. Dieser letztere war aus la Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete seinen Geschmack nach den Trauerspielen des Seneca. Er bemühte sich, diesen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von seiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatische Poesie eine neue Vollkommenheit. Dieser lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht, als er. Er lieferte den Comödianten jährlich auf 6 Trauerspiele: aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des Französischen Theaters merklicher: aber Corneille und Moliere haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, la Chaussee und Boissy fortdauert.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06715 3919